P.o.germ.
19778/2 Temme

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24849.

Dunkle Wege.

Dunkle Wege.

Schilderungen aus der Wirklichkeit

von

J. D. H. Temme.

Lindauersche Bibliothek.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.

Inhalt.

Die dreifache Strafe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Eine Badegeschichte.

In dem Konversationssaale eines großen süddeutschen Badeorts war die eleganteste und vornehmste Gesellschaft des Bades versammelt.

Es wurde getanzt.

Unter den Tänzerinnen zeichnete sich besonders eine junge Dame aus. Sie war von auffallender Schönheit; eine hohe, schlanke Gestalt, ein regelmäßiges, feines, blühendes Gesicht, reiches, aschblondes Haar, tiefblaue Augen mit einem wunderbar sanften Blick. Ueber ihr ganzes Wesen war der Zauber einer sinnenden, fast melancholischen und doch klaren Sanftmuth ausgegossen. Sie konnte kaum achtzehn Jahre zählen.

Sie tanzte mit einem unbedeutenden jungen Manne, der irgendwo Gesandtschaftsattaché, Gardelieutenant oder Kammerjunker war.

Aber desto bedeutender war das Aeußere eines anderen Mannes, der sie fast nicht aus den Augen ließ.

Es war ein hoher, schöner Mann, etwa in der Mitte der dreißiger Jahre. Vielleicht war er noch jünger. Das sehr bleiche Gesicht machte ihn nur älter. Er trug den linken Arm in einer Binde. Seine Haltung war eine militärische. Eine Menge Orden schmückten auf einem einfachen, schwarzen bürgerlichen Rocke seine Brust. Unter allen Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft gehörte er unstreitig zu denen, die am meisten der Heilkräfte des Bades bedurften. Wunden und Kriegsstrapazen hatten ihm aber den frischen Muth und selbst die Kraft des Körpers nicht brechen können.

Auf der schönen Tänzerin ruhten seine Augen mit einer milden Liebe; man hätte sie eine väterliche nennen können, wenn nicht der leuchtende Blick der Augen manchmal, alles Andere um sich her vergessend, die wunderbare Schönheit des Mädchens umfaßt hätte.

Die junge Dame sah seine Blicke, sie sah die Liebe darin. Ihr freundlichstes und mildestes Lächeln belohnte ihn.

Der Tanz war zu Ende. Ihr Tänzer wollte sie zu ihrem Platze zurückführen.

Ich danke Ihnen, sagte sie.

Sie war an der Seite des hohen, blassen Mannes. Sie sah ihn mit liebender Sorge an. Man hätte eine kindliche Liebe darin finden können. Aber auch ihr leuchtendes Auge zeigte doch wieder eine andere.

Sie sind heute leidender. Wollten Sie nicht nach Hause gehen?

Nein, meine liebe Anna. Auch Sie würden dann den Saal verlassen.

Gewiß —!

Und das möchte ich eben nicht. Das Tanzen macht Ihnen Freude —

Nein, nein. Ich tanze nur, weil Sie es wünschten. Ich wäre viel lieber bloß an Ihrer Seite.

Nun, so gewähren Sie mir die Freude, ein Stündchen in Ihrer Gesellschaft hier verbringen zu können.

Unter Einer Bedingung.

Und?

Daß ich nicht mehr tanzen darf.

Sie sind der freundlichste Engel der Güte.

Sie hatte schon längst seinen Arm genommen, den gesunden, oder vielmehr, um den leidenden Mann zu führen, als von ihm geführt zu werden. Er duldete das so gern. So schritten sie in dem Saale langsam auf und ab.

Kein Auge war in dem weiten, glänzenden Saale, das nicht, wenn auch widerwillig, mit Bewunderung an dem schönen Paare hing.

Manche Lippen sprachen die Bewunderung aus.

Besonders gegen eine ältere Dame, deren Auge zugleich mit Entzücken auf das Paar sich geheftet hatte.

Sie sind eine glückliche Mutter, liebe Eisenhart. Keine Mutter hier im Saale, die Sie um solch' ein Kind nicht beneiden müßte.

Und doch, Gräfin, kann ich mein Kind nur mit schweren Sorgen ansehen.

Mütter machen sich immer Sorgen, liebe Baronin, oft gerade am meisten, wo sie am wenigsten Grund dazu haben.

O, ich habe wohl Grund. Der Oberst —

Aber ich bitte Sie, liebe Eisenhart, müßte man Sie um einen solchen Schwiegersohn fast nicht noch mehr beneiden, als um eine solche Tochter? Er ist reich, wie es heißt, sehr reich, von guter Familie, im Anfange der dreißiger Jahre schon Oberst, geehrt von der ganzen Armee wegen seiner

Tapferkeit, von seinem Kaiser dafür mit all' den Orden belohnt. Und dann sehen Sie sich den schönen Mann an. Und wie lieben sich die Beiden!

Das Alles ist wahr, liebe Gräfin. Aber es hat seine um so größeren Schattenseiten. Ich kann sie kurz zusammenfassen. Sein Rang in der Armee, seine militärische Ehre, die Liebe seines Kaisers — es sind zugleich eben so viele Aufforderungen für ihn, sobald seine Gesundheit wieder befestigt ist, zu seinem Regimente zurückzukehren. Und sein Regiment kämpft seit Jahren, und er mit ihm, am Kaukasus. In jenen wilden Kämpfen ist er geworden, was er ist. Zu ihnen will er zurück, muß er zurück. Und nun nehmen Sie mein armes Kind. Sie liebt ihn mit einer Innigkeit und Leidenschaft, vor der ich oft zittere. Kann sie in den wilden Krieg ihm folgen? Kann sie mit ihrer Liebe sich von ihm trennen?

Es ist das Schicksal aller Offiziersfrauen, liebe Eisenhart. Nur so kann der Mann für sich Ruhm und für sie Ehre gewinnen.

Aber auch für sich das frühe Grab und für sie — oh, für meine Tochter wäre sein Grab auch das ihrige.

Das Gespräch der beiden Damen wurde unterbrochen.

Ein Polizeibeamter war in den Saal getreten.

Wir leben und lebten auch schon zur Zeit der hier erzählten Begebenheiten in der Periode der Polizeistaaten. Das Wohl, selbst die Macht der Staaten wird danach bemessen, ob sie eine gute, nämlich zahlreiche und wohlorganisirte Polizei haben. Es ist daher auch nicht mehr besonders auffallend, selbst in den höheren Gesellschaften, wenn sie nicht ganz den Charakter einer Privatgesellschaft haben, Polizeibeamte erscheinen zu sehen. In dem einzelnen Falle will es dennoch auf eine Gesellschaft eben keinen angenehmen Eindruck machen. Das Ganze fühlt sich unbehaglich, mancher Einzelne gedrückt, wenn er sich auch keine Rechenschaft darüber zu geben weiß, warum. Mancher freilich weiß das sehr wohl.

Das Erscheinen des Polizeibeamten in dem Saale des Konversationshauses wurde bald allgemein bemerkt. Es fiel um so mehr auf, als Personen, die den Saal gerade verlassen hatten und nach ihm zurückkehrten, die Mittheilung machten, vor der Thür im Korridor seien noch mehrere Beamte aufgestellt und die Ausgänge des Hauses seien von Gendarmen bewacht.

Der Beamte suchte etwas in dem Saale.

Der anwesende Inspektor der Kuranstalten näherte sich ihm. Beide sprachen leise und angelegentlich mit einander.

Ein geheimnißvolles, gespanntes, etwas ängstliches Geflüster durchflog den Saal.

Zu den beiden Damen, deren Gespräch unterbrochen wurde, war eine dritte getreten. Sie war in Eifer.

Die Polizei nimmt aber gar keine Rücksichten mehr. In einem Salon des ersten Adels so mir nichts, dir nichts einzudringen! Man sollte sofort dieses Bad verlassen.

Sie würden es anderswo gerade so wieder finden, liebe Reibnitz, sagte die Gräfin.

Und das ganze Haus zu besetzen, als wenn man eine Räuberbande abfangen wollte! Es wird ruchbar werden. Zum Glück ist es schon spät, und die Straßen sind leer, welch' ein Schauspiel sonst für den Pöbel!

Das Haus ist wirklich besetzt? fragte die Frau von Eisenhart.

Wie ich Ihnen sage. Die ganze Polizei des Bades scheint aufgeboten zu sein.

Und Sie wissen nicht, zu welchem Zwecke?

Man hat nichts darüber erfahren.

Sie scheinen es auf diesen Saal abgesehen zu haben.

Aber auf wen? Es ist nur die Elite der Gesellschaft hier.

Uebersehen Sie nicht, liebe Eisenhart, daß die Länder der halben Welt hier vertreten sind. Kennen Sie, kennen wir alle diese Menschen?

Freilich.

Gerade in den Bädern giebt es immer Abenteurer.

Und sie wissen sich gerade in die beste Gesellschaft einzuschmuggeln.

Die Frau von Eisenhart sagte es.

Sie sagte es, indem ihr Auge noch immer auf den eingetretenen Polizeibeamten gerichtet war.

Der Polizeibeamte sprach noch immer leise und angelegentlich mit dem Badeinspektor.

Die Frau von Eisenhart schien auf einmal etwas zu durchzucken. Ihre Augen hatten zufällig eine andere Richtung genommen.

An dem Arme des russischen Obersten trat ihre Tochter Anna auf sie zu.

Die junge Dame hatte ihre schöne, frische Farbe verloren; sie war bleicher, als der schöne, blasse, verwundete Mann an ihrer Seite.

Der Oberst war ruhig, stolz, milde. So war er immer.

Was ist Dir begegnet, Anna? rief die besorgte Mutter der Tochter entgegen.

Nichts, Mutter.

Der Oberst nahm das Wort.

Mein Arm fing plötzlich an, mich heftiger zu schmerzen. Das hat Anna erschreckt. Es ist indeß nichts. Ich werde sofort zum Arzt schicken, mich morgen ruhig verhalten, und übermorgen wird Alles wieder in Ordnung sein. Ich bedaure nur, daß ich Sie so früh hier verlassen muß.

Er empfahl sich mit einem zärtlichen Blick, mit einem warmen Druck der Hand bei der jungen Dame.

Ihr zärtlichster Blick begleitete ihn.

Sie waren Verlobte, der russische Oberst von Bojanowicz und das Freifräulein Anna von Eisenhart.

Als er fort war, nahm die Mutter die Tochter auf die Seite.

Dir ist etwas begegnet, Anna!

Ja, Mutter. Jener Polizeibeamte —

Was ist's mit ihm?

Der Oberst erschrack plötzlich, als er ihn sah.

Um Gotteswillen, der Oberst?

Er fuhr fast in die Höhe an meinem Arm, und dann —

Und dann? Ich bitte Dich, Kind, Du hast Dich wohl nur geirrt.

Und dann war es mir, als wenn ein Zittern durch seinen ganzen Körper rieselte.

Du zittertest wohl, Anna?

Nein, Mutter, ich konnte mich zusammennehmen. Ich fragte ihn, was ihm sei. Er sagte, durch den Arm sei ihm ein plötzlicher, heftiger Stich gefahren. Er werde zu Hause müssen. Es war das Alles so sonderbar, gerade in dem Augenblicke.

Aber er sah so vollkommen ruhig aus, Kind.

Er hatte sich die Ruhe erzwungen.

Kind, Kind, wir wären verloren, wenn Du Recht hättest.

Ich fürchte, daß ich Recht habe.

Wir haben nichts mehr. Wenn er ein Abenteurer, ein Industrieritter wäre, wir müßten uns noch heute Nacht heimlich davon machen. Und was dann weiter?

Mutter, ich hatte schon einige Male Verdacht gehabt. Du wolltest nicht darauf hören.

Ich kann es mir auch noch nicht denken. In dem Manne steckt wahrer, wirklicher Adel.

Er könnte dennoch ein Betrüger sein.

Mädchen, Du sagst das so kalt, so ruhig. Ich meinte, Du liebtest ihn.

Kalt sage ich es nicht, Mutter. Das Herz brennt mir, wenn ich auch eben keine Liebe für ihn fühle. Ich habe Dir nur gehorcht. Auch darin, ihm entgegenzukommen, aber ihn nicht zu lieben, Niemanden zu lieben. Und dann, er gefiel mir, seine hohe Stellung, das glänzende Leben —

Die Mutter hatte nicht mehr auf ihre Worte gehört. Ein neuer Schreck durchfuhr sie: Ist er ein Betrüger, wir sind nicht besser, als er. Der Polizeibeamte sieht nach uns herüber, Anna. Da auch der Badeinspektor. Mein Gott, mir wird so glühend heiß. Laß uns gehen. Es ist mir, als wenn Alles aus wäre.

Sie wollten gehen.

Sie wurden aufgehalten. —

Ehe ich das Fernere erzähle, muß ich Früheres nachholen. Es ist nur Weniges, und nur eine gewöhnliche Geschichte. Leider nur eine gewöhnliche.

Die Dame, die in dem fremden Badeorte sich Baronin von Eisenhart nennen ließ, war die Wittwe eines Zollamtrendanten, der den ehrlichen bürgerlichen Namen Eisenhart geführt hatte. Ihre Tochter Anna war ihr einziges Kind.

Die Frau Eisenhart hatte ihre Geschichte. Sie war die Tochter eines armen, adeligen Offiziers, der es nur bis zum Premierlieutenant gebracht hatte. Der Lieutenant von Wenden war ein roher Wüstling, machte Schulden und gemeine Streiche, mußte seinen Abschied nehmen und erhielt aus Gnade eine kleine Pension. Mit dieser und seiner sechszehnjährigen Tochter Charlotte zog er in eine kleine Grenzstadt, in der er wohlfeil leben konnte.

Seine Frau, eine brave Frau, war schon seit Jahren vor Gram gestorben.

Die kleine Grenzstadt war zugleich eine Garnisonstadt. Es lagen ein paar Schwadronen da.

Mit den älteren Offizieren wurde der pensionirte Offizier bekannt, mit den jüngeren seine Tochter. Was ihm früher vorgeworfen war, vergaß man! er war ja nicht mehr im Dienst, und nur auf den Dienst kam es an, nicht auf den Mann. Die jüngeren Offiziere dachten nicht daran, um der Tochter willen.

Charlotte von Wenden war eine üppige, blendende Schönheit geworden, aber mit dem Geiste ihres Vaters. Es giebt eine Erbsünde.

Ihre Schönheit zog die jüngeren Offiziere der Garnison an. Ihr

Leichtsinn, und mehr hatte sie wohl von dem Vater nicht geerbt, das Andere thaten die bösesten Beispiele und die Verführung erst später und allmälig hinzu — ihr Leichtsinn stieß die jungen Männer nicht zurück. Ihr eigener Vater — und da waren jene Beispiele und die Verführung da — führte sie zu ihnen. Sie waren reich, er war arm. Sie lebten gut, er wollte gut mit ihnen leben. Sein Haus wurde ihr Tummelplatz, auf ihre Kosten und freilich auch auf Anderer Kosten.

Das wüste Leben konnte nicht lange so währen. Charlotte von Wenden mußte an das Heirathen denken. Nach ihrer Verheirathung konnte ja dasselbe Leben wieder beginnen.

In der Grenzstadt war ein Grenz-Zollamt. Bei dem Amte war ein Hauptrendant angestellt, ein stiller, ordentlicher Mann von einigen dreißig Jahren. Er hatte das Fräulein von Wenden in Gesellschaften, auf Bällen gesehen. Sie war freundlich gegen ihn gewesen, obwohl er kein Offizier und nur ein Bürgerlicher war. Um so leichter hatte ihre Schönheit ihn fesseln können. Er war dabei etwas eitel. Bald verzehrte er sich in glühender Liebe zu dem schönsten Mädchen, das man sehen konnte, das eine adelige Dame war, das immer einen freundlichen Blick und ein freundliches Wort für ihn hatte.

Er war zugleich ein wohlhabender Mann und hatte eine Einnahme wie ein Major. Seine amtliche Stellung war eine geachtete, in dem kleinen Städtchen die zweit' oder dritt' Erste.

Als das Fräulein von Wenden zu der Ueberzeugung kam, daß sie heirathen müsse, hatte sie auch keine lange Wahl mehr. Schon nach vier Wochen war der Hauptrendant Eisenhart ihr Gatte.

Die Liebe macht blind.

Anfangs war er ein glücklicher Gatte, wie jeder Gatte. Er war der Glücklichste, wie auch jeder.

Auf der höchsten Höhe des Glückes kann der Mensch sich nicht lange halten. Wo Höhe ist, da ist Tiefe. Wer von der Höhe fällt, fällt nur zu leicht in die Tiefe, die dann für ihn nicht minder leicht ein bodenloser Abgrund wird.

Wenige Monate nach der Trauung setzte die Frau Eisenhart das Leben fort, das sie als Fräulein von Wenden geführt hatte. Es war nur Ein Unterschied dabei. Die Kosten trug nicht mehr ihre Jugend und der Beutel der jungen Offiziere, aber die Ehre und der Beutel ihres Mannes.

Der Rendant Eisenhart war ein sehr braver Mensch und aus seinem Herzen konnte nichts die Liebe zu seiner Frau ausrotten. Vierzehn

Jahre lang trug er den qualvollsten Zustand, den kein Anderer vierzehn Wochen ertragen hätte.

Dann zeigte eines Tages eine außerordentliche Revision der ihm anvertrauten Kasse, daß er einen bedeutenden Defekt gemacht hatte. Er wurde zur Untersuchung gezogen und zur Haft gebracht. Nach drei Wochen starb er im Gefängnisse. Jene vierzehnjährigen Qualen und der letzte Schlag hätten den stärksten Körper zerbrechen können.

Seine Wittwe? Seine Liebe zu ihr hatte über seinen Tod hinaus für sie gesorgt. Er hatte sein Leben mit einem ansehnlichen Kapitale versichert. Sie konnte mit ihrer einzigen Tochter von den Zinsen in anständiger Bescheidenheit leben. Konnte diese Frau es? Sie hatte andere Absichten, andere Pläne.

In der kleinen Grenzstadt war aus mehrfachen Gründen ihr Bleibens nicht mehr. Der erste war: sie konnte kein Haus mehr machen. Der zweite lag in einer Entdeckung ihrer Anbeter, die sie in Folge des ersten gemacht hatten: es war mit ihrer Schönheit vorbei, sie war mit der Zeit doch zu alt und zu stark geworden. Ein dritter war ihr Plan für ihr ferneres Leben.

Ihre einzige Tochter Anna — sie war erst dreizehn Jahre alt — versprach ebenso schön zu werden, wie die Mutter, noch schöner. Das war ein anderes Kapital, als die wenigen tausend Thaler, die ihr von der Lebensversicherungs-Gesellschaft ausgezahlt waren. Es mußte nur schon bei Zeiten gut und sicher angelegt werden.

Wie lange schon war der Leichtsinn des Fräuleins von Wenden zur tiefsten Gemeinheit geworden!

Anna Eisenhart hatte nicht den Geist der Mutter geerbt, wie diese den des Vaters. Aber wo die Erbsünde fehlt, da müssen nur Beispiele und Lehrer um so sorgfältiger und konsequenter angewendet werden.

Die Frau Eisenhart zog mit ihrer Tochter in die Residenz.

Sie ließ ihr dort eine ausgezeichnete Bildung geben, in Allem, was eine junge Dame, die in den höchsten Gesellschaften eine Rolle spielen soll, wissen und kennen und können muß.

Ihre Erziehung übernahm sie selbst. Es war die Erziehung der Frivolität zur Frivolität, nichts zu lieben als sich selbst, zu achten gar nichts.

Als das Mädchen siebzehn, beinahe achtzehn Jahre alt war, waren ihre Bildung und Erziehung vollendet. Die Erziehung freilich nur so weit, als sie bei den besseren Herzensanlagen des Mädchens vollendet

werden konnte. Den guten sittlichen Grund, der in ihr lag, ganz zu zerstören, war doch wohl nicht möglich gewesen.

So reiste die Mutter mit der Tochter in den großen süddeutschen Badeort, der die reichste und vornehmste Gesellschaft aus der halben Welt, aber auch Industrieritter und Abenteurerinnen vielleicht aus der ganzen Welt alljährlich im Sommer vereinigte.

Mein Werk ist vollendet, Anna. Jetzt ist's an Dir, zu handeln. Vor Allem suche einen reichen Mann zu bekommen. Ist er zugleich ein vornehmer, desto besser.

Ganz war ihr Werk doch noch nicht vollendet. Sie mußte den Rest des Kapitals nehmen, das sie nach dem Tode ihres Mannes erhalten hatte. Es waren noch immer ein paar tausend Thaler. Sie mußte mit ihrer Erfahrung der Tochter schützend zur Seite stehen. Sie mußte selbst ihre frühere Schönheit noch wohl für sie geltend zu machen suchen. Sie trug noch immer Spuren großer ehemaliger Schönheit.

Sie reiste als Baronin von Eisenhart in das Bad, zugleich als reiche Dame. Dienerschaft nahm sie schon unterwegs auf der Reise an. Equipage wurde im Bade genommen. Ihr Quartier war eines der elegantesten des Ortes.

Ihre Erwartungen sollten erfüllt werden. Die wunderbare, sanfte, weiche und doch wieder erhabene Schönheit ihrer Tochter machte Aufsehen. Ein Kreis von Anbetern umgab sie. Die Mutter selbst fand noch eine alte Garde. Freilich die sogenannten ernsthaften, soliden Absichten wollten sich nicht ebenso eifrig zeigen. Nur ein Mann bot dem schönen und reichen Fräulein von Eisenhart seine Hand an. Es war aber auch einer der ersten Männer des Bades. Der junge, schöne, immens reiche, von seinem mächtigen Kaiser geliebte russische Oberst von Bojanowicz war in der jüngeren Herrenwelt des Bades eine eben so ausgezeichnete Persönlichkeit, wie das Fräulein von Eisenhart unter den jüngeren Damen.

Der Oberst und das Fräulein waren bald Verlobte. Man konnte kein schöneres und edleres Paar sehen. Ihre Hochzeit stand bevor. Sie sollte in dem Bade selbst gefeiert werden. Man wartete nur noch auf den Heirathskonsens; der von dem russischen Kaiser selbst ertheilt werden mußte. Die Frau von Eisenhart und ihre Tochter warteten mit Schmerzen darauf. Ihre paar tausend Thaler waren längst verzehrt; eben so viele Schulden waren in dem Bade hinzugemacht.

Der Polizeibeamte in dem Ballsaale des Konversationshauses hatte nach dem heimlichen und angelegentlichen Gespräche mit dem Badeinspek-

tor sich plötzlich nach der Frau von Eisenhart umgesehen, die mit ihrer Tochter in einem Winkel des Saales auf einem Divan Platz genommen hatte. Die Augen des Beamten waren nur einem leisen Augenwinken des gesellig gewandteren Inspektors gefolgt.

Die Frau von Eisenhart war bei dem Blicke erbebt. Sie wollte mit der Tochter schnell den Saal verlassen.

Der Polizeibeamte erhob den Fuß, ihnen entgegenzutreten.

Wir sind verloren, Anna, flüsterte die Mutter der Tochter zu. Er scheint uns gar hier arretiren zu wollen, vor allen den Menschen. Nur die höchste Geistesgegenwart kann uns retten. Sind wir erst glücklich draußen, so machen wir uns noch in der Nacht davon. Nimm Dich zusammen, Anna.

Sie selbst hatte sich schon völlig zusammengenommen. Sie war leichenblaß gewesen. Sie hatte beinahe ihre natürliche Röthe wiedererlangt. Ihr Blick war wieder sicher, ihr Schritt wieder fest und stolz.

Eine Dame ihrer Bekanntschaft begegnete ihnen.

Sie wollen schon zu Hause, Baronin?

Meine Anna wünscht es. Der Oberst Bojanowicz war plötzlich unwohl geworden.

Ah, der Oberst!

Die Dame von der Bekanntschaft der Baronin sprach die paar Worte doch in einem sonderbaren Tone.

Aber was geht es mich an? sagte sich die Baronin. Wenn ich und mein Kind nur mit heiler Haut davon kommen!

Der Polizeibeamte befand sich in der Mitte des Saales. Der Weg der Baronin führte sie nahe an ihm vorbei. Sie mied seine Nähe nicht. Nur Geistesgegenwart kann uns retten, hatte sie gesagt. Sie mußte dem Beamten imponiren. Ihre Haltung wurde stolzer, als sie ihm näher kam.

Seine amtliche Miene wurde strenger. Der Stolz der vornehmen Dame imponirte ihm nicht.

Ich bin für ihn nichts mehr, als die gemeine Schwindlerin, mußte sie sich sagen, und sie erblaßte von Neuem. Wir sind verloren. Er wird uns hier verhaften, in diesem Salon, Angesichts der ganzen Gesellschaft. Auch mein Kind.

Ihre Tochter glich einer Leiche.

Die Augen der Gesellschaft hatten sich schon auf Mutter und Tochter gerichtet.

Der Polizeibeamte stand vor ihnen.

Madame, hätten Sie die Güte, mir zu folgen?

Die Dame hatte sich noch einmal zusammengenommen.

Warum, mein Herr?

Mit Ihrer Tochter.

Aber, mein Herr, warum?

Sie werden es erfahren. Oder wünschen Sie gleich hier Mittheilungen —?

Der Beamte wurde unterbrochen.

In jedem Badeorte ist irgend ein Kammerherr oder Kammerjunker, der an seinem Hofe das Geschäft hat, Neuigkeiten herbeizutragen und der das Geschäft in dem Bade fortsetzt. Ein solcher Herr riß mit strahlendem Gesichte die Thür des Saales auf.

Mein Gott, wissen Sie es denn schon? So eben ist der Oberst Bojanowicz verhaftet worden.

Er hatte es dem ersten Besten zugerufen, der gerade an der Thüre stand. Der ganze Saal konnte und sollte es hören. Der ganze Saal gerieth in Aufruhr.

Wo? Wo ist das geschehen?

Hier unten, an einer Hinterpforte des Hauses. Sie wissen wohl nicht, daß das ganze Haus mit Gendarmen umstellt ist,

Es wurde gesagt.

Der Oberst wollte sich hinausschleichen.

Aber, was hat er verbrochen?

Er ist ein Schwindler, ein Betrüger, gar kein Oberst, kein Edelmann.

In einen allgemeinen Aufruhr wird Alles mit hineingezogen. Wenn auch die Polizei, so ist das freilich ein Fehler, der größte Fehler von ihr.

Der Polizeibeamte in dem Saale des Konversationshauses ließ ihn sich zu Schulden kommen. Allerdings nicht ohne Veranlassung.

Wissen Sie von der Sache, Herr Polizeikommissarius? fragte ihn ein sehr vornehmer Herr mit einem großen Ordenssterne, wahrscheinlich ein Minister oder General.

Dem vornehmen Herrn mußte geantwortet werden, wenn auch die beiden Damen, denen sofort wahrscheinlich nicht sehr erwünschte Mittheilungen zu machen waren, darüber einige Augenblicke aus den Augen verloren wurden. Ein paar Damen sind der Polizei immer sicher.

Zu Befehl, Exzellenz. Der soeben Verhaftete — ich ließ ihn, um Aufsehen zu vermeiden, und weil ich hier noch ein anderes Geschäft hatte, ruhig den Saal verlassen. Ich wußte, daß er draußen meinen Leuten

nicht entgehen könne. Der Verhaftete also, der sich für einen Obersten von Bojanowicz ausgab, ist, wie heute Abend eine Meldung zu uns kam, nichts, als der Schreiber eines russischen Generals, der seinen Herrn vielfach bestohlen und dann verlassen hat.

Ah, darum wußte er die Rolle eines russischen Kronoffiziers so vortrefflich zu spielen. Aber sein verwundeter Arm?

Ist so gesund, wie der meinige.

Er ist also auch kein Edelmann? fragte der Kammerherr, der zuerst die Nachricht von der Verhaftung in den Saal gebracht hatte.

Doch. Er gehört einer armen polnischen adeligen Familie an.

Dort ist viel armer Adel.

Ja.

Auch anderswo, sagte ein sehr dicker mecklenburgischer Edelmann, mit einem Seitenblick auf den dürren Kammerherrn, der kein Mecklenburger war.

Aber der Mensch machte hier großen Aufwand, fuhr der neugierige alte Herr mit dem großen Sterne fort.

Und noch mehr Schwindel und Schulden, Exzellenz.

Die arme Eisenhart! sagte eine Dame, die herzugetreten war.

Sie hatte es laut gesagt. Waren die Frau von Eisenhart und ihre Tochter denn nicht mehr in der Nähe?

Der Polizeikommissarius sah sich nach ihnen um.

Er sah sie nicht mehr. Es schien ihm nicht sehr viel daran gelegen zu sein.

Sie sind mir doch sicher, sagte er.

Wer? fragte der neugierige Minister, der in seinem Lande vielleicht Polizeiminister war.

Ah, die Damen, mit denen ich hier eben sprach.

Die Frau von Eisenhart? riefen ein halbes Dutzend Damen entsetzt.

Der Minister wurde so herablassend, den Arm des Polizeibeamten zu nehmen. Er war ja in fremdem Lande.

Das müssen Sie mir erzählen.

Die Dame ist ebenfalls eine Schwindlerin.

Auch die? Mit ihrer schönen Tochter?

Sie ist die Wittwe eines Kassabeamten, den sie ruinirt hat.

Also eine Bürgerliche?

Nur eine Bürgerliche!

Gottlob!

Die anwesenden Damen hatten diese Worte ausgerufen.

Der Polizeibeamte fuhr fort: Sie ist eine geborne Adelige die Tochter eines Offiziers.

Die Damen wurden still.

Und ihr Verbrechen? fragte der Minister.

Sie ist bis jetzt nur Schwindlerin, die hier unter der Maske einer reichen Baronin zwar viel Geld ausgegeben, aber noch mehr Schulden gemacht hat. Einzelne Umstände hatten sie uns schon längst verdächtig gemacht; wir erkundigten uns in ihrer Heimat nach ihr. Der Zufall wollte, daß heute Abend die Nachrichten über sie zugleich mit denen über den angeblichen russischen Obersten eintrafen.

Der Oberst und die Dame haben sich wohl gegenseitig beschwindelt, sagte der Minister.

So scheint es.

Es giebt doch noch Glauben in der Welt, bemerkte beinahe emphatisch der Minister.

Er mußte es wissen, wenn er Polizeiminister war.

Der Polizeibeamte verabschiedete sich von ihm.

Exzellenz wollen mich entschuldigen. Auch die beiden Damen müsen noch heute Nacht arretirt werden. Ich möchte ihnen doch nicht gar zu viel Zeit lassen.

Er hatte ihnen schon zu viel Zeit gelassen.

2.

Eine Diebesgeschichte.

In einer kleinen Stadt des mittleren Deutschlands kam am Abend die gewöhnliche Fahrpost an.

Eisenbahnen berührten den kleinen Ort nicht; nicht einmal eine Schnellpost. Er lag tief im Gebirge, von den großen Verkehrsstraßen entfernt.

Der Postwagen fuhr nach kurzem Aufenthalte weiter, vom Süden nach dem Norden hin. Die meisten Passagiere waren nicht ausgestiegen.

Nur zwei Damen verließen ihn.

Sie traten in die Passagierstube des Posthauses ein.

Ein einfacher Reisesack wurde ihnen aus dem Postwagen nachgetragen.

Es waren eine ältere und eine jüngere Dame, beide wohl gekleidet, beide schön; die ältere noch schöner, die jüngere in dem vollen Aufblühen einer überraschenden Schönheit.

Das Aeußere Beider zeigte, daß sie ermüdet und angegriffen waren; wohl nicht allein von der Reise. In dem schönen bleichen Gesichte der Jüngeren spiegelte sich ein tiefer innerer Schmerz. Die Aeltere war mehr gefaßt.

Sie wollen nicht weiter fahren? fragte sie ein Postbeamter.

„Nein," sagte die ältere Dame. Meine Tochter ist leidend. Das Fahren griff sie zu sehr an. Können Sie uns einen guten Gasthof im Orte anweisen?

Im Falken werden Sie gut logiren.

Führe die Damen zum Falken, befahl er seinem Knecht.

Der Knecht nahm den leichten Reisesack der Damen und führte sie zum Falken.

Es war Platz in dem Gasthofe. Es wurde ihnen ein freundliches Zimmer angewiesen.

Die jüngere Dame, die Tochter der älteren, warf sich, als sie allein waren, auf einen Stuhl. Ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen. Sie waren wohl lange nicht allein gewesen und sie hatte lange die bitteren Thränen zurückdrängen müssen.

Die ältere Dame blieb ruhiger. Den Zwang, den die fremde Gesellschaft ihr aufgelegt hatte, mußte freilich auch sie abschütteln. Aber sie blickte nur in die Zukunft. Thränen gelten der Vergangenheit.

„Was nun?" sagte sie. „Was machen wir nun weiter?"

Sie hatte die Worte an die Tochter gerichtet. Sie erhielt keine Antwort. Sie mußte weiter sprechen.

„Vor Verfolgung sind wir hier zunächst sicher. Wir haben schon zweimal die Grenze eines anderen Landes passirt und schon an der ersten Grenze muß man unsere Spur verloren haben. Aber was weiter? Hier bleiben können wir nicht. Zum Weiterreisen haben wir kein Geld; ich konnte die Post gerade nur bis hier bezahlen. Wohin sollen wir auch? In unsere Heimath zurück? Man würde mit Fingern auf uns weisen. In die Residenz wieder? Man wird längst aus dem Badeorte hingeschrieben haben, und unser erster Gang wäre in die Kriminalgefängnisse. Das ist eine nichtswürdige Lage und Du antwortest mir nicht, Anna?"

Die Tochter antwortete wiederum nicht. Sie hatte das Gesicht mit ihren Händen bedeckt. Was sollte sie auch antworten? Was die Mutter

wußte, wußte auch sie. Was die Mutter wissen wollte, wußte sie ebenfalls nicht.

Die vergeblichen Blicke in die Zukunft führten auch die Frau Eisenhart, nicht mehr die Baronin Eisenhart, in die Vergangenheit zurück; freilich in ihrer Weise.

„Dieser Schuft! Dieser Betrüger! Und wie er seine Rolle so natürlich zu spielen wußte! Alle Welt hatte er getäuscht. Wie wurde der tapfere Oberst aus dem Kaukasus, der Liebling des russischen Kaisers, von Jedermann geehrt! Und was war er? Ein einfältiger Schreiber! Ein ordinärer Spitzbube. Ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich daran denke. So betrogen zu sein!"

Die Tochter mußte endlich sprechen.

„Mutter, haben wir ihn weniger betrogen?"

Diese Worte brachten die ältere Dame noch mehr in Zorn.

„Gleichviel. Aber wir sind durch ihn unglücklich geworden."

„Unglücklich, Mutter, sind wir durch uns selbst geworden."

„Du hättest ohne ihn einen anderen, einen besseren Mann bekommen, durch Deine Schönheit, durch Deine Talente —"

„Durch unseren Betrug, Mutter."

„Und jetzt ist es vorbei, Alles ist vorbei. Ich hatte mein letztes Gold hingegeben. Ich habe nichts mehr. Ich weiß nicht einmal, wie wir von hier fortkommen sollen."

Die Tochter nahm die Sache anders. Sie war leichtsinnig, aber noch nicht gemein, noch nicht ganz verdorben. Sie war sogar besserer Entschlüsse fähig. Wie der Leichtsinn sie ausführen konnte, war freilich eine andere Frage.

„Alles ist noch nicht vorbei, Mutter. Es kann auch wieder eine bessere Zeit kommen. Ich habe etwas Talent. Ich habe Mancherlei gelernt. Ich werde Gouvernante."

Der Zorn brachte der Mutter den Hohn. Sie hatte ja längst und für immer allen sittlichen Grund und Halt verloren.

„Gouvernante wolltest Du werden? Lehrerin, Schulmeisterin?"

„Ja, Mutter, so ist mein Plan."

„Und wie wolltest Du diesen herrlichen Plan ausführen? Du willst Dich vielleicht gleich hier melden? Um in acht Tagen, denn bis dahin werden die Steckbriefe hinter uns hier sein, zum Jubel des ganzen Nestes von der Polizei eingefangen und dann von Gendarmen nach dem Badeorte zurücktransportirt zu werden?

„Wir werden hoffentlich morgen weiter reisen, Mutter.“

„Von welchem Gelde?“

Ich habe im Nachtsacke noch ein seidenes Kleid. Meine goldene Brosche und das Armband sind echt. Die anderen Schmucksachen freilich nicht. Aber jenes, wenn es auch nicht viel ist —

Das weiß Gott! rief die Mutter. Wir mußten so eilig flüchten, daß wir fast nur mitnehmen konnten, was wir auf dem Leibe trugen.

Es reicht immer aus, fuhr die Tochter fort, um mit dem Erlöse außer Landes, nach Frankreich oder England, zu kommen, wo wir völlig sicher sind und wo tüchtige deutsche Lehrerinnen immer ein Unterkommen finden, Ich habe vorhin die Wirthin gesehen. Ihr Aeußeres erweckt Zutrauen. Sie wird zu einem guten Verkaufe der Sachen behilflich sein.

Es ist Dein letztes Gesellschaftskleid, Anna, hatte die Mutter nur einzuwerfen.

Sie konnten nicht weiter sprechen. Eine Aufwärterin brachte das Nachtessen, das sie bestellt hatten. Dann, als sie wieder allein waren und ihr Abendbrot verzehrten, nahm etwas Anderes ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ihr Zimmer lag eine Treppe hoch, an einem schmalen Gange. Es befanden sich noch mehrere Zimmer an dem Gange. Bei ihrer Ankunft hatten sie es bemerkt. Ob sie besetzt waren, wußten sie nicht. Es hatte sich nirgends auf dem Gange ein Geräusch vernehmen lassen. Man hatte nur die zu- und abgehende Aufwärterin gehört, und es hätte vielleicht nur auffallen können, daß deren Schritt ein langsamer, leiser war.

Die Stille wurde auf einmal unterbrochen. Eine Thür an dem Gange, unmittelbar dem Zimmer der beiden Damen gegenüber, wurde heftig aufgerissen. Ein eiliger Schritt stürzte heraus, den Gang entlang, die Treppe hinunter, die sich am Ende des Ganges befand. Dann war Alles still. Eine Stimme hatte man nicht vernommen. Die aufgerissene Thür war nicht wieder zugemacht worden.

Was war das? mußten Mutter und Tochter sich unwillkürlich fragen.

Die Mutter mußte es wissen. Sie hatte im Leben so viele Abenteuer gehabt und aufgesucht.

Sie stand auf. Sie öffnete leise die Thüre ihres Zimmers. Sie sah in den Gang.

Gerade der Thür, in der sie war, gegenüber, stand eine andere Thür offen. Man sah durch die Oeffnung in ein schwach, wie nur von einer

Nachtlampe erleuchtetes Zimmer. Aus dem Halbdunkel drang ein leises Stöhnen hervor. Einen anderen Laut, eine Bewegung hörte man nicht.

Was mag dort sein? fragte sich die Dame. Sie machte Miene, in den Gang nach der offenen Thüre zu gehen.

Die Tochter wollte sie zurückhalten.

Ich bitte Dich, Mutter! Das scheint das Aechzen eines Sterbenden zu sein. Mich überläuft es eiskalt.

Man kann ja einmal nachsehen, meinte die mehr als leichtsinnige Mutter.

Es kamen eilige Schritte die Treppe hinauf.

Die Mutter mußte sich zurückziehen. Sie verschloß fast unhörbar die Thür ihres Zimmers wieder.

An der verschlossenen Thüre blieb sie lauschend stehen.

Drei Personen kamen den Gang herauf. Nach den Schritten war eine Mannsperson darunter. Sie gingen durch die offene Thür gegenüber. Die Thür wurde hinter ihnen zugemacht. Dann herrschte wieder völlige Stille. Das angestrengteste Lauschen der älteren Dame glaubte nur manchmal ein kaum vernehmbares Flüstern zu hören.

Nach einer Weile wurde die Thür drüben wieder geöffnet. Ein weiblicher Schritt kam daraus hervor. Er kam geradenwegs auf das Zimmer der beiden Damen zu. Es wurde leise an die Thür geklopft.

„Herein!" rief die Frau Eisenhart.

Die Wirthin trat in das Zimmer. Sie hatten sie schon vorhin gesehen. Das Gesicht der Frau zeigte die unverkennbarste Gutmüthigkeit. Sie trat verlegen ein.

Ich wollte mich erkundigen, ob es den Damen an nichts fehlt.

Ich danke Ihnen, erwiderte ihr die Frau Eisenhart. Wir sind ganz zufrieden.

Die Wirthin hatte noch etwas auf dem Herzen.

Aber so erging es auch der jüngeren Dame. Sie suchte die Augen ihrer Mutter, sie warf ihr einen Blick zu, nach dem Reisesacke hin, indem ihr letztes seidenes Kleid, ihre Brosche und ihr Armband lagen. Es war ein entschlossener Blick, aber doch ein wehmüthiger. Es handelte sich um ihren einzigen Schmuck. Sie war siebzehn Jahre alt, sie war schön.

Die Mutter winkte ihr ein entschiedenes Nein! zu. Wenigstens noch nicht! sagte der Blick. Die Frau hier hat etwas auf dem Herzen! Wer kann wissen —?

Ich habe auch noch eine recht große Bitte, sagte die verlegene Wirthin.

Es ja nicht übel zu nehmen, wenn Sie heute Nacht einige Male beunruhigt werden sollten. Es ergeht uns recht fatal.

Sie haben eine Unannehmlichkeit im Hause? fragte die Frau Eisenhart.

Einen schweren, recht gefährlichen Kranken.

In jenem Zimmer drüben?

Leider hier gerade gegenüber. Es war mir aber unmöglich, Ihnen ein anderes Zimmer anzuweisen.

Wir werden ganz ruhig sein, sagte die theilnehmende Anna. Der Kranke soll durch uns nicht im geringsten gestört werden.

O, ich zweifle keinen Augenblick daran, Fräulein. Ich hatte nur die Bitte an Sie, mich zu entschuldigen.

Die Mutter mußte mehr wissen.

Darf ich fragen, was dem Kranken fehlt?

Die Wirthin gehörte zu den gutmüthigen Wirthinnen, die gern plaudern.

Der arme Mensch kam vor drei Tagen schon krank hier an. Gleich in der ersten Nacht wurde es sehr schlimm mit ihm. Der Arzt erklärte, er habe eine Gehirnentzündung. Er phantasirte heftig. Und so ist es immer geblieben. Seine Phantasien haben nur Einen Gegenstand. Er spricht beständig von einer Brieftasche, die sehr viel Geld enthalte und die unter seinem Kopfkissen liege. Wenn sie ihm gestohlen werde, so sei er unglücklich. Er hat aber gar nichts unter seinem Kopfkissen liegen, im ganzen Bette nichts. Die Wärterin hat sich überzeugt, so mein Mann, der Arzt.

Die Frau Eisenhart war aufmerksam geworden. Sie wußte es zu verbergen. Nur eine dunkle Glut im Hintergrunde ihrer Augen zeigte die Aufregung ihres Innern an.

Haben Sie Nachricht, wer der Kranke ist? fragte sie mit einer natürlichen Theilnahme.

Wir haben nichts von seinen Sachen und Papieren angerührt. Er scheint der Sohn oder der Reisende eines großen Kaufmannshauses zu sein.

Er ist noch jung?

Vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre.

Und wie geht es ihm jetzt? Sie schienen für die Nacht zu fürchten.

Vor einer halben Stunde hatte ihn plötzlich ein beängstigender Anfall betroffen. Wir schickten zu dem Arzt. Der meinte, es habe noch nichts zu sagen. Aber wenn er sich wiederhole, so sei Alles zu besorgen.

Er fürchtet für die Nacht eine Wiederholung?

Leider. Er ist daher noch da. Er will noch eine Stunde warten

Sie haben doch einen Wärter bei ihm?

Eine alte Magd aus dem Hause wacht bei ihm. Sie ist seit dreißig Jahren die Krankenwärterin in der Familie.

Die Frau konnte nicht weiter erzählen.

Draußen auf der Straße war schnell ein Wagen herangefahren. Er hielt vor dem Hause.

Mein Gott, noch Fremde! So spät! Und ich bin nicht darauf eingerichtet.

Sie eilte fort.

Die Frau Eisenhart durchmaß mit großen Schritten die Stube. Dann blieb sie lauschend an der Thür stehen. Dann trieb ihre innere Unruhe sie wieder in dem Zimmer umher.

Mutter, was sagst Du? fragte die Tochter sie.

Laß mich.

Du hast schreckliche Gedanken. Gieb sie auf.

Was weißt Du von meinen Gedanken?

Ich kenne sie.

Die Tochter kannte die Mutter.

Die Mutter kannte aber auch die Tochter.

Du hast Recht, Anna, sprechen wir von etwas Anderem. Wir sprachen von der Zukunft, als wir unterbrochen wurden.

Von einer besseren Zukunft, Mutter.

Ja, und Du wolltest sie als Gouvernante finden. Hast Du Dir den Beruf einer Gouvernante wohl klar gemacht?

Mit einem redlichen Willen kann man Alles.

Es kann aber schon Weniges verzweifelt schwer und sauer werden, zumal wenn man es besser haben könnte. Das Brot einer Erzieherin ist das traurigste. Am frühen Morgen mußt Du aufstehen und mit dem Aufstehen und Ankleiden der Kinder Dein Amt beginnen, und entweder selbst ihre Kammerjungfer sein, oder ihre Kammerjungfer und sie gegen diese überwachen. Schon da fangen sie an, Dich zu ärgern durch Klagen, Zanken, Widerspruch, Trotz. Später am Tage treten die Vorwürfe der Eltern hinzu. So dauert es bis zum späten Abende. Ist Dir vielleicht mein Bild zu grell, Anna?

Die Tochter antwortete nicht.

Ich könnte es mir auch nicht denken, fuhr die Mutter fort, Du warst in manchen Häusern, in denen Gouvernanten waren. Du hattest selbst welche. Hatten sie es besser? Etwa auch bei Dir?

Ich war ein unartiges, widerspänstiges Kind, Mutter.

Nicht unartiger und widerspänstiger als die meisten.

Die Tochter wurde nachdenklich.

Die Mutter sprach weiter:

Das ist die eine Seite Deines künftigen Lebens als Gouvernante. Nimm die zweite. Du bist Dienerin in einem fremden Hause, und Dienerin für Geld. Du bekommst Deinen Lohn, wie der Bediente, die Kammerjungfer. Du wirst, wenn vielleicht auch besser gehalten, für nichts mehr angesehen, als sie. So sehen sie Dich Alle im Hause an, vom kleinsten Kinde bis zu der Frau des Hauses hinauf, sie Alle wissen, daß Du für Deine Dienste bezahlt wirst. In Frankreich und in England sehen sie Dich mit doppeltem Hochmuth von oben herab an, und gewahren sie erst, daß Du mit Deinem letzten Kleide gekommen bist, müssen sie Dir erst ein abgelegtes Kleid schenken: damit Sie sich in unserem Hause anständig können sehen lassen, Mamsell, dann —

Mutter! sprang die Tochter auf, Mutter, halt ein!

Ich sagte es Dir, mein Kind, das Loos einer Gouvernante ist ein verzweifeltes.

Weißt Du ein besseres für mich, Mutter?

Du bist schön, Du hast Talente. Dir kann ein reicher, ein angesehener Mann nicht fehlen.

Nach dieser unglücklichen Badegeschichte?

Wir gehen in ein fremdes Land. Wir nehmen einen anderen Namen an. Wer kennt denn uns und unsere Geschichte? Es fehlt uns nur Eins, Geld. Nur ein paar hundert Thaler. Hätten wir die —. Horch! Es kommt wieder Jemand den Gang herauf. Der Schritt der Wirthin. Sie ist es. Sie geht wieder zu dem Kranken. Laß uns horchen.

Sie horchten. Aber sie hörten lange nichts. Erst nach einer Weile wurde die Thür des Zimmers, in welchem der Kranke lag, wieder geöffnet. Zwei Personen kamen heraus. Die eine — es war der männliche Schritt, der vor ungefähr einer Stunde hineingegangen war — entfernte sich den Gang hinunter. Die zweite kam in das Zimmer der beiden Damen. Es war die Wirthin. Sie sah vergnügt aus.

Ich komme, um nochmals nachzusehen, ob Ihnen nichts fehlt.

Sie sind sehr gütig. Wir sind vollkommen zufrieden.

Die Wirthin war aber auch gekommen, um noch etwas zu plaudern.

Dem Kranken drüben geht es ja besser. Der Arzt hat ihn soeben verlassen. Er meinte, der Anfall werde sich nicht wiederholen. Würde

es aber sein, so sollten wir nur sofort zu ihm schicken. Er wohnt ganz in der Nähe. Und mit der fremden Herrschaft bin ich ebenfalls in Ordnung gekommen. Ich habe sie auf jener Seite des Hauses untergebracht. Unser Haus ist groß. Jetzt habe ich noch für den Kutscher zu sorgen, der sie hergefahren hat. Er will gleich in der Nacht wieder zurück.

Die Frau Eisenhart war eine Dame, die auf Alles achtete.

Ist es ein Lohnkutscher? fragte sie.

Ja.

Er fährt mit dem leeren Wagen zurück?

Mit einem schönen, geräumigen, leeren Wagen.

Und wohin?

Nach Kassel, wie er sagte.

Nach Kassel? das ist ja gerade unser Weg. Wenn der Mann sich bestimmen ließe —

Bis morgen zu warten? Das wird er gern. Ich werde sogleich mit ihm sprechen.

Vorläufig noch nicht, wenn ich bitten darf. Es wäre möglich — wir hielten hier nur an, weil meiner Tochter in dem alten, engen Postwagen unwohl wurde; es wäre möglich, daß wir noch in der Nacht mit dieser Gelegenheit weiter führen. Es kommt nur darauf an, wie meine Tochter sich in der nächsten halben Stunde befindet. Würde ich nach einer halben Stunde noch klingeln dürfen?

Gewiß, und ich werde auf der Stelle bei Ihnen sein.

Die Wirthin ging wieder.

Die Frau Eisenhart saß in ruhigem, klaren Nachsinnen da.

Wir haben eine Stunde Zeit, sprach sie in diesem Nachsinnen.

Wozu, Mutter?

Um uns zu besinnen, ob wir fahren wollen.

Wir haben ja keinen Gulden baares Geld mehr. Wir können nicht die Zeche bezahlen, nicht den Kutscher —

Wir müssen uns Geld verschaffen.

Wie?

Nicht durch Dein letztes Kleid. Höre mir zu, Anna. Der Kranke hat Geld bei sich.

Mutter!

Was willst Du?

Nein, nein, Mutter. Es ist nicht möglich.

Was ist nicht möglich? Wir müssen Geld haben, Anna. Wir können es nur von dem Ueberflusse Anderer bekommen.

Nein, nein, Mutter!

Kennst Du einen anderen Weg?

Wir sollten Diebinnen werden, Mutter?

Sind wir nicht längst Diebinnen?

Wir?

Warum würden wir denn mit Steckbriefen verfolgt? Haben wir die Leute in dem Bade nicht um Tausende gebracht? Und findest Du etwa einen so großen Unterschied darin, ob wir die seidenen Kleider, die Spitzen, die Goldsachen heimlich aus den Läden fortgenommen hätten, oder ob wir sie den Leuten dadurch abschwindelten, daß wir uns für vornehme, reiche Damen ausgaben, denen zu kreditiren eine Ehre ist? Das Strafgesetz straft das Eine wie das Andere, und auch das Urtheil der Welt, und wenn Dein Gewissen ehrlich sein will, kann es Dir nichts Anderes sagen.

Der Leichtsinn ist die Naivetät der Schuld, halbe Schuld, halbe Unschuld.

Die verbrecherische, die völlig schuldige und ihrer Schuld sich voll bewußte Mutter hatte der Tochter auch ihre volle Schuld zum Bewußtsein gebracht. Anna Eisenhart erblaßte. Ihre Mutter hatte Recht. Sie war eine Diebin, eine von Steckbriefen verfolgte Diebin, die vor dem Gefängnisse, dem Zuchthause flüchtete. Und sie wollte Erzieherin werden, in eine edle, geachtete, geehrte, auf ihre Ehre, ihre makellose Ehre eifersüchtige Familie eintreten, die Kinder zur Tugend, zur Ehre ausbilden, sie, die Diebin, die mit Steckbriefen verfolgte Verbrecherin! Die jeden Augenblick entdeckt werden, der man ihren eigenen Steckbrief in jeder Zeitung vorlesen konnte, ohne Arg zuerst; aber auf einmal verglich man, kombinirte man — man hatte die Diebin vor sich; die Erzieherin der Kinder war es; das Haus war entehrt, die Kinder waren vergiftet. Man jagte sie fort, man übergab sie nicht den Gerichten, um nur die eigene Beschimpfung nicht öffentlich zu machen.

Mein Gott, mein Gott! mußte sie in ihrer Angst ausrufen.

Ja, mein Kind, sagte die ruhige Mutter, so wie wir sind, hat die Welt uns ausgestoßen. Nur Geld kann uns wieder in sie einführen. Nur viel Geld. Dieser Kranke —

Noch einmal zuckte die Tochter auf.

Mutter, Mutter!

Die Mutter ließ sich nicht unterbrechen.

Dieser Kranke hat viel Geld. Die Brieftasche mit ihrem reichen In-

halte existirt nicht bloß in seinen Fieberphantasien. Sie ist bei ihm, in dem Zimmer drüben. Sie muß unser werden.

Wir sollten einen Sterbenden berauben, Mutter?

Es war nur noch ein Einwurf, und nur der Einwurf eines oberflächlichen, vielleicht gar abergläubischen Gefühls.

Wenn er stirbt, desto besser, sagte die Mutter. Er entbehrt es dann nicht.

Aber seine Angehörigen!

Er ist der Sohn eines reichen Hauses.

Er kann auch nur der Reisende sein.

Wäre es die Schuld seiner Erben, wenn man ihm Geld abgenommen hat? Das Geld muß unser sein. Ich sinne nur nach, wie?

Bedenke die Gefahr, Mutter!

Ueber einen gefahrlosen Plan sinne ich eben nach.

Aber still! Eine Thür öffnet sich. Es ist die Thür des Zimmers, in welchem der Kranke sich befindet. Es kommt Jemand heraus. Es kann nur die Wärterin sein. Sonst ist Niemand bei ihm. Sie macht die Thür wieder zu. Sie geht fort. Den Gang hinunter. Sie hat den Kranken allein gelassen. Sollte er todt sein?

Sie stand mit angehaltenem Athem und lauschte. Sie hatte das Gesicht fest an die Thüre gedrückt, an der sie stand, um besser hören zu können. Sie hörte nur das Klopfen ihres schlagenden Herzens.

Sie kommt nicht nicht wieder. Ich muß wissen, was es ist.

Das Herz der Tochter klopfte noch mächtiger, als das der Mutter. Aber der Leichtsinn wuchs mehr und mehr in ihm.

Sie kann jeden Augenblick zurückkommen. Sie kann Dich sehen, Mutter.

Das war jetzt nur noch ihr Einwurf.

Die Mutter hatte die Thüre schon geöffnet, leise, unhörbar. Sie war nur halb in den Gang hineingetreten. Sie lauschte. Sie vernahm nichts, nur unten im Hause glaubte sie unverständliches Sprechen zu hören. Sie schritt weiter, quer durch den Gang, an die Thür des Kranken. Sie lauschte an der Thüre, sie faßte die Klinke an.

Die Tochter war ihr bis in den Gang gefolgt, angstvoll, bebend.

Mutter, wenn Jemand käme?

Es kommt Niemand.

Ich höre Schritte.

Wirklich kamen Schritte hinten die Treppen herauf.

Zurück!

Sie flogen Beide in ihr Zimmer zurück. Die Thür zogen sie ohne Geräusch wieder zu.

Zwei Schritte kamen wieder den Gang herauf.

Das scharfe Ohr der Mutter hatte die Schritte, die in dem Gange sich bewegten, schon zu unterscheiden gelernt.

Die Wirthin und die Wärterin, sagte sie.

Die Wirthin und die Wärterin gingen drüben in die Stube des Kranken. Die Thür ließen sie offen. Man konnte in dem Zimmer der beiden Damen verstehen, was sie sprachen.

Ja, er ist todt, sagte die Wirthin. Aber ob wir nicht dennoch zum Arzte schicken? Es könnte ein Scheintodt sein.

Nein, Madame, es ist der rechte Tod. So war auch der letzte Seufzer. Ich kenne das. Es kam nur so plötzlich, so auf einmal. Dann war gleich Alles vorbei, und Sie hören noch jetzt keinen Athem wieder.

Man hört nichts.

Man fühlt auch keine Bewegung.

Es wird der rechte Tod sein.

So lassen wir ihn in Ruhe.

Warten wir noch ein Viertelstündchen.

Wie Sie wollen, Madame.

Eine Viertelstunde blieb es still wie der Tod, an dem sie standen oder zu stehen glaubten.

Ja, er ist todt, sagte dann die Wirthin mit voller Ueberzeugung. Komm, Margaretha, lassen wir ihn in Ruhe. Der Arzt kann ihn morgen Früh besichtigen.

Herrin und Dienerin verließen die Stube des Todten oder Scheintodten.

Sie machten die Thür hinter sich zu, aber ohne sie zu verschließen und den Schlüssel abzuziehen. In Dörfern und kleinen Städten denkt man überhaupt nicht daran. Wer wollte zudem in das Gemach des Todes dringen?

Jetzt gilt es, sagte die Frau Eisenhart.

Sie öffnete ihre Thür.

Ah, Frau Wirthin, ich wollte gerade zu Ihnen hinunter gehen. Ist der fremde Lohnkutscher noch da?

Gewiß, und er würde Sie sehr gern fahren. Ich hatte mit ihm darüber gesprochen.

In der Nacht?

In der Nacht.

Meine Tochter fühlt sich in der That wohler und in einer Viertelstunde wären wir fertig. Wenn der Mann so lange warten kann —

Er wird. Ich werde ihm sagen, daß er sich bereit hält.

Ich bitte Sie darum, Madame.

Die Wirthin ging mit der Wärterin.

Die Frau Eisenhart zog geräuschvoll, daß man es hören mußte, ihre Stubenthüre hinter sich zu.

Jetzt gilts, sagte sie noch einmal, ordnen wir schnell unsere Sachen.

Sie ordnete schnell Alles zur sofortigen Abreise.

Die Tochter half ihr.

Die Mutter kalt, ruhig. Die Tochter bebend.

Dann kehrte sie an die Thüre zurück. Sie lauschte wieder. Sie öffnete sie wieder unhörbar. Sie horchte in den Gang hinein.

Wir sind sicher. Komm!

Muß es denn sein, Mutter?

Frage nicht. Komm!

Sie trat in den Gang.

Die Tochter folgte ihr.

Sie schritt zu der Thür gegenüber.

Die Tochter folgte ihr auch dahin. Aber sie mußte sich an den Arm der Mutter festhalten.

Sie standen an der Thüre des Todes und des Verbrechens.

Die Mutter öffnete die Thür.

Sie trat in das Zimmer.

Folge mir, Anna!

Mutter!

Was giebts?

Ich kann nicht.

Thörin! So bleib hier auf Wache. Aber wenn ich Dich rufe, kommst Du.

Sie schritt weiter in das Zimmer.

Die Tochter blieb auf der Schwelle der Thür stehen, auf Wache.

Anna Eisenhart hatte noch nie gestohlen.

Ihre Mutter —? Der Rendant Eisenhart hatte eine fremde Kasse verwaltet. Es hatte ihm oft Geld darin gefehlt. Sie hatte Recht, sie war wohl längst eine Diebin, eine rechte, gemeine, verworfene Diebin. Sie übte ihr Handwerk nicht zum ersten Male.

Aber die leichtsinnige Tochter konnte Wache stehen bei dem Verbrechen der Mutter. War sie nur noch leichtsinnig? —

In dem Zimmer herrschte die Stille des Todes.

Aber nicht die Dunkelheit. Eine Nachtlampe ließ die Gegenstände erkennen. Sie brannte auf einem Tische unter dem Spiegel. Gerade gegenüber an der Wand stand ein Bett.

Um Anderes bekümmerte die Diebin sich nicht. Sie warf nur noch einen flüchtigen Blick auf einen Reisekoffer, der geöffnet neben dem Tische am Spiegel stand. Man hatte wohl Wäsche und dergleichen für den Kranken herausgenommen.

Im Bette muß es sein! sagte die verbrecherische Frau für sich.

Sie nahte sich dem Bette.

Aber im Bette war auch der Todte.

Er lag wie ein ruhig Schlummernder da, die Arme lang ausgestreckt, die Augen geschlossen, die Lippen zusammengepreßt, das bleiche Gesicht tief eingefallen.

Er ist todt, sagte sich die Frau. Wo mag er die Brieftasche haben? Unter dem Kopfkissen sei sie nicht, in dem ganzen Bette habe man sie nicht gefunden. Das Bett steht dicht an der Wand. Wenn er sie, schlau, zwischen Wand und Bettstelle versteckt hätte? Dort haben sie nicht gesucht. Ich müßte mich über den Todten herüberbeugen. — Ah! —

Sie konnte es doch nicht. Ein Schauder jagte ihre Gestalt in die Höhe.

Ich bin einfältig! schalt sie sich selber.

Sie ging an das Kopfende des Bettes.

Ich schiebe es von der Wand ab. So muß zu Boden fallen, was dahinter liegt.

Sie schob das Bett von der Wand.

Es fiel nichts.

Sie nahm zum Ueberfluß die Lampe und leuchtete unter das Bett. Es lag nichts da.

Sie stellte die Lampe zurück. Sie schob die Bettstelle wieder an die Wand.

Sie handelte mit größter Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit.

Es muß doch im Bette sein. Aber wo nur? Unter dem Kopfkissen nicht. Vielleicht nur nicht unmittelbar. Unter dem Kopfpfühl dann? Dort hat man schwerlich genau gesucht — man hätte dem Kranken wehe

gethan. Wie er die Krankheit herannahen fühlte, wollte er seinen Schatz so sicher, also so tief wie möglich verbergen. So muß es sein.

Das Haupt des Todten lag auf einem Kopfkissen. Unter dem Kissen war ein zweites. Dann kam ein breites Pfühl.

Sie wollte darunter suchen. Aber das Pfühl war von Pferdehaaren, keilförmig, hart. Es gab dem Drucke der Hand nicht nach. Sie konnte nur wenig mit der Hand hinunterlangen.

Sie mußte mit der andern Hand die Kopfkissen aufheben. Aber der Todte war schwer.

Sie konnte dennoch tiefer reichen, freilich nur langsam, zollweise.

Der Schweiß brach ihr aus.

Auf einmal fühlte sie etwas.

Sie ist's! Die Brieftasche!

Sie wollte sie fassen.

Sie vermochte es nicht.

Der Todte lag zu schwer. Die Hand, die die Kopfkissen hielt, sank zurück.

Sie sprang zu der Tochter.

Anna, schnell!

Das Mädchen hatte sich krampfhaft an die Thür gehalten. Sie erschrack vor der Mutter, wie vor einem Gespenst.

Das Gesicht der Frau war leichenblaß, die Lippen blau; von dem bleichen Gesichte rann der Schweiß.

Was ist's, Mutter?

Ich habe die Brieftasche.

Du hast sie?

Gefühlt. Ich kann sie nicht fassen. Du mußt mir helfen. Komm!

Die Tochter folgte ihr. Sie widerstrebte nicht mehr. War es Betäubung? Oder war die Lust, die Wuth des Verbrechens, ansteckend auch über sie gekommen. Sie folgte an das Bett des Todten. Sie konnte freiwillig das empörendste Verbrechen mit ausführen helfen.

Hier! rief die Mutter.

Wo, Mutter?

Unter dem Pfühle.

Auf dem Pfühle liegt der Todte.

Warte, ich hebe ihn auf.

Sie hob die Kopfkissen in die Höhe, auf denen der Todte lag, mit ihnen diesen.

Fühlst Du etwas?

Nein.

Lange weiter! — Jetzt?

Jetzt.

Zieh' es heraus.

Ich kann nicht.

Zieh' fester.

Ich habe es.

Sie hatte eine kleine Brieftasche von grünem Saffian hervorgezogen.

Die Mutter riß sie ihr wild aus der Hand.

Endlich!

Um Gotteswillen! schrie sie auf einmal auf.

Der Todte!

Sie stürzte fort.

Der Todte! rief auch die Tochter.

Aber ihr Schritt war gelähmt. Sie mußte nach dem Bette hinstarren, nach dem Todten.

Aber es war kein Todter mehr. Er war aus seinem todesähnlichen Schlummer erwacht. Er hatte sich bewegt. Er schlug die Augen auf. Sein Blick traf das entsetzte, bleiche Mädchen, die wie eine Leiche vor ihm stand.

Der Blick gab ihr das Leben wieder. Sie stürzte der Mutter nach.

Das verbrecherische Weib hatte die Brieftasche schon geöffnet. Ihr Gesicht glühte schon wieder. Ihre Augen strahlten in einer wilden Lust.

Wir sind reich, Anna! Für unser ganzes Leben! Aber fort! fort!

Sie steckte die Brieftasche in ihren Busen. Geld, um die Zeche zu bezahlen, hatte sie schon herausgenommen, einen Kassaschein.

Sie war ein entsetzliches Weib.

Sie hatte früh in Lastern angefangen. Da war das Verbrechen ihr nichts mehr.

Sie nahm den Reisesack. Sie ermahnte die Tochter: Nimm Dich zusammen, Anna! Sie verschloß die Thür ihres Zimmers hinter sich und der Tochter. Sie sah gegenüber die Thür des Kranken, des Beraubten, offen stehen; die Tochter hatte in Angst und Entsetzen vergessen, sie zu verschließen. Sie machte sie leise zu. In die Stube sah sie nicht. Sie hatte ihre volle Besonnenheit wieder.

Unten war der Lohnkutscher zur Abreise bereit.

Sie bezahlte die Zeche. Sie verabschiedete sich mit freundlichem Dank von der Wirthin. Sie stieg mit der Tochter in den Wagen.

Der Wagen fuhr ab.

In den nächsten zwei Stunden können sie nichts entdecken.

Und dann, Mutter?

Sind wir über alle Berge.

Sie hatten das Thor der Stadt hinter sich. Der Wagen fuhr auf einer alten Landstraße.

Sie bog sich aus dem Wagenfenster zu dem Kutscher.

Der Weg führt nach Kassel, Kutscher?

Ja, Madame.

Nicht auch nach Fulda!

Nein, Madame. Fulda liegt rechts.

Führt kein Weg dahin seitab?

O ja, in einer halben Stunde.

Ich habe Verwandte in Fulda. Ich möchte sie besuchen, da wir einmal in der Nähe sind. Könnt Ihr uns hinfahren?

Wenn wir um den Preis einig würden.

Ich gebe Euch das Doppelte von dem, was für die Reise nach Kassel ausgemacht war.

Einverstanden, Madame.

So nehmt den nächsten Weg nach Fulda.

Nach einer halben Stunde bog der Wagen von der Landstraße rechts ab, in einen breiten Seitenweg.

Es war mitten in der Nacht, mitten im Gebirge, in einer völlig menschenleeren Gegend.

Wir sind frei, Anna! Kein Mensch ahnt, daß wir diesen Weg genommen haben. Kein Mensch kann uns hier verfolgen.

Sollte sie Recht haben?

3.

Eine Verfolgungsgeschichte.

Es war eine warme Sommernacht, in die Mutter und Tochter hineingefahren waren.

Der frühe Morgen dämmerte vor ihnen auf.

Der Wagen fuhr noch immer im tiefen Gebirge, auf einer wenig be-

suchten, nur durch Waldung und an eizelnen Dörfern vorüberführenden Landstraße. Kein Mensch war ihnen in der Nacht begegnet. In den Dörfern hatte Alles geschlafen.

Wir sind sicher! frohlockte noch einmal die Mutter.

Sie hatte keine Sekunde die Augen geschlossen; sie hatte auf Alles geachtet.

Wie weit haben wir noch bis zur Grenze? fragte sie in gleichgiltigem Tone zum Wagen hinaus den Kutscher.

Wir erreichen sie in anderthalb Stunden.

Erst? mußte die Frau sich doch zurufen.

Kommen wir vorher noch an einen Ort?

Eine Viertelstunde diesseits der Grenze müssen wir durch ein kleines Städtchen.

Werdet ihr dort anhalten?

Ein halbes Stündchen möchte ich Rast machen, um den Pferden Futter und Wasser zu geben.

Gut!

Das Gesicht der Frau strafte das Gut Lügen. Aber sie durfte am wenigsten dem Kutscher zu einem Mißtrauen Veranlassung geben.

Es ist nicht möglich, daß man bis dahin nur unsere Spur auffinden wird, sprach sie sich Muth zu.

Die Morgenröthe war heller geworden. Man konnt auch im Wagen deutlicher sehen.

Die Mutter warf einen Blick auf ihre Tochter.

Das Mädchen hatte sich in die Ecke des Wagens zurückgelegt. Sie hatte sich in ihren Reiseshawl gehüllt. Ihr Gesicht war von dem dichten Schleier ihres Hutes bedeckt. So lag sie unbeweglich, dem Anscheine nach schlafend. Aber sie seufzte schwer, sie schlief nicht.

Es wird sich schon geben, sagte die Mutter für sich.

Sie zog vorsichtig etwas aus ihrem Busen hervor. Es war eine Brieftasche von grünem Saffian. Sie öffnete sie. Es lagen mit Papierstreifen umzogene Pakete von bedruckten Zetteln darin, Banknoten, Kassenscheine.

Die Frau zählte sie, die Zahlen, die auf den Papierstreifen verzeichnet waren, die Pakete, die einzelnen Zettel, Noten und Scheine. Sie zählte sie mit wachsender Lust.

Bei dem geringsten Geräusche von Außen flog sie dennoch in die

Höhe. Wenn der Kutscher auf dem Bocke sich rührte, raffte sie in wilder Hast Alles zusammen.

Sie war mit Zählen und Rechnen fertig. Sie verbarg Alles wieder in ihrem Busen.

Sie wandte sich an ihre Tochter.

Du schläfst nicht, Anna?

Nein Mutter.

Weißt Du, wie viel wir haben?

Ich will es nicht wissen, Mutter.

Sprich um Gottes willen leiser.

Sie selbst hatte geflüstert.

Es sind gerade noch zwanzigtausend Thaler in der Brieftasche.

O Gott! seufzte schwerer die Tochter.

Wir haben für unser ganzes Leben genug, ich, Du auch.

Wir sind für unser ganzes Leben verloren.

Wir werden jetzt anders leben. Wir werden uns einschränken. Mit den Zinsen können wir auskommen. Du wirst einen braven Mann finden, glücklich werden —

Die Tochter fuhr auf ihrem Sitze empor.

Ich einen braven Mann? Eine Diebin?

Sei keine Thörin, Anna.

Ich je glücklich werden? Diebin! Diebin! Ich höre keinen andern Namen, keinen andern Ruf, kein anders Wort mehr. Diese Nacht hat mich auf ewig dem Unglück übergeben.

Aber Anna! Muß ich es Dir wiederholen, daß wir in der heutigen Nacht nichts mehr gethan haben, als was wir schon längst in dem Bade gethan hatten? Wir waren schon vorher Diebinnen.

Ja, wir waren es. Aber jetzt ist es mir zum Bewußtsein gekommen, jetzt erst in dem Leichtsinn, in dem ich war. Und jenes war doch anders. Ich war nur leichtsinnig. Ich war nicht schlecht. Ich gebrauchte nur leichtfertige Künste, um einen Mann zu gewinnen, den ich für reich hielt, dem am Ende nichts daran gelegen sein konnte, ob ich Geld hatte oder nicht. Hatte ich ihn sonst betrogen? Ich selbst kann es mir nicht vorwerfen. Aber in der heutigen Nacht bin ich Diebin geworden, eine gemeine Diebin, für immer, für mein ganzes Leben lang. Diebin, Diebin! ruft jeder Mund mir zu, der zu mir spricht, jedes Auge, das mich anblickt, jede Hand, die sich mir entgegenstreckt. Ich bin verflucht, verdammt für immer.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen; es war ihr unter seiner Hülle zu eng, zu heiß geworden. Man sah in ein leichenblasses Gesicht; die Augen starrten hohl und trocken.

Die Mutter erschrack.

Wir gehen in's Ausland, Kind, suchte sie zu beruhigen. Wir leben dort still, eingezogen. Niemand kennt uns dort.

Kennen wir uns selbst nicht?

Wir werden vergessen —

Vergessen? Je die heutige Nacht vergessen? Jenen Blick des Sterbenden? Jenen entsetzlichen Blick, den er noch einmal dem Tode entrungen hatte? Ihn sollte ich je, je vergessen können? Es war sein letzter Blick. Mit ihm schied er aus dem Leben. Mit ihm hatte er mich angesehen, die Diebin. Mit ihm hat er mich gefaßt, mit in das Grab, in den Tod genommen. Mit ihm wird er mich verfolgen bis an meinen Tod. Immer und immer wird er vor mir stehen, um zuletzt wie mit feurigen Krallen mich zu greifen und zu sich hinunterzureißen O, ich bin verflucht, verdammt.

Die Mutter saß auf glühenden Kohlen.

Sprich leiser Kind. Der Kutscher kann Dich hören.

Da fuhr die Tochter noch einmal in die Höhe. Ihr Schmerz wurde ein wilder.

Nur dafür hast Du Sinn und Gedanken? Nicht für unsere Schuld, unser Verbrechen, unser Unglück? Nicht für das Unglück Deines Kindes, das Du, ja Du selbst unglücklich gemacht hast. Ja, ich muß es sagen, es muß heraus, und wenn ich auch die Seligkeit dadurch verwirken sollte. Du, Du hast mich verführt, verdorben, erst mich leichtsinnig gemacht, dann zur Verbrecherin, zur gemeinen Verbrecherin. Du hast Dein eigenes, Dein einziges Kind für diese und jene Welt verdammt.

Die Mutter kannte nur Angst. Sie mußte nur beruhigen.

Ich ehre Deinen Schmerz, Anna. Aber habe ich je etwas Anderes, als Dein Glück, das Glück meines einzigen Kindes gewollt, das ich über Alles liebte?

Sie sprach vergebens.

Mein Glück hättest Du gewollt! rief ihr unglückliches Kind. Mich hättest Du geliebt? Du hast immer nur Dich geliebt, nur an dich gedacht. Du kannst ja auch jetzt nur an Dich denken, daß die Verfolger Dich nicht ergreifen, daß Du mit dem geraubten Gute in Sicherheit kommen, daß Du damit ein angenehmes Leben führen könnest. Aber was Du denkst

wird doch nicht in Erfüllung gehen. Es kann nicht. Auch Du wirst nicht glücklich werden; Du nicht, wie ich nicht. Das Verbrechen verfolgt Dich schon jetzt. Seine Strafe hat Dich schon erreicht. Wenn ein Blatt hier im Baume rauscht, zitterst Du; wenn der Vogel seinen fröhlichen Morgengesang erhebt, fährst Du erschrocken in die Höhe. Du hörst nur den Ruf der Polizei: Haltet den Dieb! Du siehst nur das Zuchthaus in dem Du Wolle spinnen mußt. Das ist Deine erste Strafe. Und auch meine. Es ist die Strafe des Gewissens. Sie wird uns verfolgen, wohin wir auch fliehen, wir werden auch der zweiten nicht entgehen, dem Arme der Polizei, dem Urtheilsspruche des Richters, dem Zuchthause. Und dann auch der dritten nicht, der härtesten von allen, der sittlichen Strafe der Menschen, der Verachtung, die für das Leben an uns, die selbst nach dem Tode an unserm Andenken klebt, ja die nach dem Worte der Bibel bis in das vierte Glied sich forterben soll.

Sie legte sich erschöpft in die Ecke des Wagens zurück. Die Ermattung machte ihr Herz weicher. Sie konnte weinen.

Die Mutter schwieg. Die erschütternde Wahrheit, die in den Worten ihres unglücklichen Kindes lag, hatte sie doch, selbst sie, ergriffen. Ihr Blick hatte nicht bloße Angst; sie sah mit Mitleiden auf die Tochter.

Aber ist es denn zu ändern? sagte sie zuletzt.

Da erhob die Tochter sich noch einmal, nicht mehr heftig, aber ruhig, edel.

Ja, Mutter, es ist zu ändern. Laß uns umkehren, daß Geld zurückgeben, die Strafe des Richters auf uns nehmen. Wir entgehen dann jeder anderen Strafe; wir haben uns mit dem sittlichen Bewußtsein der Menschen ausgesöhnt, selbst mit unserem eigenen, unserem Gewissen. Komm, Mutter.

Konnte die Mutter? Konnte das verdorbene, selbstsüchtige, verbrecherische Weib irgend ein Opfer bringen? Auch dem Glücke ihres Kindes? Sie erschrack. Kein Schatten von Mitleiden war mehr in ihrem Innern. Er hatte ja auch wohl nur wie ein flüchtiger Schatten ihr verhärtetes Herz durchzogen.

Bist Du von Sinnen, Anna? Wir sollten für nichts und wieder nichts auf eine Reihe von Jahren in das Zuchthaus wandern?

Das war ihre einzige Antwort.

So muß ich mit Dir zu Grunde gehen, durch Dich, seufzte die Tochter.

Sie sprach nicht mehr.

Die Mutter wollte beginnen zu triumphiren.

Aber kann der Mensch über das Recht triumphiren?

Nur zu oft klagt die Welt.

Sie klagt damit die Vorsehung an. Der kurzsichtige Mensch die Vorsehung! Weil er die Strafe nicht sieht, so meint er, sie sei nicht da. Freilich, wenn die Strafe des bürgerlichen Richters die alleinige wäre! Aber nein, sie sühnt ja nur; sie versöhnt, wenn auch nicht immer mit den Menschen, doch mit dem eigenen Bewußtsein.

Die Sonne war höher am Himmel emporgestiegen. Sie beschien hell und klar eine weite fruchtbare Ebene. In die Ebene fuhr der Wagen aus dem wilden, waldigen Gebirge hinunter.

In nicht weiter Ferne lag zwischen Gärten und unter Pappeln und Obstbäumen freundlich eine kleine Stadt.

Dort werden wir ein halbes Stündchen anhalten, sagte der Kutscher.

Nur noch eine halbe Stunde! sagte sich die Dame. Es ist noch früher Morgen. In dem Wirthshause hinter uns werden sie kaum aufgestanden sein. Um den Todten hat sich in der Nacht Keiner mehr bekümmert. Erst jetzt werden sie wieder zu ihm gehen. In einer Stunde vielleicht erst nach der Brieftasche suchen. Und wenn sie die auch nicht finden! Sie denken er hat gar keine gehabt. Und wenn sie das auch nicht denken, wie könnte der Verdacht auf uns fallen! Wie könnten sie gar sogleich uns verfolgen wollen? Wir sind frei! Mit dem Gelde!

Sieht man die Grenze hier? mußte sie dennoch den Kutscher fragen.

Sie zieht sich jenseits des Städtchens mitten durch die Feldflur.

Es war ihr doch, als wenn sich ein Stich durch ihr Herz ziehe. Feldflur und Grenze lagen so nackt und kahl und offen da.

Der Wagen rollte weiter in die Ebene hinein, dem Städtchen zu.

Er erreichte das Thor, die Straßen.

Es war nach der Uhr auf dem Kirchthurme fünf Uhr Morgens.

Für die Bewohner des Landstädtchens war es keine frühe Stunde mehr. Alles war schon auf, an seiner Arbeit, auf den Straßen, an den Fenstern.

Die Dame mußte die Gesichter mustern.

Sie sahen gleichgiltig den Wagen vorbeifahren.

Hierher ist noch keine Nachricht gekommen. Sie wäre ein Ereigniß gewesen. Jedermann hätte sie erfahren. Man würde uns mit Mißtrauen betrachten.

Sie beruhigte sich. Die Angst hatte sie also nicht verlassen. Trotz

alledem nicht. Sie sollte, sie konnte sie auch ferner nicht verlassen. Die Strafe des Gewissens! hatte die Tochter gesagt.

Der Wagen fuhr an dem Wirthshause des Städtchens vor.

Sie traten in das Haus, in die Wirthsstube. Nur der Wirth war darin. Er empfing sie höflich, freundlich.

Wir sind hier sicher. Keine Gefahr droht uns mehr. Endlich wird mich doch auch diese Angst verlassen.

Sie hatte ein Frühstück bestellt. Sie konnte nichts davon genießen; die Angst hatte sie nicht verlassen.

Sie mußte an das Fenster treten, um jeden Menschen anzusehen, der vorbei kam, um nach dem Kutscher, der unter dem Fenster seine Pferde fütterte, auszuschauen, ob er bald fertig sei. Sie erbebte, wenn ein Vorübergehender nach dem Wagen, nach den Pferden sah.

Sie flog von dem Fenster zurück. Ein Gendarm kam auf der Straße vorbei. Er transportirte zwei Gefangene, einen Mann und eine Frau. Sie waren vermittelst einer eisernen Stange zusammengeschlossen. Die Menschen auf der Straße blieben stehen, sie sich anzuschauen, ihnen nachzublicken. Der Mann schlug die Augen nieder; die Frau sah frech lachend die Menschen an.

Auch der Wirth war an das Fenster getreten.

Das sind ein paar freche Diebe, theilte er mit. Besonders die Frau. Sie haben hier in der Nachbarschaft auf den Dörfern viele Diebereien verübt. Sie werden jetzt zu dem Kriminalgerichte transportirt. Es ist drei Meilen von hier entfernt. — Aber was ist dem Fräulein? Sie wird so weiß. Sie fällt doch nicht in Ohnmacht?

Anna Eisenhart — sie hatte in der Angst, von der sie verzehrt wurde, kaum den Wagen verlassen können. Sie hatte dann nicht gewagt, den Blick zu erheben, einen Laut von sich zu geben, wie wenn Alles sie als Diebin verrathen müsse. Sie hatte sich stumm in einen Winkel der Stube gesetzt. Die Mutter hatte sie aufgefordert, von dem Frühstück zu verzehren. Sie hatte gemeint, Gift zum Munde zu führen. Und doch konnte sie vor Ermattung und Erschöpfung sich kaum mehr aufrecht halten. Sie zuckte zusammen, als sie ihre Mutter von dem Fenster zurückfliegen sah. Sie mußte aufspringen, als der Wirth von den beiden Dieben erzählte. Ihr Blick fiel unwillkürlich durch das Fenster. Sie sah das gefesselte Verbrecherpaar. Sie sank mit einem Schrei auf ihren Sitz zurück. Sie war kreideweiß geworden. Sie war wirklich einer Ohnmacht nahe.

Meine Tochter hat schwache Nerven, sagte die Mutter. Anna, willst

Du nicht etwas genießen? Das Fahren hat Dich angegriffen. Du mußt Dich stärken.

Das Mädchen schüttelte schweigend den Kopf.

Die Mutter sollte selbst einer Ohnmacht nahe kommen.

Die Thür der Wirthsstube öffnete sich.

Ein Fußreisender trat ein, ein Bürger oder Landmann aus der Nachbarschaft.

Der Wirth kannte ihn.

Woher schon so früh?

Aus —, drüben vom Gebirge.

Die Frau mußte sich gewaltsam halten, um nicht umzusinken.

Der Mann hatte den Namen der Stadt genannt, aus der sie mit ihrer Tochter kam, in der sie den Diebstahl verübt hatten.

Aber der Mann muß vor uns von da fortgegangen sein, suchte sie ihre Angst zu beruhigen. Wir fuhren im Wagen, er hat den Weg zu Fuß gemacht.

Sie hatte sich getäuscht.

Sie sind die Nacht durch gegangen? fragte der Wirth weiter.

Seit halb zwei Uhr Früh.

Da haben Sie tüchtig marschirt.

In vier Stunden kann man, geradezu durch das Gebirge, den Weg bequem machen. Der Fahrweg ist drei Stunden länger.

Der Reisende erzählte von selbst weiter:

In dem Städtchen passirte gerade eine kuriose Geschichte, die mich aufhielt. In dem Gasthofe zum Falken —

Die Mutter mußte sich krampfhaft halten. An dem ganzen Körper der Tochter flogen Nerven und Muskeln. Hätte sie den dichten Schleier nicht über das Gesicht gezogen, man hätte ein Todtengesicht sehen müssen.

In dem Gasthofe zum Falken lag schon seit mehreren Tagen ein Fremder krank. Er hatte sehr viel Geld bei sich. Gestern Abend — es war schon in der Nacht — starb er. So hatten die Leute in dem Gasthofe gemeint, und sie hatten den Menschen, den sie für eine Leiche hielten, allein gelassen. Auf einmal —

Die Mutter hatte alle ihre Kraft zusammen genommen. Sie hatte nur noch Einen Gedanken: Fliehen! Er gab ihr Kraft, er erhöhte sie ihr. Drei Stunden war der Weg durch das Gebirge näher, als der Weg, den sie genommen hatte. Schon war die Kunde von ihrem Verbrechen hier, in dem nämlichen Zimmer mit ihr. Konnte sie nicht in jeder Minute, in

jeder Sekunde die Häscher erwarten? Ja, brachte der Reisende nicht auch die Beschreibung der Verbrecherinnen mit? Noch hatte er sie nicht angesehen. Wie, wenn sein Blick auf sie fiel, auf sie, auf ihre Tochter? Die Diebinnen waren eine Mutter und Tochter gewesen; wohl gekleidet; sie waren in einer Lohnkutsche abgefahren.

Fliehen! Nur fliehen! war ihr Gedanke.

Sie sah zum Fenster hinaus. Der Kutscher hatte eine halbe Stunde halten wollen. Die halbe Stunde war um. Aber er war noch nicht fertig.

Fliehen! Fliehen!

Sie trat zu ihrer Tochter, die wie in den Zuckungen des Todes da lag.

Komm, Anna.

Ich kann nicht, Mutter.

Ich beschwöre Dich.

Ich kann mich nicht erheben. Mein ganzer Körper ist gelähmt. O, könnte ich hier sterben!

Sie war wie gelähmt; sie konnte sich nicht erheben. Aber die Arme konnte auch nicht sterben.

Die Mutter stand verzweiflungsvoll.

Diese Angst des Gewissens! Diese Angst vor Entdeckung, vor Strafe! Und wenige Stunden vorher jene Lust zu dem Verbrechen. Und fast wenige Augenblicke vorher noch die goldenen Pläne der Zukunft, gebaut auf das Verbrechen!

Giebt es einen tückischeren und grausameren Dämon, als den des Verbrechens?

Auf einmal um Mitternacht, fuhr der Reisende in seiner Erzählung fort, hören die Leute in dem Zimmer ein Geräusch. Es ist als wenn darin gepoltert werde. Sie eilen hin. Da sitzt er aufrecht im Bette, den sie für todt gehalten hatten.

Mein Geld ist mir gestohlen! ruft er ihnen entgegen.

Sie denken, er ist aus dem Todesschlafe zu wilderem Fieber erwacht, er spricht irre in dem Fieber. Aber er zeigt ihnen die Stelle, wo er das Geld, in seiner Brieftasche verborgen, gehabt hatte, tief unter seinem Kopfkissen. Sie wollen ihm noch nicht glauben. Wer könnte den Diebstahl verübt, einen Todten beraubt haben? Er erzählte ihnen auch das.

Die Mutter hatte sich in ihrer Verzweiflung vergebens nach Hilfe umgesehen. Woher sollte sie ihr kommen? Der Wagen war noch immer

nicht fertig. Ihre Tochter lag ächzend, mit völlig aufgelösten Kräften, mit geschlossenen Augen vor ihr.

Sie mußte einen Entschluß fassen. Sie faßte einen Entschluß der Verzweiflung und der Selbstsucht.

Noch einen Blick warf sie auf die Tochter, aber nur um sich zu überzeugen, daß die Unglückliche sie nicht begleiten könne. Dann verließ sie ihr Kind und glitt leise zum Zimmer, zur Thüre hinaus.

Der Reisende fuhr fort zu erzählen:

Ich wachte auf, sagte der Kranke. Es war mir als wenn mich Jemand angefaßt hätte. Ich war wie gedrückt. Es lag schwer auf mir. Ich konnte keinen Athem bekommen. Es sauste mir im Kopfe. Ich hörte Stimmen über mir. Auf einmal wurde ich losgelassen. Ich fühlte mich frei. Ich schöpfte Athem. Ich konnte die Augen aufschlagen. Ein Frauenzimmer stand vor mir. Ein junges, schönes Gesicht. Ich wollte schreien. Sie verschwand. Ich fiel erschöpft zurück. In meinem Kopfe sauste es mir wilder. Ich hatte schreckliche Träume. Ich wollte rufen und konnte nicht. Nach langer Zeit endlich konnte ich meinen Stuhl rütteln, um mich bemerkbar zu machen.

Er hatte das nicht im Fieberwahnsinn erzählt. Ihm gerade gegenüber hatten zwei Damen logirt, die denselben Abend angekommen waren. Sie waren eine Stunde vorher abgereist. Es waren eine schöne junge und eine ältere Dame gewesen. Ein Stunde vorher konnte der Raub passirt sein. Sie waren plötzlich und eilig abgereist.

Der Reisende wollte weiter erzählen.

Der Wirth unterbrach ihn.

Eine junge und eine alte Dame.

Mutter und Tochter.

Der Wirth sah nach den beiden Damen hin, die bei ihm eingekehrt waren.

Er sah nur noch die Eine, die jüngere. Die ältere war verschwunden; er hatte nicht bemerkt, wie. Er stutzte.

Wie waren die Damen abgereist? fragte er leise den Erzähler.

Mit einem Lohnkutscher.

Haben Sie gehört, wie Wagen und Pferde aussahen?

Der Wagen war grün lackirt; die Pferde ein paar Braune.

Der Wirth sah zum Fenster hinaus, er sah Wagen und Pferde an, die vor dem Hause hielten.

Er schüttelte den Kopf.

Bleiben Sie noch einen Augenblick, sagte er zu dem Reisenden. Ich muß einmal mit dem Kutscher sprechen.

Er verließ das Zimmer.

Die furchtbarste Angst hatte auch dem unglücklichen Mädchen Kraft gegeben. Sie hatte die ganze Erzählung des Fremden angehört. Sie mußte die Augen aufschlagen, nach der Mutter. Nach ihrer Verführerin, nach der Verderberin. Aber auch nach der Mutter. Dem armen, kranken, schwachen Kinde bleibt die Mutter immer, bleibt jede Mutter die nächste, die erste und die letzte Stütze, nach der es sich umsieht. Und sie war so krank, so schwach so elend.

Die Mutter war fort.

Sie war allein, verlassen. Sie fühlte, daß sie verlassen war. Sie errieth, sie wußte, was geschehen war.

Sie richtete sich auf. Sie konnte es. Sie warf einen ergebenen Blick zum Himmel empor. Dann schaute sie frei in dem Zimmer umher. Es war ihr erster, freier Blick seit ihrer That, seit dem Bewußtsein, daß sie eine gemeine Verbrecherin, eine Diebin sei.

Jetzt kommt die zweite Strafe, sagte sie zu sich. Sie mußte kommen. Sie wird die erste von mir nehmen. Diese entsetzliche Angst! Ich hätte ihr erliegen müssen. Die Mutter? Wohl ihr! Sie ist — sie ist eine andere Natur, wie ich. Sie wäre dem Zuchthaus erlegen. Möge sie entkommen. —

Sie war eine andere Natur, als ihre Mutter. Der Leichtsinn hatte den bessern Grund in ihr nicht zerstört. Nur die Verführung, nicht der eigene gemeine Sinn hatte sie zur Verbrecherin gemacht. Sie konnte in Gemeinheit nicht versinken. Sie konnte sich erheben. Sie hatte sich erhoben. Sie sah gefaßt, in ruhiger Ergebung dem entgegen, was nach dem bürgerlichen Gesetze, wie nach dem sittlichen Rechte kommen mußte.

Es kam schnell. Es war schon da.

Der Wirth kehrte mit einem Gendarmen in das Zimmer zurück.

Man hatte einen Reiter in der Straße heraufsprengen hören. Er hatte vor dem Wirthshause gehalten, den Wagen angesehen, ein paar Worte mit dem Kutscher, dann mit dem Wirthe gesprochen. Er begleitete diesen in das Zimmer.

Anna Eisenhart trat ihm entgegen.

Sie suchen mich?

Ihre Stimme zitterte doch.

Und ihre Mutter, sagte der Gendarm.

Sie ist schuldlos. Ich allein bin die Verbrecherin. Verhaften Sie mich.

Sie hatte ihre Kraft überschätzt.

Der Gendarm mußte in seinen Armen eine Ohnmächtige auffangen.

Sie wurde an das benachbarte Kriminalgericht abgeliefert. An jenes nämliche Gericht, zu welchem das aneinander gefesselte Diebespaar transportirt war. War das Entsetzen, das sie bei dem Anblicke der beiden Menschen ergriff, zugleich eine Vorahnung ihres eigenen Schicksals gewesen?

Es wurde die Kriminaluntersuchung wegen Diebstahls gegen sie eingeleitet. Gegen sie allein.

Ihre Mutter war entkommen. Gendarmerie und Polizei wurden nach der Verhaftung der Tochter zu ihrer Verfolgung aufgeboten. Man fand auch ihre Spur, aber nur auf eine kurze Strecke. Hinter dem Wirthshause befand sich ein Garten. Er stieß an einen anderen Garten.

Aus diesem hatten Leute eine wohlgekleidete fremde Dame herauskommen sehen. In einem engen Wege, der zwischen den hohen Gartenhecken lief, war sie eilig weiter gegangen. Die Leute hatten sie wohl verwundert angesehen; aber eine Diebin, eine Verbrecherin, eine von der Polizei Verfolgte hatte Niemand in ihr vermuthet. Als die Beamten der Polizei sich nach ihr erkundigten, wußte man es. Jetzt war sie verschwunden. Man konnte nur noch die Richtung anzeigen, die sie genommen hatte. Sie wurde in dieser weiter verfolgt. Es war zu spät. Sie hatte den geradesten Weg zur Grenze eingeschlagen. Die Grenze war für die Verfolgenden ein Schlagbaum, den sie nicht überschreiten durften. Es war die Grenze eines anderen deutschen Landes. Die deutschen Länder schließen sich gegen einander ab, wie viele fremde Länder, zum Nutzen von Zöllnern und Verbrechern.

Die Entflohene hatte auch das gestohlene Geld mitgenommen. Das selbstsüchtige, verbrecherische Weib hatte sich keinen Augenblick verleugnet: das von ihr verführte eigene Kind in den Händen der strafenden Gerechtigkeit zurückgelassen, sich selbst mit der Beute gerettet.

Entging sie der Strafe, weil sie dem Arme des weltlichen Richters entging? —

Anna Eisenhart gestand dem Gerichte ihr Verbrechen zu. Sie gestand mehr zu, als sie gethan hatte. Sie nahm, getreu ihrem ersten Ausrufe bei ihrer Verhaftung, das ganze Verbrechen auf sich. Sie allein habe die That ausgeführt, sie allein habe darum gewußt. Durch die Er-

zählung der Wirthin von dem Kranken, von dem Gelde, das er bei sich führen müsse, dann von seinem plötzlichen Tode, sei der Gedanke, der Entschluß des Diebstahls in ihr geweckt, genährt, befestigt worden. Ihrer Mutter habe sie nichts gesagt, im Gegentheile, um ungestört das Verbrechen ausführen zu können, habe sie ihr zugeredet, sich auf das Sopha zu legen und bis zur Abreise zu schlummern. Als die Mutter eingeschlafen gewesen, sei sie fortgeschlichen und habe, ohne fremde Hilfe, die That vollführt. Sie habe dann die Mutter geweckt und sie seien abgereist. Unterwegs habe sie der Mutter die Brieftasche übergeben, ohne zu sagen, was diese enthalte oder woher sie sei. Als sie dann in dem Städtchen gewahrte, daß ihr Verbrechen entdeckt sei, daß sie verfolgt werde, habe sie die Mutter gebeten zu entfliehen, um nicht, trotz ihrer Unschuld, als mitschuldig verurtheilt zu werden. In ihrer Angst habe die Mutter wohl an die Brieftasche nicht gedacht. Warum sie diese auch jetzt nicht zurückgeliefert habe, könne sie sich nicht erklären.

War es doch noch ein Rest ihres Leichtsinns, dieses Gewebe von Unwahrheiten? Jedenfalls war die Kindesliebe das treibende Element. Und wer will den Stein auf die Tochter werfen, auf die von der Mutter so schmachvoll verlassene und preisgegebene Tochter, die dennoch die eigene Mutter nicht verrathen, nicht anklagen kann? Nahm sie doch ihre eigene Strafe mit der vollsten Ergebung auf sich!

Dem Richter war, was sie angab, glaublich und nicht glaublich. Gegen die Entflohene wurden daher Steckbriefe erlassen. Sie hatten keinen Erfolg. Nicht die geringste Spur von ihr wurde aufgefunden. Auch das gestohlene Geld kam nicht wieder zum Vorschein.

Anna Eisenhart wurde für geständig und überführt erachtet. Mit ihrem Geständnisse stimmten der Hauptsache nach die vernommenen Zeugen überein. An ihrer Schuld konnte also weder juristisch noch moralisch gezweifelt werden. Auf ihre Bestrafung hatte eine Mitschuld der Mutter keinen Einfluß.

Bei den Juristen hatte freilich ein Umstand Bedenken erregen wollen. Es war eine eigenthümlich psychologische Erscheinung.

Der Bestohlene — er war der Reisende eines bedeutenden Hamburger Handlungshauses – hätte den Gesetzen nach zur vollständigeren Feststellung des Thatbestandes vernommen werden müssen. Dies war aber nicht zu bewirken gewesen. In der ersten Zeit der Untersuchung nicht, weil er sofort nach der Mittheilung des Diebstahls in heftiges Fieber zurückverfallen und erst nach Monaten vollständig genesen war. Später

nicht, weil er nur körperlich geheilt war. In seinem inneren Leben war ein sonderbar krankhafter Zustand zurückgeblieben, von dem die Aerzte nicht wußten, ob sie ihn als eine Geistes- oder als eine Gemüthskrankheit bezeichnen sollten. Vor ihm schwebte fortwährend das schöne, jugendliche Bild der Diebin, das er bei seinem Erwachen aus dem Todesschlafe über seinem Haupte gesehen hatte. Er unterredete sich mit ihm, er klagte es des Diebstahls an, er machte ihm die bittersten Vorwürfe, und auf einmal mitten in seinen Klagen und Vorwürfen brach er ab, um es mit seinen Zärtlichkeiten, mit Versicherungen seiner Liebe zu überschütten, es um Liebe zu bitten, die Eidschwüre ewiger, unwandelbarer Liebe auszusprechen und anzunehmen. Seine Vernehmung zu der Untersuchung war unter solchen Umständen völlig unmöglich. Er hatte sogar später in eine Irrenanstalt gebracht werden müssen.

Das Gericht begnügte sich mit einer Berechnung des Hamburger Hauses, wonach die gestohlene Summe etwa zwanzigtausend Thaler betragen haben mußte.

Anna Eisenhart wurde wegen schweren, großen Diebstahls zu einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren verurtheilt. Sie ergriff kein Rechtsmittel gegen das Urtheil.

Sie trat die Strafe an. Sie verbüßte sie vollständig.

4.

Eine Zuchthausgeschichte.

Es ist ein eigen Ding um die Gewohnheit des Menschen. Und ist nicht die Gewohnheit sein Leben? Auch der Dichter sagt es. Selbst das Haus des Schmerzes verlassen wir nur mit Schmerz und mit Trauer, und wir haben Stunden, in denen wir uns still nach den finsteren Mauern zurücksehnen.

Kann der Zuchthaussträfling sich nach dem Zuchthause zurücksehnen?

Anna Eisenhart hatte ihre fünfjährige Zuchthausstrafe verbüßt. Sie sollte aus der Strafanstalt entlassen werden. Sie war bis zu dem letzten Augenblicke Züchtling. Der Direktor der Anstalt war ein gewissenhafter, strenger Beamter. Er rechnete genau. An dem heutigen Tage vor fünf Jahren, des Vormittags um eilf Uhr, war die Gefangene eingeliefert;

bis zum Schlage der Stunde war sie Gefangene, der ganzen Strenge der strengen Zuchthausordnung unterworfen. Mit dem Schlage ließ er sie vor sich führen, um sie der Haft zu entlassen.

Der gewissenhafte, strenge Beamte war freilich auch ein umsichtiger Beamter und ein Mann mit einem braven und wohlwollenden Herzen.

Ein Jahr lang hatte Anna Eisenhart Wolle spinnen, dann weben müssen, ganz wie jede andere Gefangene der Anstalt. Der Direktor hatte ihre Vorzüge, ihre Bildung, ihre Kenntnisse, er hatte aber auch ihren Leichtsinn erkannt, der trotz der schweren Schicksalsprüfung noch zuweilen wieder hervorbrach. Nach Ablauf der ersten zwei Jahre war sie vollständig geheilt. Er selbst hatte sich davon überzeugt, mit ihm der würdige Geistliche der Anstalt. Er gab ihr eine andere Bestimmung. In der Anstalt befand sich eine besondere Schule für die vielen, an Geist und Herz verwahrlosten weiblichen Gefangenen. Der Lehrerin an der Schule wurde Anna Eisenhart beigeordnet. Sie wirkte segensreich. Sie wurde eine Freundin der Lehrerin. Sie blieb in ihrer Stellung bis zu ihrer Entlassung aus der Anstalt.

Irgend einen Vorzug brachte diese Stellung ihr nicht ein. Sie behielt ihre gewöhnliche Züchtlingskleidung, ihre einsame Zelle, ihr hartes Strohlager, die traurige Gefangenenkost. Sie wurde früh Abends in ihre Zelle eingeschlossen, wie die anderen Gefangenen; sie mußte am Morgen früh aufstehen wie diese. Sie wurde von den Beamten mit Du angeredet; sie durfte nur mit den Beamten sprechen.

Es war im Anfange des Monats Mai, als sie entlassen wurde. Sie stand im Bureau des Direktors in ihrer Zuchthauskleidung, einem schwarzgrauen, groben, weitfaltigen Wollenrocke, und einer Mütze oder vielmehr Kappe von gelbem Kattun. Der Rock war weit, bis zum Halse zugeknöpft, er ließ keine der Formen erkennen, die er bedeckte. Die Mütze umschloß, steif und glatt anliegend, das Gesicht bis über die Schläfe.

Sie war dennoch schön. Sie hatte nichts verloren von jener bezaubernden Schönheit, durch die sie vor fünf bis sechs Jahren die Bewunderung der elegantesten Badewelt erregt hatte. Sie war fast schöner geworden. Ihre hohe Gestalt fiel auf, trotz der groben Kleidung. Ihre Haltung war eine ruhige, würdige. Ihr Gesicht hatte sich veredelt. Die dumpfe Luft des Zuchthauses hatte dieses feine Gesicht nicht mit jener grauen Bleifarbe überziehen können, sie hatte es nur gebleicht, aber für die verdrängte Frische der Haut die klarste und zarteste Durchsichtigkeit verliehen. Ein stiller, demüthiger Friede verlieh ihm den Adel.

Gefangene Anna Eisenhart, redete der Direktor sie an, Du wirst heute nach Ablauf Deiner fünfjährigen Strafzeit entlassen. Ich habe vorschriftsmäßig einige Fragen zum Protokolle an Dich zu richten, die Du mir beantworten wirst.

Sie konnte nur mit einem stillschweigenden Neigen des Kopfes antworten. Sie war doch bewegt.

Zuerst, hast Du Klagen über Deine hiesige Behandlung?

Nein, Herr Direktor. Aber den herzlichsten, den innigsten Dank —

Das gehört nicht in das Protokoll. — Zweitens, wohin gedenkst Du Dich von hier zu wenden? Und wie willst Du Dir Deinen künftigen Unterhalt erwerben?

Sie konnte wieder nicht antworten. In ihre Augen waren leise Thränen getreten.

Du bist gebürtig aus X?

Ja.

Du hast dort keine Angehörigen mehr?

Mir leben gar keine nahe Verwandte, außer —

Außer Deiner Mutter?

Sie nickte schmerzlich mit dem Kopfe.

Aber Du weißt nicht, wo Deine Mutter ist?

Nein.

Es ist mir bekannt. Niemand hat seit jenem Tage, an dem sie Dich verließ, etwas von ihr vernommen. Nun, wohin gedenkst Du Dich zu wenden.

Meine Absicht war, ins Ausland, womöglich nach England, als Gouvernante zu gehen.

Wirst Du das Reisegeld dahin haben? Unsere Regierung kann Dir nur das gewöhnliche Zehrgeld bis an die Grenze Deines Heimatlandes geben. Es beträgt für die Meile drei Kreuzer, im Ganzen dreißig.

Sie stand in stummem Nachsinnen.

Der Direktor fuhr in seiner trockenen, amtlichen Weise fort:

Indeß, das wird sich finden, außerhalb des Protokolls. Zum Protokoll werde ich vermerken, Du habest gegründete Aussicht, auch das Reisegeld zu erhalten. — Damit wären meine Fragen beendigt. Ich habe Dich noch zu ermahnen, künftig einen ehrlichen und christlichen Lebenswandel zu führen. Dein musterhaftes Betragen hier in der Strafanstalt bürgt mir dafür. Ich bin mit Dir fertig. Du wirst jetzt zur Hausmutter gehen, um diese Zuchthauskleidung abzulegen, die Eigenthum

der Anstalt ist, und dafür Deine Kleidung in Empfang zu nehmen, in der Du hier eingeliefert wurdest, und damit —

Und damit lebe wohl, wollte der alte würdige Beamte sagen. Die Stimme versagte ihm. Der trockene Aktenton hatte ihn wohl angegriffen.

Die Gefangene aber war fast erschrocken.

Jene Kleidung? rief sie. Muß ich diese denn wechseln?

Jene Kleidung, in der sie eingeliefert, in der sie verhaftet war, in der sie den glänzenden Badeort verlassen, in der sie ihr schweres Verbrechen verübt hatte? In der der Blick des Beraubten, des Sterbenden sie getroffen, jener Blick, den auch sie nicht vergessen hatte, der immer und immer wie ein verzehrendes Feuer in ihrem Herzen brannte?

Die Hausordnung schreibt es nicht anders vor, sagte der Direktor.

Ein Gefangenwärter führte sie aus dem Bureau zu der Hausmutter.

Sie mußte bei dieser ihre Kleidung wechseln. Die elegante Reisekleidung in der sie eingeliefert war, hing über einem Stuhl. Das kostbare seidene Kleid, das sie am Abende ihres Verbrechens hatte verkaufen wollen, um Reisegeld zu erhalten, hing daneben.

Sie erbleichte bei dem Anblick. Das Herz wollte sich ihr zuschnüren. Dann mußte sie laut weinen.

Nein, nein! rief sie. Wie könnte ich jemals diese Kleider wieder anlegen?

Aber sie gehören Ihnen, Kind, sagte die Frau. Die Hausordnung läßt sie Ihnen. Sie können doch nicht nackt von hier fortgehen.

Geben Sie mir Mägdekleidung dafür! bat die Gefangene.

Auch der Frau wollten die Thränen in die Augen treten.

Nun, nun, sagte sie, so schlimm braucht es nicht zu werden.

Sie öffnete einen Schrank. Sie nahm einen bescheidenen, aber anständigen Anzug heraus, in dem auch eine Gouvernante sich wohl zeigen konnte.

Der Herr Direktor hatte davon gesprochen, daß Sie Ihre alte Kleidung nicht wieder würden tragen wollen, und wir Anderen im Hause hatten längst daran gedacht. Wir haben Sie ja Alle so lieb gewonnen. Da wollten wir Ihnen dieses Andenken machen.

Die Gefangene hatte nur die heißesten Thränen des Dankes.

Als sie sich umgekleidet hatte, trat der Gefangenwärter, der sie hergeführt, wieder zu ihr.

Der Herr Direktor läßt Sie noch zu sich bitten.

Sie war auch für den Gefangenwärter keine Gefangene mehr.

Er führte sie in die Wohnung des Direktors.

Der Direktor empfing sie an der Thür.

Fräulein Eisenhart, Sie werden Freunde hier finden.

Er führte sie in sein Zimmer.

Sie fand Freunde dort, alte Freunde, die jetzt erst ihre Freunde sein durften: den Geistlichen der Anstalt, den Inspektor, die Lehrerin.

Sie begrüßten mit warmem Händedruck die heftig Zitternde. In den Armen der Lehrerin konnte sie sich ausweinen.

Die Hausordnung, sagte der Direktor dann, giebt jedem Gefangenen auch noch für den Tag seines Ausscheidens das Mittagsmahl. Es ist Mittagszeit. Darf ich bitten?

Er führte sie an der Spitze der kleinen Gesellschaft in sein Speisezimmer.

Sie mußte an seiner Seite sitzen.

Als nach einer Stunde die Hausordnung ihn und die Anderen wieder zum Dienste rief, entließ er sie.

Sie schied von Freunden.

Mit dem letzten Scheidegruße drückte der Direktor ihr etwas in die Hand.

Das Reisegeld nach England! Ihre Freunde haben es für Sie zusammengebracht. Ihrem geläuterten, Ihrem demüthigen und frommen Herzen verdanken Sie es. Es wird die reichsten Früchte tragen. Gott sei immer mit Ihnen!

So schied die Diebin Anna Eisenhart aus dem Zuchthause, in dem sie fünf Jahre lang eine harte und schmachvolle Strafe verbüßt hatte. Die zweite Strafe ihres Verbrechens!

Sie hatte auch noch von einer dritten Strafe gesprochen. Sollte auch diese sie noch treffen? Gleichwohl noch?

Sie zählte erst dreiundzwanzig Jahre!

5.

Eine westphälische Bauerngeschichte.

Tacitus erzählt uns, wie die alten Deutschen nicht in Städten und Dörfern zusammen, sondern einzeln auf zerstreuten Höfen wohnten.

So pflegt jetzt überall der Adel auf dem Lande zu wohnen.

So wohnt in Westphalen noch heute der Bauer.

Und mancher Bauernhof Westphalens ist größer und umfangreicher und hat einen höheren Werth, als anderswo ein Edelsitz, der zu den bedeutendsten seiner Provinz gerechnet wird.

Sie führen ein gar eigenthümliches Leben, die reichen westphälischen Bauern, auf diesen Bauernhöfen, die großen Edelhöfen gleichen.

Fest am Alten hängend, wie die tausendjährigen Eichen vor dem Hause in dem harten, lehmigen Boden wurzeln, haben sie doch die neuere Civilisation nicht spurlos an sich vorübergehen lassen. Leben, Sitten, Vorurtheile und selbst Aberglauben der Altvordern werden getreulich bewahrt, am meisten die stolze, aristokratische Gesinnung, von Anderen der Bauernhochmuth genannt. Der Komfort des modernen Lebens wird hinzugenommen, der Geist der höheren Bildung dringt von so vielen Seiten unaufhaltsam mehr und mehr hinein.

Ein solches Leben erzeugt und zeigt die sonderbarsten Kontraste. Aber immer ist es ein Leben der Redlichkeit, der Treue, der Bravheit. Denn sein guter, fester Grund ist und bleibt die alte, feste westphälische Treue und Redlichkeit.

Zu beiden Seiten der Ruhr entlang zieht sich ein gut Stück des echten westphälischen Bauernlebens.

An der westlichen Abdachung des hohen Gebirges liegt dort der Limberger Schulzenhof. Es ist der bedeutendste Bauernhof der Gegend. Aber es ist noch ganz der alte westphälische Bauernhof, mit seinen endlosen Aeckern, seinen ungeheuren Waldungen und seinen Weiden und Wiesen in dem Thallande. Auch die Hofgebäude haben noch die alte, seit vielen Jahrhunderten hergebrachte Form: das lange, niedrige Bauernhaus mit seinem weiten und breiten Strohdache, ihm gegenüber das kleinere Leibzuchtshaus; erbaut zwischen beiden die Scheunen, Schuppen, Stallungen. Und wenn man das Bauernhaus betritt, so tritt man auch noch sofort in die große Küche mit dem mächtigen Heerde, auf dem ein Dutzend Kessel und Töpfe über dem Feuer hängen, und um den herum zwei Dutzend Menschen bequem sitzen und sich erwärmen können.

Dann aber zeigt sich der neue Komfort in einem Anbau von einer Reihe hoher, heller Zimmer mit Tapeten und Spiegeln und Sopha's und Fauteuils, und was sonst zur Ausschmückung und Bequemlichkeit eines eleganten Zimmers gehört. Der Edelmann hat es in seinem Schlosse wohl prunkvoller, vielleicht auch geschmackvoller; aber kostbarer, solider und bequemer nicht.

Das Haus des Limberger Hofes selbst mit seinen Umgebungen, der besonders und eigentlich sogenannte Hof, lag noch im Gebirge.

Die Landstraße führte ungefähr zweihundert Schritt weit an ihm vorüber. Eine Allee von Obstbäumen verband Straße und Hof mit einander. Sie war neueren Ursprungs.

Die Landstraße war eines Tages ungewöhnlich besucht. Es war um die Mittagszeit eines schönen Maitages. Die Menschen kamen zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen herbei. Es waren meist Landleute. Aber auch ein paar städtische Equipagen waren darunter. Alle bogen in die Allee von Obstbäumen ein, die zu dem Limberger Schulzenhofe führte. Sie kamen von beiden Seiten der Landstraße heran. Die Leute trugen ihre Sonntagskleidung, bunt genug, besonders die Frauen. In den städtischen Equipagen sah man nur dunkle Trauergewänder. In diesen Wagen herrschte Stille; die Andern waren laut, sie lachten, sie scherzten. Als sie die Einfriedung des Hofes erreicht hatten, wurden auch sie still.

Auf dem Hofe waren schon viele Menschen versammelt. Die Zahl wuchs nach und nach auf vielleicht dreihundert an.

Sie bewegten sich umher und durcheinander, in der großen Küche des Schulzenhauses, deren Thür weit offen stand, unter dem Schatten der uralten Eichen rings umher, in den Gängen und Lauben des großen Gartens hinter dem Hause, in den Scheunen und Schoppen und Ställen.

Nur das Leibzuchtshaus lag still und verlassen da. Es wurde gemieden. Mit seinen fest verschlossenen Fensterläden sah es aus wie ein Todtenhaus.

Es war ein Leichenhaus.

Die Anwesenden sprachen leise mit einander, sie plauderten, aber flüsternd; sie scherzten, aber mit unterdrücktem Lachen.

Die große Wanduhr in der Küche schlug zwölf, die Mittagszeit.

Es entstand Unruhe auf dem Hofe, unter allen den Hunderten von Menschen. Der eigentliche Hof wurde verlassen. Man drängte sich nach der Hinterseite der Scheunen und Schoppen.

Lange Tische waren dort reihenweise unter den Bäumen gedeckt. Bänke standen zu beiden Seiten davor.

Alles nahm Platz an den Tischen. Es blieb noch Raum übrig.

Aus den Schoppen und Scheunen — sie waren zu improvisirten Küchen eingerichtet — wurden Speisen herbeigetragen: Kessel voll Suppe, Kessel voll Gemüse, auf ungeheuren blanken, zinnernen Schüsseln Braten,

Schinken, Würste. Es schien unmöglich, daß alle die Hunderte von Menschen das Alles aufzehren könnten.

Tonnen von Bier lagen schon zur Seite.

Die Mahlzeit der Gäste begann; das Leichenmahl der Leichengäste; nach der uralten Sitte des westphälischen Bauernlebens.

Die ganze Bauernschaft hatte geladen werden und erscheinen müssen, Angehörige wie Nichtangehörige; Schulzen, Vollbauern, Halbbauern, Kötter. Familienereignisse, in Leid wie in Freud, mußten auch die Grenzen und den Stolz der Aristokratie zurückdrängen. Ueber die Bauernschaft hinaus waren die Einladungen ergangen, an Verwandte, an Freunde. Hier hatte die Aristokratie wieder ihr Recht.

Die Gäste wurden laut; sie wurden lauter. Zu den Tonnen Bier kamen Fäßchen mit Branntwein.

Die uralte Sitte erforderte das Alles.

In einem Gemache jenes neuen Anbaues an dem Schulzenhause saßen unterdeß sechs Personen beisammen. Sie waren in Trauerkleidung; sie hatten die Mienen der Trauer; sie sprachen wenig, mit gedämpften Stimmen, zu einander.

Es war auch ihnen ein Mittagsmahl vorgesetzt; ein mäßiges: sie genossen nur wenig davon, einige gar nichts.

Es waren die nächsten Leidtragenden, die Kinder und Schwiegerkinder der Verstorbenen.

Die Verstorbene war die Leibzüchterin des Hofes, die Wittwe des vorigen Hofbesitzers.

Ihrer Kinder waren vier. Vier von ihnen waren wenigstens zu ihrem Leichenbegängniß da, zwei mit ihren Gatten.

Zuerst eine große, hagere, blasse Frauengestalt. Sie war die älteste Tochter. Sie trug halb städtische, halb bäuerliche Kleidung. Ihr bleiches Gesicht zeigte Strenge, dennoch Wohlwollen. Sie war unverheirathet. Warum sie es geblieben war, die Leute wußten es, und sie sprachen auch davon. Sie hatte nie den Hof verlassen.

Ein wohlgenährter, breitschultriger Herr war der Zweite. Er hatte ein kluges Gesicht, feine Manieren. Man sah ihm an, daß er in der besten Gesellschaft zu Hause war. Er war der älteste Sohn. Er war einer der bedeutendsten Advokaten in der benachbarten Hauptstadt der Provinz. Der verstorbene Schulze Limberg hatte seinen Sohn studiren lassen. Der junge Mensch hatte Talent gezeigt, und den Hof konnte ja der älteste Sohn nicht bekommen.

Seine Frau war mit ihm. Sie zeigte die brave, stille, aber wohlgebildete Hausfrau.

Eine andere Dame war groß, schön, lebhaft, eine Weltdame. Nur die tiefe Trauer legte ihr Zurückhaltung auf. Sie war das dritte Kind der Verstorbenen, verheirathet in jener Hauptstadt der Provinz an einen der ersten Kaufleute.

Ihr gleichfalls mit anwesender Mann war der gewandte, nur etwas trockene Geschäftsmann des Komptoirs.

Der Letzte war ein junger Mann von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, eine feine Gestalt, ein schönes, aber bleiches Gesicht. Hatte die Trauer es nur jetzt gebleicht, oder schon länger ein kränkliches oder krankhaftes Wesen? Man konnte es nicht unterscheiden. Jedenfalls zog das Gesicht an durch eine außerordentliche Güte und einer fast schüchternen Milde, die sich darin aussprachen. Er war der jüngste Sohn der Verstorbenen, und daher nach dem uralten Rechte des Landes und des Hofes früher der Anerbe, und seit zwei Jahren, dem Tode des Vaters, der Schulze Limberg, der Herr, der alleinige Eigenthümer, des großen und reichen Limberger Schulzenhofes. Er war unverheirathet.

Er und die ältere Schwester waren von einer tiefen Trauer ergriffen. Sie hatten mit der verstorbenen Mutter stets auf dem Hofe zusammen gelebt. Die Anderen waren früh in die Welt hinausgekommen.

Sie waren es, die von den Speisen nichts anrührten. Sie saßen nur in schmerzlichem Schweigen an der Tafel.

Die ältere Schwester mußte dennoch ein allgemeines Gespräch anregen. Es gehörte zu der Trauer.

Seit wie langer Zeit sind wir hier nicht Alle beisammen gewesen! Der Tod der Mutter mußte uns vereinigen. Das Unglück vereint freilich immer eher, als das Glück. Es ist auch gut so. Um so trauriger für uns, daß uns doch Einer heute fehlen muß.

Hast Du, wandte sie sich an den Advokaten, kürzlich Nachrichten von dem armen Franz erhalten?

Ich erhalte, wie Ihr wißt, erwiederte der Advokat, monatlich regelmäßig einen Bericht von dem Direktor der Anstalt. Den letzten habe ich vor vierzehn Tagen bekommen.

Und wie lautete er?

Nicht tröstlich, wie Ihr denken könnt. Ich hätte ihn Euch sonst längst mitgetheilt.

Der Zustand des unglücklichen Bruders ist also noch immer derselbe?

Noch immer. Das Bild jener Person will ihn nicht verlassen. Es beherrscht bei Tage seine Gedanken, lebt des Nachts in seinen Träumen. Es ist, als wenn es ihn verzaubert habe.

Giebt der Direktor noch Hoffnung auf seine Heilung?

Doch. Die Schwärmerei des Kranken, schreibt der Direktor, sei seit einiger Zeit eine stillere geworden. In letzterer Zeit habe er sogar mit ihm über den Gegenstand seiner Schwärmerei sprechen können. Der Bruder habe ihn ruhig angehört, was früher nie der Fall gewesen, und sei dann in ein stilles Nachdenken versunken, in dem er offenbar den Gedanken erwogen habe, daß es eine gemeine Verbrecherin sei, die sein Herz gleich einem höheren Wesen anbete. Das könne nun allerdings zu einem unheilbaren Tiefsinn hinführen. Wahrscheinlicher siege aber der Geist, ringe sich aus der Nacht des Wahnwitzes heraus, erkenne die Wahrheit und sei dann für immer geheilt und wieder frei. In naher Zeit werde es sich entscheiden. Hoffentlich könne schon der nächste Monatsbericht bestimmtere Anzeichen der Besserung mittheilen.

Gebe Gott das!

Hat man nichts wieder von der Person, der Diebin, gehört? fragte der Kaufmann.

Die Elende! rief mit Abscheu die ältere Schwester. Reden wir nicht von ihr. Wenigstens heute nicht.

Der jüngste Bruder, der Schulze Limberg, hatte noch nichts gesprochen. Die Worte der Schwester machten ihn unruhig. Er wollte ihr etwas entgegnen; die Strenge der älteren Schwester imponirte seiner Schüchternheit. Er mußte doch sprechen, schüchtern, leise, milde.

Gerade heute, liebe Katharina. Der Tod soll auch die Lebenden unter einander versöhnen. Der Geist unserer verklärten Mutter sieht nur mit Liebe auf uns herab. Wie könnte ich gerade heute, da wir ihren Leib zur Erde bestatten, an einen Nebenmenschen mit Haß denken?

Die Schwester war gereizt.

Auch an eine Diebin nicht, sagte sie, die Deinen Bruder, die uns Alle unglücklich gemacht hat?

Auch an sie nicht, Katharina. Und wer ist am Ende unglücklicher? Der Bruder, der kein Bewußtsein von seinem traurigen Zustande hat? Oder jene Arme, der täglich, stündlich ihr Gewissen ihr Verbrechen, ihre Schande, ihre Verdorbenheit vorhält? Ich gestehe, ich kann nur mit dem innigsten Mitleide an sie denken. Mit Schmerz an den unglücklichen Franz. Mit Trauer an die unglückliche Verbrecherin.

Die Schwester wollte etwas erwiedern.

Der Advokat kam ihr zuvor.

Die Person war zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Sie muß, wenn ich richtig rechne, diese Strafe seit wenigen Tagen, oder in den nächsten Tagen verbüßt haben. Gehört habe ich übrigens nichts von ihr. Es ist weit von hier, wo sie sitzt, in einem andern deutschen Lande, von dem wenige Kunde bis zu uns kommt.

Ich meine, sagte die Frau des Advokaten, einmal von ihr gehört zu haben, sie führe sich außerordentlich musterhaft in dem Zuchthause auf.

In der That, so kamen Nachrichten. Man habe in der Anstalt nie eine reuigere Verbrecherin gehabt.

Siehst Du, Katharina? sagte der Schulze Limberg, der, nachdem er seine Schüchternheit einmal überwunden hatte, in seiner Gutmüthigkeit desto zäher wurde.

Die Schwester wurde diesmal durch etwas Anderes an einer Erwiederung verhindert.

Eine Dienstmagd trat in das Zimmer. Sie hatte, wie es schien, etwas Wichtiges oder Sonderbares mitzutheilen. Sie wandte sich an die ältere Schwester, die Herrin im Hause, weil sie dem unverheiratheten Herrn die Wirthschaft führte.

Mamsell, ein paar Worte.

Mamsell wurde die Schwester des Hofherrn genannt, wenn man zu ihr sprach; wenn von ihr: Mamsell Katharina. Die „Mamsell Katharina auf dem Limbergs-Hofe" war in der ganzen Gegend bekannt, und geehrt und geliebt wegen ihrer Wohlthätigkeit, die sie für die Armen, wegen ihres guten Raths und ihrer Hilfe, die sie für Jedermann hatte, selbst wegen der sittlichen Strenge, mit der sie das Gute belobte, das Schlechte verdammte.

Die Mamsell stand auf und trat mit der Magd an ein Fenster.

Die Magd sprach leise, eilig und angelegentlich zu ihr.

Die Mamsell hörte ihr ruhig zu.

Das muß der Herr entscheiden, sagte sie dann. Ich werde ihn fragen. Warte so lange.

Sie kehrte an den Tisch zurück.

Da ist ein sonderbarer Fall, Schulze — so nannte sie den Hofherrn — den ich nicht auf mich nehmen mag. In dem Postwagen, der täglich um diese Stunde auf der Landstraße hier vorbei kommt, ist plötzlich eine Person krank geworden. Bis zur nächsten Station haben sie noch anderthalb

Stunden. So lange könne sie das Fahren nicht aushalten, hat der Schirrmeister gemeint, und er bringt sie nun hierher und bittet, daß wir sie aufnehmen möchten. Sie sei nur sehr schwach, sie sei weit hergekommen, immer durchgefahren und es thue ihr nur Ruhe Noth. Morgen Mittag kommt der Wagen wieder vorbei, und dann wolle er sie abholen.

Und da wolltest Du mich fragen, Schwester, sagte der Schulze ob wir die Person aufnehmen sollten?

Sie ist eine Wildfremde. —

Katharina, von dem Schulzenhofe zu Limberg wurde noch kein Mensch zurückgewiesen, der in Noth war, und unter unserer braven Mutter und Deiner Wirthschaft ist die Wohlthätigkeit auf dem Limberge sprichwörtlich geworden.

Du bist der Herr hier, Schulze.

Und Du ein besserer Engel der Armen, als die beste Hausfrau.

Die Mamsell wandte sich an die Magd.

Die Person kann also bleiben, Grethe. Wo ist sie jetzt?

Sie sitzt an dem Hause auf einem Stuhl. Ich mußte ihr einen Trunk frischen Wassers geben.

Führe sie ins Haus.

Und wohin, Mamsell?

Wie sieht sie eigentlich aus?

Wie so eine Stadtmamsell. Sehr reputirlich. Sie scheint ganz ordentlicher Leute Kind zu sein.

Sie ist noch jung?

Und ein gewaltig schönes Frauenzimmer, Mamsell, nur schrecklich blaß im Gesichte.

In der Mamsell war mehr und mehr das regste Mitleiden wach geworden.

Führe sie in die blaue Fremdenstube, Grethe, und lasse sie sich da gleich in das Bett legen. Du hilfst ihr und bleibst dann bei ihr, bloß für sie, und besorgst ihr, was sie nöthig hat. Du bist eine erfahrene Person. Wenn wir von dem Leichenbegängnisse zurückkommen, werde ich selbst nach ihr sehen. Jetzt habe ich keine Zeit mehr.

Die Magd ging.

Die Mamsell hatte wirklich keine Zeit mehr. Das Leichenbegängniß mußte vor sich gehen.

Die Gäste an den langen Tischen draußen hatten ihre Mahlzeit beendigt. Sie waren schon lange laut geworden, sehr laut. Wer sie an

dem Leichenmahle sah, hätte geglaubt, ein fröhliches Hochzeitsmahl zu sehen. Der Lärm war bis in das Zimmer gedrungen, in dem die Kinder der Verstorbenen in ihrer schmerzlichen Trauer beisammen saßen.

Auf einmal, wie in Folge eines Zauberschlages, war er verstummt. Es war fast eine Todtenstille eingetreten.

Unmittelbar darauf erhob sich vor der Leibzüchterei, dem Leichenhause, ein feierlicher Trauergesang. Nur helle Kinderstimmen sangen ihn; eine einzige sonore Männerstimme klang dazwischen.

Es waren der Küster mit der Schuljugend des benachbarten Dorfes.

Der Gesang rief zum Beginn des Leichenzuges.

Der Leichenwagen fuhr vor. Es war ein Leiterwagen des Hofes. Ein grüner mußte es sein.

Der Zug ordnete sich. Zuerst die Männer, dann die Frauen. Voran die Schulzen, dann die Vollbauern, dann die Halbbauern, dann die Kötter, zuletzt die Knechte des Hofes. Die Frauen gingen darauf in gleicher aristokratischer Rangordnung.

Die Knechte des Hofes hatten vorher den Sarg aus dem Leibzüchterhause abgeholt und auf den Leichenwagen gestellt.

Der Wagen war einfach mit zwei braunen Pferden des Hofes bespannt. Sie trugen nur schwarzes Geschirr. Der Fuhrmann, ein Knecht des Hofes, saß vorn auf dem Wagen, dicht hinter den Pferden. Er war der Einzige, der einen schwarzen Rock trug. Andere Abzeichen führte er nicht.

Die nächsten Leidtragenden fehlten noch. Auch sie kamen aus dem Schulzenhause; zuerst die Männer, dann die Frauen. Unter den Männern war der Jüngste, der Schulze, der erste, ihm folgte der Advokat, diesem der Kaufmann. Unter den Frauen ging die älteste Tochter, die Mamsell Katharina, voran.

Gerade als sie aus dem Hause traten, wurde von der Seite die Fremde, der auf dem Hofe Quartier gegeben war, dem Hause zugeführt. Sie hatte unter einer alten Eiche ausgeruht. Der Stuhl stand noch da. Sie mußte sehr schwach sein. Der Schirrmeister und die Magd hatten sie untergefaßt. Ihr Gesicht war schneeweiß, aber auch in der Blässe des Todes von einer blendenden, zauberisch ergreifenden Schönheit.

Die Mamsell mußte dieses schöne Gesicht unwillkürlich mit einem tief ernsten, prüfenden, fast durchdringenden Blick betrachten.

Der junge Schulze ließ mit einer sonderbaren, inneren Bewegung sein Auge auf ihm ruhen.

Sie mußten Beide weiter, zu dem Leichenzuge.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran der Küster, ihm folgten die singenden Schulkinder.

Dann der Leichenwagen.

Unmittelbar hinter ihm gingen die drei nächsten männlichen Leidtragenden. Der Schulze ging in der Mitte der beiden anderen.

Die anderen Männer folgten, wie sie sich vorhin aufgestellt hatten.

Ihnen die Frauen in gleicher Ordnung, in der Mitte der Schwester und Schwägerin die Mamsell Katharina.

Alle folgten dem Leichenwagen zu Fuße, schweigend.

Der Zug bewegte sich zu dem benachbarten Kirchdorfe, das tiefer zurück im Gebirge lag, von dem Hofe ungefähr eine Viertelmeile entfernt.

Dort auf dem Pfarrkirchhofe mußte die Leiche begraben werden. Eine besondere Grabstätte, eine Familiengruft auf dem Schulzenhofe gestattete die bäuerliche Sitte nicht.

Auf dem Kirchhofe empfing sie der Pfarrer.

Die Bestattung erfolgte nach den religiösen Gebräuchen.

Nachdem sie beendigt war, zerstreute der ganze Leichenzug sich nach den verschiedensten Seiten, jeder einzelne, wohin er wollte oder mußte. Die Leichenfeier war zu Ende.

Die sechs Geschwister kehrten nach dem Limberger Hofe zurück. Ein Wagen, der ihnen nachgefahren war, holte sie ab.

Die Geschwister fanden sich wieder in dem Zimmer zusammen, in dem sie zu dem stillen Trauermahle versammelt gewesen waren.

Die Lücke, die der Tod in einer Familie gemacht hat, die Zurückgebliebenen werden ihrer recht sich erst dann bewußt, wenn sie den Todten der Erde zurückgegeben haben und nun von dem letzten Gange mit ihm in das Trauerhaus zurückkehren. Der geliebte Todte, den sie immer da sahen, ist nicht mehr da. Die Lücke wird zu einer unendlichen Leere. Auch wo man ihn nie gesehen hatte, jetzt vermißt man ihn dort, überall. Und wo ist er? Da hinten auf dem einsamen Kirchhofe, in der finsteren Nacht, in der Tiefe der Erde, zwischen Gräbern und Todten, einsam, verlassen, selbst ein Todter, und doch sieht man ihn nur lebend, in dem weißen Leichentuche und umherschreitend, vor Frost sich schüttelnd, mit den offenen Augen vor sich hinstarrend, seine Lieben suchend, das Kind die schützende Mutter, die Mutter die geliebten Kinder; sie suchen die Lebendigen unter den Todten, sie sehen sich nur unter Todten.

So träumt der Lebendige von den Todten, und er schüttelt sich, und er muß sich andere Gedanken machen.

Die Mamsell Katharina nahm den ältesten Brüder, den Advokaten, auf die Seite. „Doktor" und „der Doktor" nannte sie ihn, denn er war Doktor der Rechte. Sie sprach lange mit ihm sehr leise. Er nickte ihr bestimmend zu.

Und Du machst es gleich heute ab? sagte sie zuletzt.

Ja, Schwester. Es bleibt mir noch immer Zeit, heute Abend nach Hause zurückzukommen.

So werde ich Dich mit ihm allein lassen.

Noch eins, sagte sie dann. Du thust es nicht umsonst. Du bist der Advokat des Hofes; es wird Dir auch das bezahlt werden.

Gut Schwester, erwiederte der Advokat, als wenn es sich von selbst verstehe.

Er war der Advokat des reichen Limberger Hofes. Hätte er nicht studirt, so wäre er vielleicht jetzt der erste Knecht des Hofes und seines jüngsten Bruders gewesen.

Wir lassen den Doktor wohl auf ein Viertelstündchen mit dem Schulzen allein, sagte die Mamsell Katharina zu den Anderen,

Sie folgten ihr in ein Nebenzimmer.

Der Advokat und der Schulze waren allein.

Der Advokat hatte das trockenste Geschäftsgesicht.

Der Schulze hatte aus dem blassen, kummervollen Gesichte die Thränen wegzuwischen gesucht. Auch seine Miene konnte trotzdem keine geschäftliche werden, als der Advokat sich ihm näherte.

Sie begannen ein rein geschäftliches Gespräch, freilich zu Anfang ohne sonderliche Theilnahme von Seite des jungen Schulzen.

Die zehntausend Thaler, sagte der Advokat, habe ich für Dich an den Baron Rampach ausgeliehen. Das Hypothekendokument werde ich Dir nächstens zustellen.

Gut, Bruder, ich danke Dir.

Ich habe nun noch fünfzehntausend Thaler für Dich in der Kassa. Ich hoffe, sie auch bald sicher und gut unterbringen zu können.

Ich überlasse Alles Dir, Bruder.

Der Holzhändler in Amsterdam, der vor vier Wochen hier war, hat wieder an mich geschrieben.

Es kann nichts daraus werden, Bruder.

Du solltest Dich doch besinnen, Bruder Ernst. Er bietet Dir jetzt viertausend Thaler mehr, nämlich vierundsechzigtausend.

Der junge Schulze wurde auf einmal lebhaft.

Und wenn er mir siebzig, wenn er mir hunderttausend böte.

Aber bedenke, Bruder. Es ist ein hübsches Geld und einzig und allein für die Eichen in der östlichen Holzung. Du behältst Holz genug, und Du könntest für das Geld das Rittergut Sanden kaufen. Es grenzt an Deinen Hof und der Baron ist in Noth. Solch' eine Gelegenheit kommt nicht wieder.

Nein, nein, Bruder. Ich kann mich von dem Holze nicht trennen.

Das ist Vorurtheil, Bruder Ernst. Der Schlag der Eichen wäre ein rein wirthschaftlicher. Du mußt es selbst am besten wissen. Du warst ein Jahr auf der Forstakademie. Aber weil der Bauer hier zu Lande überhaupt an nichts zäher als an seinem Holzbestande hängt, so willst auch Du nicht.

Du magst Recht haben, Bruder. Ich glaube Du hast es. Aber ich kann nicht.

Es ist Dir ein Schaden von vierzig- bis fünfzigtausend Thalern.

Wenn auch. Und dann bedenke die Schwester Katharina. Es wäre ihr Tod.

Ah, sagte der Advokat, ich sehe schon. Die Schwester Katharina ist es. An sie hatte ich freilich nicht gedacht. Ja, ich glaube, sie würde nicht mehr schlafen können, wenn sie den vollen Eichenkamp nicht mehr auf dem Limberger Hofe sähe. Geben wir daher die Sache auf. Ich werde dem Amsterdamer abschreiben.

Dem Schulzen fiel ein Stein vom Herzen.

Das Herz sollte ihm doch wieder schwer werden.

Ich habe nun noch einen Auftrag von der Katharina an Dich, fuhr der Advokat fort.

Von der Schwester Katharina?

Sie wünscht, daß Du endlich daran denken mögest, Dich zu verheirathen.

Der junge Mann lächelte schmerzlich.

Ich verbinde meine Bitte mit der ihrigen, sprach der Advokat weiter. Wir Alle. Du bist achtundzwanzig Jahre alt, und es muß eine Frau auf den Hof.

Die Katharina ist die beste, die hierher kommen kann, sagte der Schulze.

Aber sie zählt schon achtundvierzig. Sie fängt an, sich nach Ruhe zu sehnen.

Sie sagte Dir das, Bruder?

Ja, und es ist ihr Ernst.

Der junge Schulz wurde nachdenklich.

Und dann, fuhr der Advokat fort, hat sie noch einen Grund, den ich ebenfalls nicht verwerfen mag. Seit anderthalb hundert Jahren sind wir Althofs Schulzen auf dem Limberger Hofe. Ich habe nun keine Söhne. Unser armer Bruder Franz ist im Irrenhause, und wer weiß, ob er je geheilt wird. Wenn nun Du nicht heirathest, so würde der Name Althof auf dem Hofe aussterben, der Name Schulze zum Limberge würde auf eine andere Familie übergehen müssen.

Der junge Schulze war unruhig geworden. Er konnte augenscheinlich dem Gewichte der Gründe des Bruders sich nicht entziehen, und er hatte keine Gegengründe, wenigstens keine, die er vorbringen mochte.

Der Advokat selbst brachte einen vor.

Die Schwester Katharina kommt Dir auf mein Bitten entgegen. Sie konnte sich früher nur eine Schulzentochter als Schulzin hier auf dem Hofe denken. Ich habe sie jetzt überzeugt, daß das nichts für Dich ist. Du bist auf Hochschulen gewesen, Du bist ein Mensch von vielseitiger Bildung. Eine Bauerntochter kann nicht mehr Deine Frau werden. Katharina selbst wünscht, daß Du nach Deiner freien Wahl Dir eine gebildete, auch Deinem Geiste ebenbürtige Frau aussuchest.

Der junge Mann war erröthet. Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

Du könntest Dir ein Edelfräulein aussuchen, fuhr der Advokat fort, obwohl wir Alle das nicht wünschen würden. Denn auch ein Schloß könntest Du Dir bauen. Der Limberger Schulzenhof trägt zwei adelige Schlösser. Aber genug der Worte, Bruder Ernst. Sieh' Dich um unter den Töchtern des Landes und laß uns im nächsten Frühjahre hier eine Hochzeit feiern. Schlage ein.

Der junge Mann zögerte. Aber er gab doch dem Advokaten die Hand, langsam, und sein Gesicht war wieder bleich und kummervoll geworden.

Der Advokat öffnete die Thür des Nebenzimmers.

Ihr könnt wieder hereinkommen.

Sie kamen wieder herein.

Die Mamsell Katharina sah den Advokaten fragend an.

Alles gut! nickte er ihr mit dem Kopfe zu.

Die Mamsell öffnete ein Portemonnaie, nahm einen Zehnthalerschein heraus und gab ihn dem Advokaten.

Für Deine Bemühung, Doktor.

Der Advokat steckte den Schein so ruhig ein, als wenn er ihn von einem wildfremden Klienten für einen juristischen Rath erhalten hätte.

Er war der Advokat des Schulzenhofes.

Sein Wagen war unterdeß angespannt. Seine Geschäfte riefen ihn noch heute zur Stadt zurück.

Auch den Kaufmann die seinigen.

Sie fuhren zusammen ab; Beide mit ihren Frauen.

Die älteste Schwester und der jüngste Bruder waren wieder allein.

Sie räumte auf in dem Zimmer.

Er saß am Fenster und träumte.

Sie war mit dem Aufräumen fertig.

Ah, beinahe hätte ich die Kranke, die Fremde vergessen. Ich muß doch sehen was sie macht.

Der junge Schulze fuhr plötzlich aus seinen Träumen auf.

Er starrte nach einer alten Eiche hin, die an der Seite des Hauses stand, Ein leerer Stuhl war noch an den mächtigen Stamm gelehnt. Dort hatte die fremde Kranke gesessen. Von dort war sie gekommen, als er zuerst das auch in der Blässe des Todes bezaubernd schöne Gesicht gesehen hatte.

Die Schwester hatte unterdeß das Zimmer verlassen, um zu der Kranken zu gehen.

6.

Eine Liebesgeschichte.

Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Ein Sprichwort ist ein wahres Wort. Auch jenes. Gott lenkt auch in seinen Prüfungen, die er dem armen Menschenherzen auflegt.

Die Mamsell Katharina auf dem Limberger Schulzenhofe saß in sehr tiefem Nachsinnen am Fenster. Sie erwartete Jemanden, der auf den Hof kommen sollte. Ihr Auge wahrte das Heck des Hofes und die Ge-

gend, in der die von der Landstraße her führende Obstallee ausmündete. Man sah in ihrem Blick eine gewisse Spannung.

Was sie erwartete, wollte noch immer nicht kommen.

Etwas Anderes stellte sich ihrem Blicke dar, und er erheiterte sich nicht; ihr Gesicht erfüllte sich mit Sorge. Und es war doch ein so freundliches Bild, das diese Sorge in ihr heraufrief.

Aus dem Hause waren ein junger Mann und ein junges Mädchen herausgetreten. Sie gingen unter dem Fenster vorüber, an dem die Mamsell saß. Sie sahen sie nicht. Ihre Gedanken waren wohl mit ganz etwas Anderem beschäftigt, als mit der Mamsell. Und doch vielleicht auch mit ihr.

Sie gingen neben einander, Einer dicht an der Seite des Anderen, mit einer gewissen Vertraulichkeit, und doch wieder mit einer Fremdheit. Sie kannten sich, sie waren wie längst mit einander Bekannte; aber Keiner wagte es sich, Keiner wagte es dem Andern zu gestehen. Es hielt sie etwas von einander zurück. So waren auch ihre Blicke. Sie suchten einander, sie scheuten sich einander zu finden. Sie flogen zurück, sie mieden sich, wenn sie sich gefunden hatten; sie mußten sich von Neuem suchen, um sich von Neuem zu meiden.

Es war im Spätsommer, im Monat August.

Dritthalb Monate vorher war das Leichenbegängniß des Schulzen zum Limberge gewesen. An dem Tage des Begräbnisses war die junge Dame durch den Schirrmeister des Postwagens auf den Limberger Schulzenhof sehr krank und schwach gebracht worden. Sie hatte gastfreundliche Aufnahme gefunden.

Der Schirrmeister war am anderen Mittage, wie er versprochen hatte, zurückgekommen, um die Reisende wieder mitzunehmen. Er konnte sie nicht mit sich nehmen. Sie war schwächer, kränker geworden. Er mußte sie auf den folgenden Tag da lassen, und den darauf folgenden, und die nächsten Tage. In der andern Woche brauchte er gar nicht wieder nachzufragen. Die Reisende war in ein schweres Nervenfieber verfallen. Erst nach vollen vier Wochen war sie außer Gefahr. Nach weiteren vier Wochen erst konnte sie das Bett verlassen. Nach vierzehn Tagen dann erst war sie so weit gekräftigt, daß sie ihre Reise hätte fortsetzen können.

Da trat etwas anderes ein.

Die fremde Kranke hatte auf dem Schulzenhofe eine Pflege gefunden, als wenn sie ein Kind des Hauses sei, und die Tochter eines Edelmannes hätte sie im väterlichen Schlosse nicht besser finden können. Zwei

Mägde waren nur für sie da, bei Tag und bei Nacht an ihrem Bette zu wachen und den Anordnungen nachzukommen, die täglich der Arzt aus der benachbarten Stadt ertheilte.

Die Mamsell Katharina selbst überwachte die Mägde und die Pflege. Aus allgemeinem menschlichen Mitgefühl und Pflichtgefühl, und um der Ehre des Limberger Schulzenhofes willen. Nicht aus einem andern Grunde.

Ein anderer Grund hätte sie zu dem Gegentheile bestimmen können.

Der Schirrmeister hatte mit der Fremden nur einen sehr kleinen, leichten Reisesack überbracht. Weiter nichts.

Die Mamsell schüttelte den Kopf.

Die wäre ordentlicher Leute Kind, wie die Grethe sagte?

Sie kann gar nicht weiter reisen, sie hat das Nervenfieber, sagte die Mamsell am vierten Tage zu dem Schirrmeister. Sie können nun nur auch ihre anderen Sachen hierherbringen.

Welche anderen Sachen fragte der Schirrmeister verwundert?

Nun, ihre Reisesachen, die sie mit sich im Postwagen führte.

Sie hatte nichts als die kleine Reisetasche.

Die Mamsell verwunderte sich noch mehr, als soeben der Schirrmeister.

Die ist nicht ordentlicher Leute Kind, sagte sie sich dann. Und was mag sie selbst sein?

Sie hatte, als das Fieber der Kranken das Bewußtsein nahm, die Reisetasche öffnen müssen, um Wäsche und ähnliches für sie herauszunehmen. Sie hatte nichts darin gefunden, als ein einziges Hemd, ein Taschentuch, zwei paar Strümpfe.

Nachtzeug und ein Morgenrock hatte sich auch noch darin befunden. Die Kranke selbst hatte sie am Abende ihrer Ankunft herausgenommen.

Außerdem besaß sie den Anzug in dem sie angekommen war.

Das war Alles, was die Fremde mit sich führte, und was sie auf der Post bei sich gehabt hatte. Und sie war, wie der Schirrmeister gesagt schon Tagelang gereist und sie war noch für eine Reise von mehreren Tagen eingeschrieben, bis nach der Seeküste.

Die Mamsell Katharina war es heiß und kalt überlaufen. Sie, die in Kleidungsstücken und in ganzen Bergen von Leinwand wühlte! Nur das eine Hemd, oder zwei! Das wollte ihr in das Herz schneiden.

Das arme Kind! rief sie voll Mitleiden.

Aber dann siegte doch wieder das Mißtrauen, und sie mußte immer bedenklicher und bedenklicher den Kopf schütteln.

Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Das muß einen Haken haben. Wer mag die Person sein? Woher kommt sie? Wohin wollte sie?

Sie war von der strengsten Redlichkeit. Sie hätte für Alles in der Welt in der Reisetasche oder in den Kleidern der Kranken nicht nach einem Briefe oder sonst nach einem Stück Papier gesucht, und wenn ihr eins unter die Hände gekommen wäre, sie hätte es nicht geöffnet, vielleicht nicht einmal die Aufschrift angesehen. Von den Zeichen in der ärmlichen Wäsche konnte sie indeß ihre Augen nicht verschließen. Aber sie las nur den einfachen Buchstaben A., freilich in außerordentlich feiner und kunstvoller Weise hineingestickt.

Wenn auch nicht neugieriger, doch weniger gewissenhaft waren die beiden Mägde gewesen, die bei der Kranken wachten und sie pflegten. Allein auch sie hatten nur ein Kopfschütteln.

Es ist kurios, Mamsell, in allen Taschen und Kleidern kein Streifen Papier, nicht einmal ein Gebetbuch, worin ihr Name stünde.

Ihr solltet euch schämen, sagte strenge die Mamsell, daß Ihr anderer Leute Sachen durchsucht. Und nun gar einer Kranken! Wißt Ihr nicht, daß die unter dem besonderen Gottesschutze steht?

Aber, Mamsell, kurios bleibt es doch, so mit gar nichts in die weite Welt hineinzureisen.

Die Mamsell mußte darauf schweigen.

Der Schirrmeister kam einmal wieder, um sich gelegentlich nach der Kranken zu erkundigen. Sie fragte ihn doch nach dem Namen der Fremden. Er hatte ihn völlig vergessen. Er hatte ihn nur flüchtig in dem Passagierzettel des Postwagens gelesen. Das war schon so lange her. Wo jetzt der Zettel sei, das möge Gott wissen

Gott mag mehr wissen! sagte sich die Mamsell. Richtig ist die Sache nicht.

Dabei blieb sie.

Dabei blieb sie, selbst wenn sie in das schöne, feine edle Gesicht der Kranken schaute, die in dem schweren Fieber wie ein Engel des Leidens, aber auch wie ein Engel der Milde, der Demuth, des klarsten Seelenadels da lag. Sogar die Fieberphantasien der Kranken trugen ein Gepräge der Sanftmuth und Milde. Sie klagte darin nur über den engen

Postwagen, über sein Stoßen, über das langsame Fahren, und daß sie ihr Reisezìel nicht erreichen könne.

Die Sache ist nicht richtig! Die Mamsell blieb mit Schrecken dabei, als sie auf einmal etwas Anderes gewahrte.

Ihr Bruder, der junge Schulze Limberg, war einmal zufällig in die Stube der Kranken gekommen. Er hatte eilig seiner Schwester etwas zu sagen, die an dem Krankenbette saß.

Er hatte die Fremde seit ihrer Ankunft nicht wieder gesehen. Er hatte sich bei der Schwester nach ihr erkundigt, aber mit keiner anderen, als einer allgemeinen Theilnahme. Der Tod der Mutter, so Vieles, was in Folge seiner zu ordnen war, die Ernte des Sommers, so Manches hatte ihn zu voll beschäftigt, als daß er zu Träumereien wieder Zeit gehabt hätte. Da sah er die Kranke wieder. Es war in der Zeit des Entweichens des Fiebers. Sie lag schlummernd im Bett. Schneeweiß, die feine Haut klar und durchsichtig, jene Engelsmilde in dem schönen Gesichte.

Es fuhr ihm durch das Herz. Er mußte den Blick noch einmal zu ihr wenden. Er sprach zerstreut mit der Schwester.

Die Mamsell Katharina bemerkte es nicht.

Sie achtete auch nicht darauf, als er am folgenden Tage wieder kam, und darauf abermals und nochmals und dann öfter, bald unter diesem bald unter jenem Vorwande, bald ohne allen Vorwand, bloß um nachzusehen, wie es der Kranken gehe. Wie konnte sie denken, daß der Schulze Limberg für eine wildfremde Person, mit der es nicht richtig sein möge, ein anderes Interesse haben könne, als das eines allgemeinen Mitleides, das auch nur sie zu dem Bette der Kranken führte?

Als er aber dann länger blieb, mit der mehr und mehr genesenden Kranken sich in Gespräche einließ, sich an das Bett der Kranken setzte, die Schwester einladete zu bleiben, damit er noch länger bleiben könne, da wurde sie doch aufmerksam und immer aufmerksamer und sie sah Manches, was sie früher nicht gesehen hatte und es machte sie unruhig und immer unruhiger.

Es waren brennende Blicke, mit denen der stille, junge Mann die fortschreitende Genesung, das wiedererstarkende Leben, die wunderbar wieder aufblühende Schönheit der Fremden verfolgte.

Und auch sie, die Kranke, hing mit einer so eigenthümlichen Innigkeit an der feinen Gestalt und dem ausdrucksvollen, schönen, blassen Gesichte des jungen Mannes und wenn sie sich dann manchmal vergessen hatte, dann gewahrte man einen so sonderbar wehmüthigen Schmerz in

ihrem Gesichte, sie starrte wie in eine tiefe Nacht vor sich hin, und plötzlich schrack sie auf, als wenn ein entsetzlicher Gedanke sie ergriffen habe und zu erdrücken drohte.

Die Mamsell Katharina mußte dann nicht minder erschrecken.

Sie wollte sich wohl beruhigen: Es ist ja nicht möglich, daß der Schulze Limberg sich je an eine Person hängen kann, von der kein Mensch weiß, wer und was sie ist.

Aber nun mußte sie nur um so mehr wissen: Wer ist sie denn? Woher kommt sie? Wohin wollte sie?

Sie fragte angelegentlicher, als ihr wohlwollendes Herz es ihr sonst gestattet hätte. Sie erfuhr nichts. Ein um so schreckhafteres Geheimniß lag vor ihr.

Wie belästige ich Sie schon so lange hier, hatte die Genesende eines Tages gesagt.

Auf dem Limberger Hofe, erwiederte ihr die Mamsell, können Sie Jahr und Tag bleiben, ohne Jemanden zu belästigen. Sie sind hier gern gesehen, Ihre Angelegenheiten möchten Sie denn weiter rufen —

Gewiß möchte ich gern bald das Ziel meiner Reise erreichen.

Ist es noch weit von hier?

Ich war auf dem Wege nach England.

Sie haben Verwandte dort?

Ich wollte dort eine Stelle als Gouvernante übernehmen.

Sie waren schon früher Erzieherin?

Ja.

Die Kranke wurde glühend roth bei dem Ja. Sie konnte es sagen. Sie war drei Jahre lang die Gehilfin einer Lehrerin und Erzieherin gewesen; freilich im Zuchthause.

Die Mamsell sah ihr Erröthen. Ihr Mißtrauen wuchs.

Waren Sie hier in der Nähe?

Im südlichen Deutschland.

Dort ist auch wohl ihre Heimat.

Nein.

Aber Angehörige haben Sie dort?

Auch nicht. Ich habe gar keine Angehörigen mehr.

Das Wohlwollen drängte doch die Strenge in dem Innern der Mamsell zurück.

So jung, sagte sie, und ohne Angehörige! Allein und krank unter

wildfremden Leuten! Und das Loos einer Gouvernante ist ein schweres, besonders in England.

Und, setzten ihre Gedanken hinzu, nur zwei Hemden und ein Kleid!

Die Kranke seufzte. Sie konnte in ihren Gedanken noch mehr hinzusetzen: Und eine aus dem Zuchthause entlassene Diebin!

Darf ich Ihren Namen wissen, Kind? fragte die Mamsell, und nur in ihrem Wohlwollen. Sie haben nur einmal der Grethe gesagt, daß Sie Anna heißen.

Ich heiße Anna Eberhard.

Die Kranke erblaßte bei den Worten. Sie konnte den Namen Eberhard nur leise aussprechen.

Der Mamsell entging es nicht.

Aus —? fragte sie schnell, fast heftig.

Aus Böhmen.

Die Mamsell fragte nicht mehr.

Da ist ein Geheimniß, das Geheimniß einer Landläuferin! Wenn der Mensch von einer schweren Krankheit genesen ist, so drängt es ihn, von der Vergangenheit, von der Zukunft zu sprechen, von seiner Kindheit, seiner Heimat, von Eltern, Geschwistern —! Sie scheut jede Antwort, jede Erinnerung.

Ihr Verdacht sollte noch denselben Abend eine furchtbare Nahrung bekommen.

Sie hatte die Unterredung mit der Kranken am Nachmittage gehabt. Gegen Abend war die Kranke eingeschlummert. Die Magd Grethe war, wie gewöhnlich, bei ihr gewesen. Die Magd kam geheimnißvoll zu der Mamsell.

Mamsell, es ist doch kurios mit der Fremden.

Was hast Du jetzt wieder?

Sie war vorhin eingeschlafen. Sie war gewaltig unruhig. Sie sprach sogar laut im Schlafe, was sie schon lange nicht mehr that.

Verstandest Du etwas?

Zuerst nicht. Aber dann fing sie auf einmal an zu weinen, und in dem Weinen rief sie zweimal laut: Zuchthaus! Zuchthaus! Es war erschrecklich anzuhören.

Die Mamsell war leichenblaß geworden.

Die Magd fuhr fort:

Und gleich nachher wachte sie auf. Sie sah ordentlich mit wilden Augen umher. Sie sah mich. Sie erschrack. Habe ich gesprochen, Grethe?

Ja, Mamsell, sagte ich. Aber sie fragte nicht, was sie gesprochen habe. Sie sagte nur schnell: Ach, Grethe, ich hatte einen häßlichen Traum. Sie wollte noch mehr sagen. Aber sie schwieg, als wenn sie schon zu viel gesagt hätte. Es ist gewiß nicht richtig mit der.

Das theilte die Magd der Mamsell mit.

Sprich mit keinem Menschen ein Wort davon, befahl ihr die Mamsell.

Sie selbst konnte den Abend kein Wort mehr sprechen.

Am andern Morgen hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie ging zu ihrem Bruder.

Schulze, ich wünschte, Du fährst einmal zu dem Doktor hinaus. Du weißt, was Du ihm am Begräbnißtage der Mutter versprochen hast.

Der junge Mann erröthete.

Es hat ja noch Zeit, Schwester Katharina.

Zeit? Ist das Dein wirklicher Ernst?

Gewiß.

Bruder — sie hatte ihn wohl lange nicht so genannt — Du kannst mir nicht in die Augen sehen, Bruder. Du hast etwas auf dem Herzen. Du willst es mir verbergen. Ich weiß es dennoch.

Du weißt es?

Ja, Bruder, und ich weiß auch, daß es Dein Unglück, unser Aller Unglück sein würde, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, es darf nicht möglich sein. Du hast schon Deine Heirathsgedanken. Jene Fremde! Aber weißt Du, wer sie ist?

Nein, Katharina. Ich weiß nur, daß sie ein braves Herz ist.

So will ich Dir das Andere sagen. Sie ist eine Person, die keine Heimath, keine Eltern, keine Geschwister, die in der ganzen Welt nichts hat, keine Vergangenheit, nicht einmal eine Kindheit. Und warum das Alles nicht, Schulze? Weil sie es nicht haben darf. Weil an ihrer Vergangenheit etwas klebt. Im Schlafe hat sie das Wort Zuchthaus ausgesprochen. Kommt sie aus dem Zuchthause? Oder fürchtet sie sich vor dem Zuchthause? Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß eine solche Person nie und nimmermehr Schulzenfrau auf dem Limberger Hofe werden kann. Und nun, mein lieber Bruder Ernst, verreise morgen, noch heute. Gehe zum Doktor, komme mit einer Braut zurück, die Deiner und und unser Aller werth und würdig ist.

Sie ging.

Sie ließ den jungen Mann betäubt, vernichtet zurück.

Aber er reiste nicht zu dem Advokaten, weder am nächsten Tage noch an dem folgenden.

Dagegen suchte er am dritten Tage Mamsell Katharina auf. Er war ruhig und gefaßt.

Katharina, ich habe mit der Fremden gesprochen.

Ich hoffe, zu Deinem und unser Aller Heil, Schulze.

Auch ich hoffe es. Ich habe ihr meine Hand angetragen. Sie hat sie ausgeschlagen.

Die Schwester zitterte.

Allmächtiger Gott, Du trugst der Person Deine Hand an?

Ja, Katharina, der Person.

Und sie schlug sie aus?

Sie schlug sie aus.

Der Schrecken der Mamsell war entflohen, aber nur um einem Gefühle Platz zu machen, das, wie eine tiefe Beschämung auf sie drücken wollte.

Die Mamsell Katharina war eine edle Natur.

Und welchen Grund gab sie an, Schulze?

Denselben, den Du mir schon vorher angegeben hattest, sie sei meiner, Deiner, unserer Familie nicht würdig.

Die Beschämung drückte schon schwer auf das Herz der Mamsell.

Was gab sie Dir weiter an, Schulze?

Ich hatte sie weiter gefragt. Sie bat mich, ich möge ihr die Antwort erlassen. Ich möge sie nicht unglücklicher machen, als sie schon sei. Ihre Antworten könnten doch nichts ändern. Es sei nun einmal unmöglich, daß sie meine Frau werden könne. — Morgen Früh wird sie abreisen.

Auf die Schwester Katharina drückte etwas mehr als Beschämung, das bittere Gefühl, daß sie ein Unrecht gethan, ein großes Unrecht. Nur ein großes Unglück, nur ein edles Herz konnte handeln, wie die Fremde gehandelt hatte. Und sie hatte in dieser Fremden nur eine Landläuferin gesehen.

Aber warum will sie denn nicht sagen, wer sie ist? suchte sie das Unrecht von sich abzuwälzen, und in dem Zwiespalt mit sich selbst ging sie an ihren Wäscheschrank und suchte die feinsten, noch nie getragenen Hemden und Strümpfe aus und legte sie zu einem großen Packete zusammen, das morgen der abreisenden Fremden zu dem Postwagen nach-

getragen werden sollte. Eine Hand voll Goldstücke nähte sie in die Hemden ein. Ihr Herz war ihr leichter dadurch geworden.

Es sollte ihr wieder desto schwerer werden. Sie mußte in das Wohnzimmer zurückkehren. Da stand ihr Bruder, einer Leiche ähnlich, an das Fenster gelehnt, nach jener alten Eiche hinstarrend, an deren Stamme die Fremde bei ihrer ersten Ankunft auf dem Hofe hatte ausruhen und den Bescheid abwarten müssen, ob man sie aufnehmen werde. Die Ruhe und Fassung womit er vorhin zu ihr gesprochen, waren gemacht, unter gewaltsamer Anstrengung gemacht gewesen.

Um des Himmels willen, Schulze, was ist Dir?

Nichts, Schwester Katharina.

Aber Du bist krank.

Es wird schon wieder vorübergehen.

In dem nämlichen Augenblicke sollte etwas Anderes der armen Mamsell Katharina das Herz noch schwerer machen.

Die Magd Grethe trat mit einem ängstlichen Gesichte ein.

Mamsell, mit der Fremden ist es wieder schlimmer geworden. Sie war eben daran, ihre Sachen zusammen zu legen; sie wollte morgen abreisen. Auf einmal wurde sie kreideweiß und dann fing sie an zu wanken. Sie war mir schon vorher so sonderbar vorgekommen. Ich fing sie auf, ehe sie niederfiel. Aber dann war das Leben ihr lange weg. Sie hatte keinen Athem und keinen Puls mehr. Ich trug sie ins Bett. Sie hat jetzt wieder Leben. Aber an das Abreisen kann die morgen nicht denken.

Katharina, sagte der Schulze, wenn sie stirbt, ich sterbe mit ihr.

Und ich trage die Schuld! sagte die Schwester.

Auch die Mamsell Katharina hatte ihre Geschichte, und ihre Geschichte hatte sie so gemacht, wie sie war.

Sie war ein junges Mädchen, als auf den Limberger Schulzenhof Einquartierung kam. Ein Hauptmann mit zwanzig Mann. Er mußte sechs Wochen bleiben; unten in der Ebene waren große Manöver.

Es war ein schöner, feiner, gebildeter Mann. Noch jung. Er hatte die Feldzüge nach Frankreich mitgemacht, als Knabe fast. Seinen Muth, seine Tapferkeit bezeugten mehrere Orden, die er sich auf den Schlachtfeldern erworben hatte.

Er war von Adel. Er war bei alledem bescheiden.

Katharina Schulze Limberg zählte neunzehn Jahre. Sie war schön. Sie hatte, wenn auch keine ausgezeichnete, doch eine solide Bildung der

Töchter der höheren Bürgerstände erhalten. Ihr Verstand war ein ungewöhnlich heller. Ein stets ruhiger, klarer Ernst verlieh, in Verbindung mit dem Wohlwollen ihres Herzens, ihrem Umgange einen besonderen Reiz.

Der Hauptmann war aufmerksam auf sie geworden; er zeichnete sie aus. Das zog sie an ihn. Sie lernten sich näher kennen. Sie schätzten sich, sie liebten sich. Sie wurden Verlobte. Die Schulzentochter stand so viel höher, als manches adelige Fräulein. Eine so reiche Mitgift, wie ihr bestimmt wurde, hätte eine junge Gräfin ihrem Gatten nicht zubringen können.

Der Hochzeitstag sollte festgesetzt werden. Der Bräutigam hatte der Braut seinen Besuch angekündigt.

Sie fuhr ihm mit ihrer Mutter bis zur nächsten Station entgegen. Der Hauptmann war schon da, als sie mit der Mutter ankam. Er stand vor dem Posthause im Gespräch mit mehreren Damen. Es waren Damen des Adels der Nachbarschaft. Er war bekannt mit ihnen. Sie sprachen vertraut, sie scherzten zusammen. Da stieg aus der allerdings eleganten Equipage des Limberger Hofes die gleichfalls untadelhaft nach den Anforderungen der Mode und des Geschmackes gekleidete Braut; aber dann, von ihr unterstützt, ihre Mutter, völlig in der bäuerlichen Tracht des Landes, die Schulzin Limberg, die wohlgenährte, behäbige Bauernfrau.

Wer sind denn das? rümpfte eine der adeligen Damen die Nase.

Reiche Bauern! sagte eine andere.

Ah, lieber Hauptmann, es sind doch nicht —?

Wahrhaftig, Baron, Ihre künftige Schwiegermutter!

Der Hauptmann war blaß und roth geworden, und so verlegen, daß er nicht wußte, sollte er bleiben oder gehen.

Seine Braut sah es.

Sie erblaßte, als wenn ein tödtlicher Stich ihr Herz getroffen hätte.

Steigt wieder ein, Mutter, sagte sie zu der Mutter.

Kehre wieder um, Christian, befahl sie dem Kutscher.

Aber warum, Kind?

Ich will es Euch sagen, wenn wir wieder im Wagen sitzen.

Sie drängte die Mutter in den Wagen. Sie sprang dann nach.

Der Kutscher kehrte um.

Der Hauptmann hatte sich besonnen. Er wollte zu der Braut und der künftigen Schwiegermutter gehen. Er kam zu spät.

Der Wagen fuhr schon im Trabe davon.

Warum, Mutter? sagte Katharina im Wagen. Er schämt sich meiner und Eurer. Er konnte sich meiner Mutter schämen. Er kann nie mein Mann werden. Ich war in einem Irrthum. Wir passen nicht zusammen. Bleibe der Edelmann beim Edelmann und der Bauer bei dem Bauer.

So schrieb sie auch offen an den Hauptmann. Sie schrieb ihm ab und keine Bitten von seiner, keine Vorstellungen von aller anderen Seite konnten sie bewegen, von dem einmal gefaßten Entschlusse abzustehen. Sie hatte klar erkannt, was sein mußte. Sie hatte die Festigkeit des Willens, es durchzuführen.

Dennoch hatte sie den Mann geliebt und sie liebte ihn noch lange.

Ihr Sinn war seitdem strenger geworden, aber ohne Säure, ohne Bitterkeit. Sie lebte nur noch für den Limberger Hof. Auf alles Andere hatte sie verzichtet. Der Hof war ihr Stolz; ihre jüngeren Geschwister waren ihre Liebe. Der jüngste Bruder war ihr Stolz und ihre Liebe zugleich: er war der künftige Schulze Limberg. Sie wachte mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit über ihn.

Noch Eins trug hierzu bei. Der jüngste Bruder war schon als Kind kränklich. Er blieb als Knabe zart und schwächlich. Um so weniger konnte sein weicher Sinn sich kräftig entwickeln. Um so mehr bedurfte er der Stütze, des Schutzes. Katharina wurde seine Stütze, sein Schutz. Sie blieb es später. Bei seinen Anlagen war er auf dem einsamen Bauernhofe Fremden gegenüber schüchtern geworden und geblieben. Und so und zugleich still und zurückgezogen, war er jedesmal von dem Gymnasium, von der Universität, von der Forstakademie in das elterliche Haus und zu der liebenden und beschützenden Schwester zurückgekehrt. Er wurde dieser Alles.

Hätte ich ihr doch Unrecht gethan? fragte sich die Mamsell Katharina. Eine Verbrecherin, eine Landläuferin hätte ihm die Antwort nicht gegeben. Mache ich sie denn Beide unglücklich? Soll ich es?

Da kam früh am andern Morgen die Magd Grethe zu ihr, und sagte:

Mamsell, die Fremde will doch abreisen. Sie ist schon auf und macht sich fertig, um den Postwagen nicht zu versäumen. Aber sie ist so schwach, daß sie sich auf den Füßen nicht halten kann. Fort will sie dennoch. Sie sagt, sie müsse. Und verweint sieht sie aus, daß es zum Erbarmen ist.

Ich habe Ihr Unrecht gethan, sagte sich die Mamsell, und es wurde ihr glühend heiß.

Da kam ihr Bruder und glich einem Schatten, konnte kaum Guten Morgen sagen, schob die Tasse Kaffee zurück, die sie ihm hinstellte, und

mußte an das Fenster gehen, als wenn auch ihm auf einmal die Thränen aus den Augen treten wollten, die er ihr nicht zeigen dürfe.

Sie mußte selbst ihre Tasse zurückschieben, aufstehen und die Magd Grethe rufen.

Sage der Mamsell Eberhard, ich lasse sie bitten, heute noch nicht abzureisen. Ich hätte ihr noch etwas recht dringendes zu sagen.

Die Magd ging.

Schwester! stürzte der Schulze auf Mamsell Katharina zu. Aber mehr konnte er nicht sagen.

Und auch sie konnte nichts sprechen.

Wenn sie doch die Landläuferin, die Verbrecherin wäre?

Der Gedanke überfiel sie wieder mit seinem furchtbaren Gewichte und ließ keinen anderen in ihr aufkommen.

Sie verlor alle Klarheit ihrer Gedanken. Sie wußte keinen Rath mehr. Sie bedurfte selbst anderer Hilfe.

Sie schrieb an ihren Bruder, den Advokaten. Er war ja der Advokat des Limberger Schulzenhofes.

Lieber Doktor, hier haben sich so sonderbare Dinge ereignet, daß ich nothwendig Deines Rathes und Deiner Hilfe bedarf. Komm spätestens bis morgen Nachmittag.

Der Nachmittag des andern Tages war gekommen. Sie saß, auf den Advokaten sorgenvoll wartend, am Fenster.

Der junge Schulze und Anna Eberhard, wie die Fremde sich genannt hatte, kamen aus dem Hause und gingen unter die Eichen, die das Haus umgaben. Die Sorge der Mamsell wurde keine geringere.

Sie hatte die Fremde gebeten, auch noch diesen Tag zu bleiben. Sie werde ihr am Abend offen sagen, warum. Jetzt könne sie es noch nicht.

Die Fremde wußte es doch schon. Sie hatte von dem unruhigen Gesichte der Mamsell nur in das leichenblasse des Schulzen sehen dürfen.

Dem Schulzen hatte die Mamsell nichts gesagt, auch nicht, daß sie zu dem Advokaten geschickt habe, auch kein Wort über die Fremde.

Sie bleibt auf meine Bitten, hatte sie ihm nur bemerkt. Ueber den Grund hatte sie ihn im Unklaren gelassen. Er konnte an sich, er konnte an die Schwäche der Fremden denken.

Er hatte in der letzten Zeit mit der Fremden kleine Spaziergänge gemacht, in der belebenden Wärme der Mittagssonne, unter dem erfrischenden Schatten der Eichen.

Er wartete auch an dem heutigen Nachmittage auf sie. Sagen wollte

er ihr nichts mehr. Er konnte nur seinem liebenden Herzen nicht widerstehen. Wie schwach ist der Wille einem Herzen gegenüber, das liebt!

Sie kam zu ihrem Spaziergange. Sie wollte aus der Hausthür hervortreten. Da sah sie ihn in der Thür, wie er auf sie wartete. Sie erschrack. Aber liebte sie ihn minder? Und ist der Wille des Weibes stärker als der des Mannes?

Sie gingen zusammen unter die alten Eichen.

Mein Gott, rief die Mamsell Katharina, und sie erschrack mehr, denn je zuvor. Wenn sie jetzt einig würden! Wenn der Doktor zu spät käme!

Erst nach einer Viertelstunde kam der Advokat.

Ich komme spät, Schwester.

Ich fürchte, Du kommst zu spät.

Was giebt es hier denn? Du machst ein wahres Unglücksgesicht.

Ach Doktor, ich weiß wirklich keinen Rath mehr.

Dann muß es freilich schlimm sein. Erzähle.

Du erinnerst Dich der Fremden, die am Begräbnißtage der Mutter krank hierher kam.

Ich erinnere mich. Sie wurde schwer krank. Ihr behieltet sie. Ist sie noch hier?

Sie ist noch hier, und der Schulze will sie heirathen.

Der Bruder Ernst?

Er liebt sie und ich glaube, er könnte für sie sterben.

Und sie?

Sie liebt ihn nicht minder.

Hm! Wer ist sie? Oder eigentlich nur, ob sie ein braves Mädchen, mit der unser Bruder glücklich sein kann? Alles Andere, was ihr fehlen mag, haben wir.

Ja, Bruder, ich stimme Dir bei. Es hat mich einen schweren Kampf gekostet, mir eine wildfremde Person, die mit zwei Hemden in der Welt umherreist, als Schulzin Limberg zu denken. Doch ich habe mich darin gegeben. Aber wir wissen nichts von ihr, gar nichts, nicht einmal, ob sie ein ehrliches Mädchen ist.

Dann ist sie es, Schwester. Die schlechte Person hätten Dein klarer Blick und Ernsts gesunder Sinn längst herauserkannt.

Die Sache hat doch ihren Haken, Doktor.

Sie erzählte ihm Alles von der Fremden, das im Schlafe ausge-

sprochene Wort Zuchthaus, die Weigerung der Fremden, dem Bruder ihre Hand zu reichen.

Hm! sagte der Advokat wieder, aber diesmal, weil er selbst keinen Rath wußte.

Das ist eine verzweifelte Sache. Denn zwei Dinge sind mir klar. Zuerst, daß sie keine schlechte Person ist.

Das meine ich jetzt auch, Doktor.

Und dann zum Anderen, daß sie doch, daß sie gerade eine Verbrecherin ist.

Daran hatte die Mamsell Katharina mit allem ihrem klaren Verstande noch nicht gedacht. Sie konnte es auch noch nicht sogleich fassen.

Wie, Doktor? Eine Verbrecherin und doch keine schlechte Person?

O, Schwester Katharina, man muß die Verbrecherwelt kennen gelernt haben, um zu wissen, wie viele Unglückliche darunter sind, die mit dem besten, dem bravsten, treuesten, edelsten Herzen durch Verführung, durch Elend, durch einen einzigen entsetzlichen Moment ihres Lebens zu Verbrechern geworden sind. So wird es auch mit ihr sein. Nach Allem, was Du von ihr sagst, muß sie eine Verbrecherin sein. Darum darf sie an ihre Vergangenheit nicht rühren; darum darf sie die Hand unseres Bruders nicht annehmen. Und indem sie fühlt und erkennt, daß sie dies nicht darf, ist sie zugleich eine brave, eine sehr brave Person.

Und nun, Doktor? Nun unser Bruder?

Das ist das Verzweifelte bei der Sache, Schwester. Er liebt sie. Nur zu sehr.

Er wird mit einer braven Person, die er liebt und die ihn wieder liebt, glücklich werden.

Gewiß, gewiß.

Aber — Du hast Dich darin gefunden, Dir eine Bettlerin mit zwei Hemden als Schulzin zum Limberge zu denken. Auch vielleicht eine Kindesmörderin?

Allmächtiger Gott!

Oder eine Diebin, eine bestrafte Diebin.

Es wäre vielleicht noch schlimmer. Meine Augen könnten den Limberger Hof nicht wiedersehen.

Und Du meinst doch, der Bruder könne glücklich werden? Der Ernst, dessen ganzes Herz von seiner frühesten Kindheit her an Dir gehangen hat?

Die Mamsell war aufgesprungen. Sie durchschritt in leidenschaftlicher Unruhe das Zimmer, sie trat zu dem Bruder zurück.

Könntest Du eine Diebin hier als Schulzin, als Deine Schwägerin sehen, Doktor?

Auf mich kommt es nicht an, Schwester Katharina. Auch auf die Anderen nicht. Wir waren ihm stets mehr fremd. Aber Du! Nur Du allein!

Nun, so kann ich es. Und wenn sie auch eine Diebin ist, er mag sie heirathen, er soll glücklich werden.

Edles Herz! sagte der Advokat, dem die Thränen in den Augen standen. Du bist doch die Beste von uns Allen. Du hast da einen Kampf gekämpft, von dem wir Anderen kaum eine Ahnung haben.

Aber sprich Du mit ihm, sagte die Mamsell. Ich kann es nicht.

Ich werde es — wenn es nöthig ist. Denn sieh', da kommen sie.

Es ist doch noch nöthig. Jetzt erst recht.

Du bist, wie die Beste, so auch die Verständigste von uns.

Die Schwester verließ den Bruder. —

Der junge Schulze Limberg und Anna Eisenhart kehrten von den Eichen her zum Hause zurück.

Unter den Eichen hatte sich Folgendes begeben.

Fräulein Anna, darf ich Sie begleiten? hatte der Schulze vorher in der Hausthür gefragt.

Sie hatte es gestattet. Aber sie zitterte heftig, als sie Ja sagte.

Unter den Eichen dann mußte er schnell zu einer Entscheidung kommen.

Fräulein Anna, sagte er, haben Sie keine andere Antwort für mich, als vor drei Tagen?

Sie zitterte heftiger, aber sie sprach entschieden das Wort Nein aus.

Weil Sie meiner unwürdig seien?

Ich bin es. Eines braven Mannes. Einer edlen Familie.

Macht diese Erklärung Sie nicht des bravsten Mannes, der edelsten Familie würdig.

Sie kann nie das Geschehene ungeschehen machen.

Aber sie ist das Zeichen eines Herzens, das, wenn es auch noch so schwer gefehlt hat, um so tugendhafter, um so erhabener neu erstanden ist.

Es hatte sehr schwer gefehlt.

Um so reiner, um so edler ist es jetzt.

Sie kämpfte mit sich.

Herr Schulze, fragte sie ganz entschlossen, könnten Sie eine Verbrecherin Ihre Frau nennen?

Die Frage gab ihm doch einen tiefen Stich in das Herz. Er konnte nicht sofort antworten.

Eine Diebin? fragte sie.

Anna, Sie eine Diebin?

Ja.

Großer Gott!

Eine bestrafte Diebin, die ein unglücklicher Zufall unmittelbar aus dem Zuchthause hierher geführt hat.

Noch einen Augenblick, einen schweren Augenblick mußte auch er kämpfen. Dann hatte auch er einen Entschluß gefaßt. Er hatte nur noch eine Frage an sie.

Anna, die Gerechtigkeit hat keine Ansprüche mehr an Sie?

Kein Gericht, Niemand mehr.

Sie stutzte doch über ihre eigenen Worte.

Niemand? sagte sie sich. Nein, nein, Niemand.

Und nun fragte er sie:

Lieben Sie mich, Anna?

Hätte ich Ihnen sonst jemals meine Schande gestehen können? rief sie.

Aber mit den Worten brach sie zusammen. Sie mußte sich an einen Baum lehnen. Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Er faßte ihre Hand.

Anna, auch ich liebe Sie.

Die Verbrecherin? Die Diebin?

Den reuigen, den durch Reue, durch Buße, durch Strafe gereinigten, veredelten Engel, der sein Verbrechen gesühnt hat.

Nein, nein! riß sie ihre Hand aus der seinigen. Ich bin mit Gott versöhnt, denn seine Gnade ist unendlich. Wohl auch mit mir, da Gott mir gnädig ist. Aber den Verbrecher müssen drei Strafen treffen. Zwei habe ich verbüßt, zwei schwere: die des Gewissens, die des Gesetzes. Die dritte steht noch vor mir, die schwerste, wie ich jetzt erkenne. Es ist die Verachtung der Menschen. Und kein edler Mann darf sie mit mir theilen.

Es wäre hier ein Vorurtheil der Menschen, Anna!

Nein, es ist die gerechte Strafe. Fragen Sie Ihre Schwester, Ihre anderen Angehörigen. Aber nein. Fragen Sie sie nicht. Nur Sie dürfen meine Schande wissen. Sie mußten. Die Anderen nicht. O, die Verachtung der Menschen drückt schwer.

Der junge Mann machte noch Einen Versuch. Es war ihm ein neuer Gedanke gekommen.

Anna, meine Schwester Katharina muß es wissen —

Katharina? rief sie fast mit Entsetzen. Die Reine, Strenge?

Eben weil sie das ist. Sie soll entscheiden. Werden Sie Ihrer Entscheidung sich unterwerfen?

Der Gedanke hatte auch bei ihr Eingang gefunden. Sie liebte ja. Sie liebte mit der ganzen Kraft und Innigkeit ihres von seiner schweren Schuld wieder gereinigten Herzens den jungen Mann, der ihr mit so vieler Liebe in seinem braven treuen Herzen zu einer Zeit und in einer Lage entgegengekommen war, worin sie so sehr der Liebe bedurfte und so wenig auf Liebe rechnen konnte. Und er war der einzige Mensch in der Welt, der sie jemals geliebt hatte. Nicht einmal ihre selbstsüchtige Mutter hatte ihr Liebe gezeigt. Ihren Vater hatte sie als Kind verloren. Die Mamsell Katharina zeigte ihr Wohlwollen, aber mehr hatte sie, vermöge der Strenge ihres Charakters, für die Fremde nicht. Der junge Schulze hatte wahrhaft innige, herzliche, heiße Liebe für sie, und wo das weibliche Herz Liebe findet, da liebt es so gern wieder.

Sie soll entscheiden, sagte sie zu dem jungen Schulzen.

So gehen wir gleich zu ihr.

Sie kehrten zum Hause zurück.

Sie gingen still neben einander, Beide hoffend und zagend.

So hatten der Advokat und die Mamsell Katharina sie ankommen sehen.

Anna Eberhard war in ihre Stube gegangen.

Der Schulze ging in das Wohnzimmer, in dem er seine Schwester anzutreffen hoffte. Er fand den Advokaten.

Du hier, Bruder?

Ja, und um Deinetwillen.

Was hat sich zugetragen?

Als ich das letzte Mal hier war, hattest Du uns die Gewährung einer Bitte versprochen. Ich bin gekommen, Dich an Dein Versprechen zu erinnern.

Jetzt?

In meinem und zugleich in Katharinens Namen.

Mein Gott, zu ihr wollte ich.

In derselben Angelegenheit? So kannst Du mir mittheilen, was Du ihr sagen wolltest, Ich weiß Alles von ihr.

Nein, nein, nur sie kann entscheiden.

Wenn sie nun schon entschieden hätte? Und zwar für Dich?

Bruder, wie kann sie wissen?

Verständige und liebende Frauen sehen Alles, und wenn Dich Eine liebt, so ist es die verständige Katharina. Aber erschrick darum nicht. Höre zu, was sie mir für Dich gesagt hat, für Dich, damit ich es Dir wieder sagen soll: Und wenn sie, sind ihre Worte, und Du wirst wissen, wen sie damit gemeint hat — und wenn sie auch eine Diebin ist, er mag sie heirathen, er soll glücklich werden.

Allmächtiger Gott, rief der tief erblassende junge Mann. Aber sie ist eine Diebin, eine bestrafte Diebin, die unmitelbar aus dem Zuchthause hierher kam.

Der Advokat mußte doch auch nach Fassung ringen.

Ah, siehst Du? rief der junge Mann. Den Gedanken an die Möglichkeit hattet Ihr ertragen können. Die Wirklichkeit entsetzt Euch.

In Wahrheit, Bruder —!

Eine Nebenthür that sich auf.

Die Mamsell Katharina trat hervor.

Sie hatte gelauscht. Wie hätte das treue, liebende Schwesterherz anders gekonnt?

Schulze, sagte sie mit ihrer klaren Ruhe, was ich einmal gesagt habe, dabei bleibe ich. Ich glaube, die Unglückliche erkannt zu haben. Du kennst ihr Herz ganz. Sie ist Deiner wieder werth. Du wirst glücklich mit ihr sein. Ich werde ihr eine eben so treue Schwester sein, wie Dir. Hier, meine Hand darauf.

Der junge Schulze drückte die Hand an sein Herz.

Sie ist unser wieder werth, auch Deiner. Sie hatte mich wiederholt zurückgewiesen. Sie hatte mir freiwillig gestanden, wer sie sei. Da forderte ich sie auf, sich Deiner Entscheidung zu unterwerfen. Der Reinen, der Strengen? rief sie. Eben ihr! Sie gab nach.

Sie ist Deiner werth, Bruder, sagte auch der Advokat.

Gottlob, sprach die Mamsell Katharina. Und kommt gleich, wir, wollen Euren Bund segnen. Aber vorher noch zwei Worte. Zuerst, kein Mensch in der Welt, außer uns Dreien, erfährt nur ein einziges Wort über ihr früheres Leben. Gebt mir die Hand darauf.

Sie gaben ihr die Hand darauf.

Sodann, Schulze, sprich nie wieder mit ihr über ihre Vergangenheit. Auch wenn sie selbst Dir davon erzählen will, gieb es nicht zu, höre sie nicht an. Es würde Dir nur einen Stachel tiefer in das Herz drücken

den immerhin nur gänzliches Vergessen ganz herausreißen kann. Versprich es mir.

Ich verspreche es Dir, Schwester Katharina.

So kommt jetzt. — Doch nein!

Sie hatte noch ein Bedenken.

Du, Doktor, bist ihr noch ein Fremder. Deine Anwesenheit würde sie drücken. Es thut mir leid, aber —

Du hast auch darin Recht, Du Krone aller braven Schwestern, rief der Advokat.

Er reiste wieder ab.

Als er fort war, gingen der Schulze und Mamsell Katharina zu Anna Eberhard.

Die Mamsell schloß die Bebende in ihre Arme und legte dann ihre Hand in die des Bruders.

Seid glücklich!

Die Verlobten umarmten sich.

Die Mamsell trat an das Fenster um zu weinen.

Es waren vielleicht die ersten glücklichen Thränen in ihrem Leben.

7.

Eine Hochzeitsgeschichte.

Die Landstraße, die an dem Limberger Schulzenhofe vorbeiführte, war wieder sehr besucht. Alles drängte sich durch die Obstbaumallee nach dem Hofe hin, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen.

So weit war es, wie vor ungefähr fünf Monaten. Aber das Andere war doch so ganz anders, als damals.

Die Leute waren jetzt Alle festlich geputzt, auch die in den städtischen Equipagen, die hinfuhren. Und Alle waren sie fröhlich und lustig und voll Scherz und voll Lachen.

Und so war es auch auf dem Hofe selbst.

Auf diesem aber waren heute vielleicht mehr als vierhundert Menschen versammelt, und der ganze Hof war voll Freude und Festlichkeit, denn es sollte heute ein Hochzeitsfest gefeiert werden.

Die Vorbereitungen dazu waren, wie die bäuerliche Sitte des Landes und des reichen Schulzenhofes es forderte, in großartigster Weise getroffen.

Ueberall auf dem Hofe — es war ein klarer, noch warmer Oktobertag — unter den Bäumen, in den Schoppen, auf den Tennen („Dehlen") waren die langen Tische und Bänke zum Essen aufgerichtet. An fünf bis sechs verschiedenen Stellen im Freien wurde an ungeheuren Kochheerden gekocht. Musikbanden spielten, die jungen Leute schossen aus ihren Flinten. Hinter dem Hause in der Wiese wurden Böller abgefeuert. Jubel und Jauchzen waren an allen Ecken und Enden laut.

Es war zehn Uhr Morgens.

Um eilf Uhr sollte die Trauung sein.

Es fehlten mit der Stunde nur noch der Geistliche und die Geschwister des Bräutigams aus der Stadt. Sie wurden jeden Augenblick erwartet.

Der Bräutigam ging unter allen den Leuten umher, sie zu begrüßen, zu sehen, ob es ihnen an nichts fehle, sie selbst zu bedienen.

An seinem Hochzeitstage ist der westphälische Bauer der erste Diener seines Hofes. Auch der reiche Schulze Limberg konnte sich dem nicht entziehen, und entzog sich ihm nicht, und er war zugleich heute der glücklichste Mensch auf seinem Hofe.

Die Herrin, die Königin des Tages ist die Braut.

Anna Eberhard saß in dem Prunkgemache der künftigen Schulzin Limberg. Der Bräutigam hatte es ihr neu und kostbar herrichten lassen.

Sie war bräutlich geschmückt. Sie war schön, wie ein Engel des Himmels.

Die Mamsell Katharina war bei ihr.

Warum bist Du so still, Kind? sagte die Mamsell zu ihr. An Deinem Ehrentage mußt Du fröhlich sein.

O, meine gute Schwester Katharina, ich möchte es so recht aus Herzenslust sein können!

Und Du kannst es nicht? sagte die Mamsell. Ja, ja, ich begreife es. Aber es wird sich schon geben. Du bist ein braves Kind, Du wirst die bravste Frau werden.

Wirst Du mich nur immer lieb behalten, Schwester Katharina?

Gewiß, gewiß! Du sollst keine treuere Schwester haben.

Sie küßte die schöne Braut auf die Stirn.

Die Mamsell Katharina drückte sonst nur die Hand. Wie tief mochte ihre Versicherung ihr aus dem bewegten Herzen kommen!

Ein Wagen war auf den Hof gefahren.

Der Pfarrherr! sagte die Mamsell. Ich muß ihn begrüßen. Du darfst ihn erst sehen, wenn die Trauung beginnt.

Sie verließ das Zimmer.

Die Braut war allein.

Sie athmete auf, aber wie man unter einer schweren Luft aufathmet, die man endlich glaubt von sich abschütteln zu dürfen. Ob man es auch kann?

Warum kann ich denn nicht fröhlich sein? Mir fehlt ja nichts an meinem Glücke. Warum steht denn immer drohend dieses entsetzliche Gespenst vor mir? Die dritte Strafe? Muß sie denn noch über mich kommen? Kannst Du sie nicht an mir vorüber gehen lassen, mächtiger, gnädiger Herr des Himmels?

Sie versank in schmerzliches Nachdenken.

Die Thür öffnete sich.

Der junge Schulze, der Bräutigam, trat ein.

Endlich, endlich, Anna, finde ich eine Minute für Dich, für uns Beide.

Er küßte sie herzlich.

Sie konnte doch lächeln, an seinen Lippen, an seinem treuen Herzen. Sie konnte glücklich sein. Nur die Minute lang.

Er mußte wieder fort zu dem schweren heutigen Dienste.

Sie war wieder allein. Sie versank wieder in Nachdenken, in schmerzliches, in ängstliches. Es wurde ihr weher, es wurde ihr heißer. Der Schweiß der Angst trat auf ihre Stirn.

O, mein Gott, immer diese Bilder vor mir! Sie tödten mich. Meine Mutter! Wo mag sie weilen? In Elend? In Schande? In Verbrechen? Sie sollte heute zu meiner Seite stehen! An dem Tage meiner Ehre! Ja, der neuen Ehre, die ich stets bewahren werde! Wenn sie auf einmal käme! Gerade zu diesem Tage! Ein Zufall führte mich so hierher! Warum entsetzt mich der Gedanke? Der Gedanke an die eigene Mutter!

Der Schweiß perlte ihr heißer von der Stirn.

Und dieses andere furchtbare Bild! Jene sterbenden Augen! Wie starren sie mich an! Warum tauchen sie denn gerade heute wieder auf? Und so drohend, so furchtbar drohend! Lebt er noch, der Unglückliche, in der Nacht des Wahnsinnes, in die ich, in die mein Verbrechen ihn hineingestoßen hatte? Oder verfolgen sie mich aus dem Grabe? Auch von ihm habe ich seit jener traurigen Zeit nichts vernommen. Heute, heute, treten sie Alle wieder vor mich hin. Es ist wohl natürlich, aber es ist entsetzlich. —

Eine Sorge sollte für den Augenblick die Angst ihres Innern verdrängen. Nur für einen kurzen Augenblick.

Es war wieder ein Wagen vorgefahren. Der Kaufmann aus der Stadt, mit seiner Frau, ihrer künftigen Schwägerin.

Der Bräutigam führte Beide zu ihr.

Wie werden sie mich empfangen? Wenn sie eine Ahnung von der Diebin hätten? Sie wissen von nichts, sagt Ernst. Woher sollten sie auch etwas wissen? Und doch, wie leicht fliegt eine böse Nachricht durch die Welt! Ein Kaufmann muß reisen. Er kommt überall hin. Aber würden sie zu meiner Hochzeit gekommen sein, wenn sie etwas wüßten?

Sie beruhigte sich.

Der Kaufmann kam ihr mit Herzlichkeit entgegen.

Die künftige Schwägerin war entzückt von ihr. Der Weltdame war der Gedanke zuwider gewesen, eine Bäuerin als ihre Schwägerin, als die Herrin auf dem großen, reichen Schulzenhofe zum Limberge begrüßen zu müssen. Sie fand eine Dame von blendender Schönheit, von vornehmer Haltung, von aristokratischen Manieren, und die dennoch so bescheiden, so demüthig fest sich an sie anlehnte und sie um ihre schwesterliche Liebe bat.

Der Bräutigam — auch er mochte wohl über den Empfang in einiger Sorge gewesen sein — wurde mit jeder Minute glücklicher. Er zog sie an sich.

Sie werden Dich Alle lieben! flüsterte er ihr zu. Du bist so schön, so gut!

Sie wurde mit ihm glücklich. Noch einmal.

Wie erfreut mich diese Liebe um Deinetwillen, flüsterte sie zurück.

Das Unglück sollte unmittelbar darauf hinter ihr stehen.

Sollte es sie ergreifen, erdrücken?

Warum ist der Bruder Heinrich nicht mit Euch gekommen? fragte der Schulze seine Schwester.

Er meinte den Advokaten.

Der Schwager hatte ein geheimnißvolles Gesicht.

Ich weiß es eigentlich selber nicht.

Du scheinst doch etwas zu wissen, Schwager.

Er ließ uns nur sagen, er werde schon nachkommen und auch früh genug hier sein.

Schwester Henriette, werde ich nicht von Dir erfahren, was es ist?

Ich glaube, lieber Bruder, sagte die Schwester, sie haben eine Ueberraschung für Dich.

Eine Ueberraschung?

Eine recht angenehme.

Franz! rief errathend der Schulze.

Ich habe nichts gesagt.

Franz! Es kann nur Franz sein! Schon vor vier Wochen, als ich in der Stadt war, sagte mir der Bruder, daß es von Tag zu Tag besser mit ihm gehe. O, welche freudigere Ueberraschung könnte mir werden? Und an dem heutigen Tage!

Wir werden ja sehen, Bruder. In einer Viertelstunde.

Die Schwester entfernte sich mit ihrem Manne. Sie hatten Beide noch an ihrem Anzuge zu ordnen.

Der Bräutigam blieb bei der Braut zurück. Er war überglücklich.

Sein Bruder Franz war nur wenige Jahre älter, als er. Die Beiden hatten sich am nächsten gestanden. Sie liebten sich, wie selten Brüder einander lieben.

Welche Freude werde ich in einer Viertelstunde haben! sagte er zu seiner Braut.

Was harrte ihrer in der Viertelstunde?

Wer ist Franz? fragte sie arglos. Und was ist es mit ihm?

Franz ist mein Bruder. Wir wuchsen hier zusammen auf. Ich liebe ihn so sehr.

Und was ist es mit ihm? Er war nicht hier. Du hast mir nie von ihm erzählt.

Ein schweres Unglück hatte ihn betroffen, von dem man selbst im engsten Familienkreise nicht gern spricht. Er wurde geisteskrank.

Der Unglückliche! sagte die Braut. Und jetzt ist er auf der Besserung?

Hoffentlich ganz geheilt. Und so werde ich ihn heute hier wiedersehen. Meine Schwester hätte es gesagt, wenn es anders wäre.

War er lange krank? mußte die Braut fragen. Sie wußte selbst nicht, warum.

Seit beinahe sechs Jahren. Ah, es war ein schreckliches Ereigniß.

Das ihm das Licht des Geistes raubte?

Ein frecher Diebstahl —

O, mein Gott!

Was ist Dir, Anna? O, verzeihe mir. Ich sprach unbedacht. Gerade heute! Verzeihe mir, mein lieber, mein süßer Engel.

Erzähle mir, Ernst.

Nein, nein. Es greift Dich an. Du bist blaß geworden. Du zitterst. Kannst Du mir verzeihen?

Aber erzähle mir, lieber Ernst. Du siehst, ich bin gefaßt. Sie hatte sich gefaßt. Welcher furchtbaren Anstrengung hatte sie dazu bedurft!

Er erzählte weiter, arglos, wie sie vorhin arglos gefragt hatte. Nur mit wenigen Worten, um sie nicht mehr anzugreifen. Denn daß es sie angriff, sah er. Er war nur weit von dem wahren Grunde entfernt.

Mein armer Bruder war in einer fremden Stadt schwer erkrankt. Man hatte ihn einen Augenblick allein gelassen. Das war von einem Diebe benutzt, ihn zu berauben. Er erwacht darüber. Er sieht den Räuber unmittelbar über seinem Kopfe. Er fällt für todt zurück. Er wird am Leben erhalten. Aber sein Geist war irre geworden. Das Bild des Räubers verließ ihn nicht. Es hatte ihn wahnsinnig gemacht.

Anna Eberhard — nein, Anna Eisenhart konnte nicht mehr zweifeln. Der Schulze hatte mit Schonung verschwiegen, geändert. Sie konnte dennoch keinen Zweifel mehr haben. Und doch! Der Ertrinkende will sich ja an dem Strohhalme retten. Ihre Kraft hielt noch aus. Sie konnte sich noch halten.

Franz heißt Dein Bruder? fragte sie. Franz Limberg?

Hier so, nach der Sitte des Landes. Draußen führte er unseren eigentlichen Familiennamen Althoff.

Franz Althoff! Der Name war ihr aus den Akten mitgetheilt.

Sie zuckte zusammen.

Und das Bild des Diebes hatte ihn wahnsinnig gemacht?

Es war eine Diebin, Anna. Ich darf Dir die Wahrheit sagen.

Ja, ja!

Aber Anna! Du stirbst! Hätte ich Unglücklicher geschwiegen!

Sie konnte sich noch einmal zusammennehmen.

Mir wird schon wieder wohler. Du siehst es. Ich werde mich ein paar Augenblicke ausruhen. Dann wird mir wieder ganz wohl sein. Du wirst zu den Gästen müssen.

Er mußte zu den Gästen. Er verließ sie.

Sie sprang auf.

Was nun? — Nichts mehr! Nichts mehr! Die dritte Strafe ist da. Die schwerste, die entsetzlichste! Sie mußte mich treffen. O, mußte sie es denn? Ewiger Gott in Deinem Himmel, konntest Du es denn nicht anders über mich beschließen? Nein, Du konntest es nicht. Ich bin eine Verbrecherin. Die Welt muß ihr Recht haben! — Was nun, fragte ich?

Es kann nur Eins sein. Aber Ernst? Katharina? Die braven Menschen alle! — Und doch kann es nicht anders sein. — Fort!

Sie verließ das Zimmer.

Ein fester Entschluß verlieh ihr neue Kräfte.

Sie ging mit sicherem Schritt in ihr Schlafgemach. Es lag am Ende des neuen Anbaues, an einem längeren Gange.

In dem Gemache stand eine elegante Kommode vom feinsten Polissanderholz.

Sie zog eine Schublade auf.

Ein einfacher, grauer weiblicher Anzug mit einem schwarzen Hute lag darin.

Es war der Reiseanzug, in dem sie vor fünf Monaten auf dem Limberger Hofe angekommen war.

Eine kleine Rolle mit Geld lag daneben.

Es war der Rest ihres damaligen Reisegeldes.

Sie hatte Alles verwahrt, als wehmüthiges, und doch freundliches Andenken an jene Zeit? So hatte sie wohl noch vor einer Viertelstunde gemeint.

Wie anders war es jetzt!

Sie nahm den Anzug und das Geld aus der Lade.

Sie entledigte sich ihres Brautschmuckes; Stück für Stück.

Sie zog den grauen Reiseanzug an.

Sie steckte das Geld zu sich.

Sie setzte den schwarzen Reisehut auf.

Sie war fertig.

Sie sah sich noch einmal in dem freundlichen, heimischen Gemache um.

Sie nahm Abschied von ihm.

Sie nahm damit Abschied von dem Hofe, von Allem, vom Leben.

Sie trat in den Gang hinaus, leise, vorsichtig. Kein Mensch durfte, sollte sie sehen.

Der Gang war leer.

Sie schritt weiter.

Neue Wagen waren unterdeß angekommen.

Auch der Advokat.

Sie schritt zu einer Biegung des Ganges.

Ein Mann kam ihr entgegen, stand vor ihr. Ein Fremder. Nein kein Fremder.

Er kannte sie. Sie kannte ihn.

Die Diebin!

Allmächtiger Gott! Franz —!

Sie flog an ihm vorüber. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

So enteilte sie dem Gange, dem Hause.

Die sämmtlichen Gäste und Verwandte waren beisammen.

Schreiten wir zur Trauung, sagte der Pfarrer. Man hole die Braut herbei.

Man ging in das Prunkzimmer, die Braut zu holen.

Sie war nicht da.

Sie wird in ihrem Schlafgemache sein.

Man ging zu ihrem Schlafgemache, sie da zu suchen.

Sie war auch da nicht.

Aber in dem Gange fand man den Bruder Franz, der, vor wenigen Minuten mit dem Advokaten angekommen, in der neuen Frische und Kraft seines Geistes von den Geschwistern mit Jubel umringt und begrüßt war.

Sein Auge war wieder irre.

Die Diebin! sagte er. Ja, ja, glaubt mir, die Diebin! Sie ist hier.

Sein Geist war wieder von der Nacht des Wahnsinns umfangen.

Und doch sprach er die Wahrheit.

Man erkannte es.

Die Suchenden erstarrten.

Man suchte vergebens weiter.

Man erkundigte sich draußen.

Ein paar Frauen hatten eine Fremde in grauem Anzuge, einen schwarzen Hut auf dem Kopfe, das Gesicht mit einem Taschentuche bedeckt, aus einer Hinterthür des Hauses kommen sehen. Sie war unter die Eichen und weiter dem Walde zugegangen. Sie hatten sich nicht um sie bekümmert. Zu einer großen Bauernhochzeit kommen viele Leute.

Aber auf dem Limberger Schulzenhofe war keine Hochzeit.

Die dritte Strafe!

8.

Nochmals eine Zuchthausgeschichte.

Kann der Zuchthaussträfling sich nach dem Zuchthause zurücksehnen?

Der Direktor des Zuchthauses hatte seine Bureaugeschäfte für den

Tag beendigt. Er hatte noch einen Gang in die Gefängnisse zu machen. Die Lehrerin der Anstalt hatte ihn bitten lassen, zu ihr zu kommen, sie habe ihm etwas mitzutheilen. Sie war krank und konnte nicht zu ihm kommen. Er ging zu ihr.

Sie hatte ihre Wohnung — eine Stube – in dem Flügel der weiblichen Gefangenen, in der Mitte derer, für die ihr segensreiches Wirken bestimmt war.

Es war gegen sieben Uhr Abends, als der Direktor zu ihr ging. Es war ein stürmischer Oktoberabend.

Der Wind schlug laut an die Fenster der Gänge, die der Direktor durchschritt.

In den Gängen selbst war es desto stiller. Die Tagesarbeit auch der Gefangenen war schon seit sechs Uhr vollbracht. Sie waren dann sämmtlich in ihre einsamen Zellen entlassen, hatten ihr einfaches und trauriges Abendbrot verzehrt, Brot und Wasser, und sich zur Nachtruhe hinlegen müssen, um früh am anderen Morgen ihr nicht beneidenswerthes Tagewerk wieder zu beginnen.

Der Direktor kam in die Stube der Lehrerin.

Sie lag ermattet in einem alten Lehnsessel, der zu dem Inventarium des Zuchthauses gehörte.

Der Direktor begrüßte sie mit seiner ruhigen Freundlichkeit.

Sie sind noch immer nicht wieder ganz wohl, liebe Hartmann?

Ich kann mich noch nicht erholen. Die Kräfte wollen nicht zurückkehren.

Sie haben eine schwere Krankheit durchgemacht, und Ihr Amt hier ist ein so mühevolles!

Ich werde es hoffentlich doch bald wieder mit Freuden aufnehmen können.

Und leider kann ich Ihnen keine Hülfe dafür gewähren. Ich habe mich an die Regierung um eine Hilfslehrerin für Sie gewandt. Ich erhalte heute einen abschlägigen Bescheid. Man habe keine Fonds dafür. Für neue Knöpfe in der Armee und für neue Lieutenantsstellen haben sie immer Geld. Aber für Erziehung und Besserung der verwahrlosten Armen —. So habe ich leider keine Hilfe für Sie, wenn nicht der Zufall wieder eine Anna Eisenhart hierherführt.

Nein, Herr Direktor, das wollen wir nicht hoffen, sagte die Kranke.

Sie haben Recht, Frau Hartmann. Ein solches Herz und einen so reich gebildeten Geist in der Verbrecherwelt des Zuchthauses zu sehen, es ist doppelt schmerzlich.

Wenn es der Armen nur gut gehen möchte! Sie war mir, trotz ihrer Jugend, die liebste Freundin meines Lebens geworden. Ich hätte eine Tochter nicht mehr lieben können.

Und sie verdiente es, sagte der Direktor.

Um so trauriger, fuhr die Kranke fort, ist für mich eine Entdeckung, die ich glaube gemacht zu haben, und zu deren Mittheilung ich Sie hatte hierher bitten lassen.

Lassen Sie sie hören.

Seit drei Tagen ist eine Frau Eisenhart hier eingeliefert.

Wegen liederlichen Herumtreibens und Taschendiebstahls. Ich habe leider noch nicht Zeit gefunden, ihre Akten genau durchzulesen und mich näher nach ihr umzusehen.

Der Hausvater hat mir von ihr erzählt. Sie ist danach eine durch die gemeinsten Laster und Verbrechen völlig heruntergekommene Person. Sie soll aber früher bessere Tage gesehen haben. Sie zeige noch Spuren davon, und das, Herr Direktor, hat mich in betrübender Weise an unsere gute Anna erinnert, von der wir eben sprachen. Wenn sie deren Mutter wäre! Der Gedanke quält mich. Wollten Sie nicht die Güte haben, sich näher zu erkundigen?

Auch den Direktor hatte der Gedanke ergriffen.

Ich muß Gewißheit haben, sagte er. Ich werde auf der Stelle die Akten einsehen. Ich bringe Ihnen noch heute Abend Nachricht.

Er wollte sich entfernen.

Ein Gefangenwärter hielt ihn auf.

Der Mann hatte ihm eine Meldung zu machen.

Herr Direktor, draußen ist eine fremde Dame, die Sie zu sprechen wünscht.

Hier im Zuchthause?

Gerade hier, bat sie. Und als ich ihr sagte, daß Sie bei der Frau Hartmann seien, wünschte sie, ich möge sie sofort hierher führen.

Ihr Name?

Sie nannte ihn mir nicht. Sie schien aber hier in der Anstalt bekannt zu sein.

Und Sie kannten Sie nicht?

Nein.

Der Gefangenwärter war erst seit einigen Monaten in der Anstalt.

Führen Sie sie her, befahl der Direktor.

Der Gefangenwärter ging.

Die Lehrerin war unruhig geworden.

Wenn es Anna Eisenhart wäre?

Wie kommen Sie auf den Gedanken?

Es giebt so sonderbare Fügungen und Schickungen des Himmels.

Sie sollte der Himmel hierher zurückführen?

Und warum nicht? Warum nicht gerade ihr gütiges Geschick? Der Himmel weiß und lenkt Alles am besten.

Sie könnte ihre Mutter aufsuchen, meinte der Direktor.

Nein, nein! Meine Ahnung sagt mir etwas Anderes.

Aber wir wissen gar nicht einmal, ob sie es wirklich ist. —

Sie war es.

Der Gefangenwärter öffnete die Thür.

Anna Eisenhart trat in das Zimmer.

In demselben grauen Anzuge, in dem sie vor beinahe einem halben Jahre die Anstalt verlassen hatte.

Ihr Gesicht war bleicher. Ihr Körper war zusammengefallen.

Anna! riefen sie Beide, der Direktor und die Lehrerin. Sie sind es wirklich? Sie wieder hier?

Ja, ich bin es; ich bin wieder hier. Ich bin wieder hier, mit der Bitte, immer hier bleiben, meine Tage hier beschließen zu dürfen.

Im Zuchthause?

Nur im Zuchthause ist für mich Ruhe, Friede, Glück. Nur hier finde ich Liebe. Nur hier habe ich Ehre, wird die Ehre, die ich mir innerlich wieder erworben habe, auch äußerlich anerkannt. Und anders kann ich nicht leben.

Sie beugte sich über die Lehrerin. Ihre Thränen fielen auf das kranke Gesicht.

Sie sollen die alte Freundin in mir finden, sagte die Kranke.

Und ich darf wieder Ihre Gehilfin sein? Darum kam ich. Darum wollte ich bitten.

Und nach einer Gehilfin suchten wir, sagte der Direktor. Jener Fonds, die die Regierung nicht hatte, bedürfen wir jetzt nicht. Nur ein Stübchen und nur die Kost — das haben wir. Sie bleiben hier, Anna. Sie werden unsere treue Mitpflegerin an unserem beschwerlichen aber edlen Werke, der Besserung und Aufrichtung des leidendsten, des ärmsten Theils der Menschheit.

Sie blieb.

Und sie fand Alles, was sie gesucht hatte. Sie wurde geliebt, geehrt

von Allen, mit denen sie in Berührung kam; sie hatte Ruhe, Frieden, Glück im Zuchthause! Und nachdem sie die furchtbare dreifache Strafe des Verbrechens erduldet hatte.

Noch ein herber Schmerz sollte sie treffen.

Jene drei Tage vor ihrer Ankunft eingelieferte Frau Eisenhart war wirklich ihre Mutter.

Das elende Weib war auf der Bahn des Lasters und der Verbrechen bis in den tiefsten Abgrund der Gemeinheit hinuntergesunken. Sie konnte nur im Zuchthause enden, aber in der Schmach des Zuchthauses.

Sie endete zum Glück bald.

Eine Lungenentzündung ergriff sie wenige Tage nach ihrer Einlieferung. Der Arzt gab sie auf.

Man konnte jetzt der Tochter die Anwesenheit der Mutter nicht mehr verhehlen.

Der Direktor selbst führte sie zu der Sterbenden.

Das Weib starb, wie es gelebt hatte.

Ach, Du bist auch wieder hier? Ich hatte Dich aufsuchen wollen. Ich dachte, Du wärst nach Deiner Entlassung von hier doch noch eine vornehme, reiche Dame geworden. Aber so — nun, da habe ich auf der Welt nichts mehr zu thun, als zu sterben!

Sie ging in den Armen der Tochter zur Ruhe ein. Die ewige Ruhe findet Jeder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben noch von dem Limberger Hofe da hinten in dem alten Westphalenlande zu berichten.

Wer auf den reichen Schulzenhof kommt, findet dort ein armes Bruderpaar.

Der Schulze Ernst Limberg — er ist vor der Zeit alt, fast zum Greise geworden, aber er ist mild und freundlich geblieben, wie er immer war. Er führt seinen Bruder Franz, der das Licht des Geistes nicht zurückerhalten hat.

Er muß ihn in jenen Gang führen, an dem die Prunkgemächer des Hauses liegen. Wenn er dann an die Biegung kommt, so bleibt er stehen und er sagt mit wichtiger und zuversichtlicher Miene: Hier war die Diebin! Du kannst es mir glauben, Bruder.

Dann geht er mit dem Bruder draußen auf den Hof unter die Eichen. Und unter einer alten Eiche lassen sie sich Beide nieder. Der

Bayerische Staatsbibliothek München

Irre spielt mit dem Moose zu seinen Füßen. Der Schulze aber blickt in stiller Trauer zu der Stelle, an der vor vielen Jahren eine bildschöne kranke Frauengestalt ausgeruht hatte, bis sie Aufnahme in dem Schulzenhause fand, jene für sein Leben verhängnißvolle Aufnahme.

Auch die Mamsell Katharina lebt noch. Aber sie hat sich in das Leibzuchtshaus zurückgezogen und Niemand sieht sie dort. Der Grund ist folgender:

Der Limberger Hof hat doch an eine andere Familie kommen müssen. Der Schulze hat ihn dem Sohne seines Schwagers, des Kaufmanns, verschrieben. Der junge Mann wohnt schon darauf und bewirthschaftet ihn. Mit ihm eine liebenswürdige junge Frau. Das kann die Mamsell nicht ansehen. Sie sind ihr, trotz aller Verwandtschaft, Fremde auf dem Hofe. Sie hatte über so Manches sich hinwegsetzen können, über das aber nicht. —

Anna Eisenhart — sie ist nach dem Tode der Frau Hartmann Lehrerin im Zuchthause geworden und wirkt segensreich — hat von jenen Zuständen auf dem Limberger Hofe nie etwas erfahren. Sie vermied, jemals sich danach zu erkundigen. Sie hatte auch keine Gelegenheit dazu. Wohl ihr. So kann sie sich das Bessere denken.

Sie hat schwer genug gebüßt, zu schwer, um noch unter dem harten Drucke des Gefühls fremden Unglücks und der eigenen Verschuldung desselben erliegen zu müssen.

Das Verbrechen hat so viele Strafen!

Ein Zweikampf.

Die Baronin Neurode schritt die große Freitreppe des Schlosses Neurode hinunter. Unten an der Treppe hielt ein Reitknecht ein aufgezäumtes Reitpferd.

Die Baronin — sie trug Reithut, Reitkleid, Reitpeitsche — schwang sich in den Sattel. Sie war eine schwere, starke Dame in der Mitte der funfziger Jahre. Sie schwang sich dennoch leicht hinein.

Sagt dem Rentemeister, in einer Stunde sei ich wieder da, befahl sie dem Knechte.

Sie wollte davon sprengen. Sie war eine geübte, muthige Reiterin. Sie war überhaupt eine muthige Frau.

In demselben Augenblicke, wo sie das Pferd wollte anspringen lassen, kam Jemand um das Schloß herum athemlos in den Schloßhof gerannt.

Die Baronin zog die Zügel des Pferdes an.

Was giebt es, Andreas? fragte sie den Menschen, der zum Schlosse zu gehören schien.

Euer Gnaden, im Dorfe rotten sich die Bauern zusammen, mit Heugabeln und Sensen, mit Aexten und Flinten. Sie wollen hierher zum Schlosse. Sie wollen keine Abgaben mehr bezahlen; sie wollen Euer Gnaden zwingen, es ihnen zu unterschreiben.

Der Mensch konnte vor Angst, vor Schreck, vor Eile kaum sprechen.

So? sagte die Baronin ruhig. Ist Deine Nachricht gewiß?

Ich komme aus dem Dorfe, Euer Gnaden, und habe die Leute selbst gesehen. Sie zogen zuerst in die Schenke —

Ja, ja, um sich den Muth zu holen.

Und wie sie mich sahen, riefen sie mir zu, ich sollte nur hierher laufen und sie anmelden, den Flug des rothen Hahnes könne ich dennoch nicht aufhalten.

Die Baronin war ferner ruhig geblieben.

Nun, der rothe Hahn fliegt so geschwind nicht.

Mit den Worten verließ sie langsam den Sattel.

Führe das Pferd in den Stall zurück, befahl sie dem Reitknecht. Und dann rufe den Rentemeister zu mir

Sie stieg langsam und nachdenklich die Treppe zum Schlosse wieder hinauf. Sie machte schon Pläne der drohenden Gefahr gegenüber. Der Rentemeister, wenn er kam, konnte schon ihre nach allen Seiten hin entworfenen Anordnungen empfangen. Sie war auch eine entschlossene Frau.

Sie ging in ihr Zimmer, das oben im ersten Stock des Schlosses, vorn nach dem Schloßhofe hinaus lag.

Sie entledigte sich des Reitanzuges. In ihrer gewöhnlichen Hauskleidung erwartete sie den Rentemeister. Sie war in allen ihren Bewegungen ruhig und gemessen geblieben. Keine Spur von Aufregung oder Haß war an ihr zu entdecken.

Die Baronin Neurode war Wittwe, schon seit langen Jahren. Sie war ohne Kinder. Sie stand selbst der Verwaltung des großen Gutes Neurode und eines sonstigen sehr bedeutenden Vermögens vor. Nur der Rentemeister des Gutes unterstützte sie darin. Sie war eine außerordentlich thätige Frau, die selbst nach Allem sehen, Alles anordnen und leiten mußte. Jeden Tag ritt sie in Feld und Wald hinaus. Auch heute hatte sie einen solchen Ritt machen wollen. Er gehörte zugleich zu ihrer Nachmittagserholung. Es war Nachmittag.

Der Rentemeister kam.

Sie haben gehört, Kramer?

Ja, gnädige Frau. Nach den Vorgängen von gestern war es zu befürchten.

Ich hatte es erwartet. Wir müssen jetzt handeln. Die Bauern werden in Wuth sein. Sie werden noch mehr hineinkommen. Sie sind dann zu Allem fähig.

Und wir sind hier allein, Euer Gnaden.

Wollen sie schon jetzt den Kopf verlieren, Kramer?

Euer Gnaden wissen, daß das nicht meine Art ist.

Ja, ja. So hören Sie mir zu. Sie haben Recht, wir sind hier allein. Die wenigen Leute des Schlosses können einem bewaffneten, frechen, vom Schnaps erhitzten Haufen von vielleicht hundert Bauern keinen Widerstand leisten.

Man kann nicht daran denken, Euer Gnaden.

Wir haben auch von den benachbarten Edelsitzen keine Hülfe zu erwarten.

Jeder hat in dieser Zeit mit sich selbst zu thun.

Auch aus der Kreisstadt nicht. Sie ist zwar kaum zwei Meilen entfernt, und in der ersten Stunde werden die Bauern nicht kommen. Aber das ist ja eben in solcher Revolutionszeit das Schlimmste, daß der Muth da, wo er am meisten sein sollte, am wenigsten anzutreffen ist.

Euer Gnaden haben leider Recht.

So bleibt uns nur die Hauptstadt der Provinz mit ihrem Militair. Sie ist fünf Meilen von hier. Ein reitender Bote erreicht sie in zwei Stunden. Man wird Hülfe von da schicken, Cavallerie. Sie bedarf vier Stunden, um den Weg zurückzulegen. Königliche Pferde müssen geschont werden. Bis sie sich fertig machen und aufsitzen, ist auch eine Stunde hingezogen. Es ist jetzt vier Uhr. So können wir sie kaum vor Mitternacht erwarten. Doch weiß ich keinen anderen Rath. Wissen Sie einen?

Nein, gnädige Frau.

So lassen Sie sofort einen Reitknecht sich fertig machen. Geben Sie ihm das tüchtigste Pferd. Ich schreibe unterdeß an den Regierungspräsidenten und den kommandirenden General.

Der Rentemeister ging.

Die Baronin setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb.

Nach zehn Minuten kam der Rentemeister zurück.

Der Reitknecht ist fertig.

Die Baronin hatte zwei Briefe geschrieben. Sie übergab sie dem Rentemeister.

Hier. Befehlen Sie ihm noch einmal, daß er eilt. Sie kommen zu mir zurück.

Der Rentemeister verließ zum zweiten Male das Zimmer. Nach drei Minuten war er wieder da.

Die Baronin hatte ruhig seine Rückkunft erwartet.

Hören Sie mir weiter zu. Bis die Hülfe aus der Stadt kommt, müssen wir uns in unser Schicksal ergeben, das heißt, ihm so gut wie möglich zu entgehen suchen. Ich weiß dazu nur einen Weg. Die Keller des Schlosses sind massiv. Sie ziehen sich unter dem ganzen Hause her. Alle Bewohner des Schlosses und der Nebengebäude haben Platz darin. Wir ziehen uns dahin zurück. Wir sind dort, wie in einer Festung. Um Mitternacht werden wir entsetzt. Lassen Sie die Leute sich hineinbegeben. Ihre werthvollen transportablen Sachen können sie mitnehmen. Will aber der Eine oder der Andere ganz flüchten, das Schloß verlassen — es steht ihm auch das frei; wenn das Schiff zu Grunde gehen will, so

haben die Ratten ein Recht, sich davon zu machen. — Besorgen Sie jetzt Alles. — Sie zögern?

Der Rentemeister zögerte in der That. Er hatte etwas auf dem Herzen.

Gnädige Frau, die Bauern haben auch von dem rothen Hahn gesprochen.

Pah, die Hähne fliegen hier zu Lande nur auf die Düngerhaufen.

In solch trauriger, aufgeregter Zeit — und — Euer Gnaden wissen, die Bauern lieben Sie nicht.

Wann liebte ein Bauer seinen Herrn?

Der Rentemeister unterdrückte einen Seufzer. Er hatte noch wohl mehr, noch wohl viel auf dem Herzen.

Aber durfte er seiner Gebieterin sagen, was freilich alle Welt von ihr sagte, und was leider wahr genug war, durfte er ihr sagen, daß sie eine harte, hochmüthige, geizige Frau war, von keinem Menschen in der Welt geliebt, von den Bauern als Bauernschinderin verflucht, von ihren Leuten als Geizhals gehaßt, von ihren nächsten Verwandten als hartes und hassendes Herz gefürchtet? Sie war so. Sie war immer so gewesen. Was half es da, was half es gerade jetzt, es ihr zu sagen?

Sie war doch nachdenklich geworden.

Er wollte gehen.

Sie hielt ihn zurück.

Es bleibt bei meinen Anordnungen. Nur die beiden Kinder sollen fort. Lassen Sie den Kutscher die große Kutsche anspannen. Er soll sie mit der Wärterin nach Marienfelde zu der Frau von Wolfsberg führen. Ich lasse sie bitten, sie bis morgen bei sich aufzunehmen.

Und die Mutter? fragte der Rentemeister.

Er fragte etwas schüchtern.

Die Baronin fuhr heftig, wie verletzt, auf.

Die?

Der Rentemeister hatte sich mehr Muth gefaßt.

Trennen Euer Gnaden in so schweren Augenblicken die Mutter nicht von den Kindern, von so kleinen Kindern.

Die Baronin hatte sich besonnen.

Sie mag meinetwegen mitfahren, sagte sie, aber fast widerwillig. Sie soll mitfahren, setzte sie dann schnell mit steigender Heftigkeit, mit einer Art von Trotz hinzu. Sie soll. Ich lasse es ihr befehlen, hören Sie?

Bringen Sie ihr sofort meinen Befehl. Und dann kommen Sie hierher zurück. Ich muß wissen, was sie gesagt hat.

Der Rentemeister verließ wieder das Zimmer.

Die Baronin mußte ein paar Mal rasch auf und ab gehen, ehe sie ihre Ruhe wieder gefunden hatte. Dann kehrte sie an ihren Schreibtisch zurück.

Sie zog Schubfächer auf, sie öffnete kleine verschlossene Kästchen, sie schnellte verborgene Springfedern auf. Ueberall lagen Papiere, werthvolle Documente. Sie nahm sie heraus, sie steckte sie zu sich.

In dem Zimmer stand ein zweiter, großer, fester Sekretair. Sie öffnete auch ihn. Sie zog ein Fach auf. Es lagen kostbare Schmucksachen darin. Sie langte danach, um sie gleichfalls zu sich zu stecken.

In dem nämlichen Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers. der Rentemeister war zurückgekehrt.

Sie warf schnell das Fach wieder zu und verschloß den Sekretair. Sie traute selbst dem treuen Beamten nicht. Der Geiz traut keinem Menschen.

Nun? fragte sie den Zurückkehrenden.

Die Frau Baronin macht sich schon zur Abreise fertig.

Was sagte sie?

Sie unterwarf sich still dem Befehle Euer Gnaden.

Ich glaube es. Und sie hatte kein Verlangen, Abschied von mir zu nehmen?

Die Baronin fragte es mit einem übermüthigen, fast rohen Hohn.

Sie war nur bedacht, dem Befehle Eurer Gnaden nachzukommen, antwortete der Rentemeister ausweichend, aber nicht ohne eine gewisse Betrübniß.

Das ist die Liebe zu der Tante! fuhr die Baronin mit bitterem Lachen fort. — Aber wo trafen Sie sie? Ich habe sie den ganzen Tag nur einen Augenblick gesehen, und sie kam mir so sonderbar vor.

Die Frau Baronin kam so eben aus dem Garten.

Die Baronin fuhr auf.

Aus dem Garten? Was machte sie im Garten? Um diese Jahreszeit? Bei diesem kalten Wetter? Ich meinte, ich hätte sie heute Morgen schon einmal da unten gesehen, in der Kastanienallee! Was hatte sie im Garten gemacht?

Ich kann es Euer Gnaden nicht sagen, antwortete der Rentemeister und verließ rasch das Zimmer.

Er wollte weiteren Fragen ausweichen. Das Gespräch war ihm un-

heimlich geworden. Die Baronin, die ruhige, gemessene Frau, war in Eifer gerathen, wie immer, wenn sie über ihre Nichte sprach.

Er ließ sie in diesem Eifer zurück.

Er hatte sie zum letzten Male gesehen.

Niemand sah sie lebend wieder.

Die Bewohner des Schlosses waren emsig beschäftigt, ihre Sachen in die Kellergewölbe zu flüchten. Es nahm Zeit weg, wie sehr sie sich auch beeilten. Jeder suchte zu retten, so viel und so lange er konnte. Wachen waren aufgestellt, zeitig die Ankunft der Bauern zu melden.

Die Gutsherrin hatte unterdeß Keiner gesehen. Sie wird gleichfalls retten, dachte man, ihr Geld, ihre Gold- und Silbersachen, ihre Juwelen. Sie hat so viel, und sie wird es an einem Orte verbergen, den Niemand kennt und kennen soll, als sie. Darum sieht man sie nicht.

Der Rentemeister war mit den anderen beschäftigt, doppelt so viel als sie, er mußte für sie mit sorgen, er wurde von allen Seiten in Anspruch genommen; er war ein braver, gefälliger Mann.

Er hatte darüber die Gutsherrin vergessen, oder er dachte, wie die Andern.

Er hatte auch die junge Baronin vergessen, die Mutter, die mit ihren Kindern das Schloß verlassen sollte. Plötzlich erinnerte er sich ihrer. Er hatte ihr versprochen, sie zum Wagen zu führen, wenn dieser fertig sei.

Der Wagen war längst fertig. Der Kutscher wartete schon seit einer starken halben Stunde.

Er eilte zu dem Zimmer der Baronin. Sie wohnte im ersten Stock des Schlosses, wie ihre Tante, aber von dieser entfernt in einem Seitenflügel. Sie wohnte dort mit ihren Kindern.

Er ging zuerst in die Kinderstube. Die Wärterin war mit den Kindern allein da. Sie waren zur Abreise fertig. Auch sie hatten schon lange gewartet.

Er ging zu der Mutter. Sie wohnte zwei Stuben weiter. Er fand sie allein.

Sie saß wartend, aber bleich und erschöpft von der Angst auf dem Sopha. Sie sprang bei seiner Ankunft auf. Aber sie zitterte so heftig, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Er mußte ihr seinen Arm geben und sie führen.

Er führte sie zu dem Wagen. Die Wärterin mit den Kindern folgte. Er hob sie in den Wagen.

Der Wagen fuhr davon. Es war noch eben Zeit; das Herannahen

der Bauern wurde angekündigt. Der Wagen rollte in einer entgegengesetzten Richtung davon.

Eine arme, eine tief unglückliche Frau fuhr mit ihren Kindern davon. —

Die alte Baronin von Neurode war ohne Kinder. Ihr Mann war schon wenige Jahre nach der Hochzeit verstorben. Sie hatte nicht wieder geheirathet. Aus mehreren Gründen nicht. Ihre Ehe war keine glückliche gewesen. Ihr Charakter — und sie kannte sich — war ein stolzer, unbeugsamer, herrschsüchtiger. Endlich, sie selbst war zwar von gutem alten Adel, aber arm. Neurode und Alles, was sie sonst besaß, rührte von ihrem verstorbenen Mann her, und sie hatte nur, so lange sie lebte, den Nießbrauch davon. Nach ihrem Tode fiel, den nähern Bestimmungen in dem Testamente ihres Mannes zufolge, Alles an dessen nächste Verwandte zurück.

Diese nächsten Verwandten waren zwei Söhne von zwei Brüdern ihres Mannes. Der Sohn des älteren Bruders war zunächst zum Erben eingesetzt; erst wenn er ohne Kinder starb, konnte der Sohn des jüngeren Bruders zur Erbschaft gelangen.

Der ältere Bruder, er war schon vor dem Baron gestorben, hatte auf einem Vorwerke von Neurode gelebt. Er war Krüppel an Geist und Körper. Er hatte eine Wittwe hinterlassen, die wenige Jahre nach ihm starb, und einen Sohn, der Krüppel geworden und geblieben war, wie sein Vater. Er war der nächste Erbe, der künftige Herr von Neurode. Die Baronin nahm ihn nach dem Tode seiner Mutter ganz auf das Schloß und unter ihre Befehle.

Der jüngere Bruder des Barons war Offizier. Sein ältester Sohn wollte gleichfalls Soldat werden. Er war der künftige Herr von Neurode, wenn sein älterer Vetter, der Krüppel, ohne Kinder starb.

Die Baronin hatte auch eine eigne Verwandte zu sich genommen, eine Nichte, die blutarm, aber bildschön war.

Sie hatte ihren Plan mit ihr. Die schöne, aber arme Nichte sollte die Frau des reichen, krüppelhaften Erben von Neurode werden.

Ihr Plan fand bei den jungen Leuten keinen Widerstand.

Der imbecille Krüppel, Alphons von Neurode, hatte zwar die Tücke der Imbecillität, aber seiner gnädigen Tante gegenüber kannte er nur blinden Gehorsam und unbedingte Unterwerfung. Und das junge Mädchen war so schön.

Emma von Holzhausen war das sanfteste, bescheidenste Kind, das man sehen konnte. Mit ihrem braven, weichen Herzen liebte sie die ganze Welt, am meisten ihre Tante, die ihre Wohlthäterin war, der sie Alles verdankte. Auch diese Verbindung mit dem Krüppel sollte ja nur ihr künftiges Glück begründen und befestigen.

Als der Krüppel zwanzig und Emma funfzehn Jahre alt war, verlobte die Tante sie feierlich. In zwei Jahren, weil die Braut noch zu jung sei, sollte die Hochzeit sein.

Da wäre doch der Plan der Baronin beinahe vereitelt worden.

Zu der feierlichen Verlobung war Robert von Neurode, der zweite Vetter des verstorbenen Barons, der Erbe des nächsten Erben von Neurode, wenn dieser ohne Kinder starb, zum ersten Male nach Neurode gekommen. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er war so eben Fähndrich geworden. Er war schön, in der Uniform für die junge Braut, die seit ihrer Kindheit auf dem einsamen Gute der geizigen Tante gelebt hatte, doppelt schön. Sie war dem jungen Fähndrich die einzige Schönheit, die er je meinte gesehen zu haben. Frisch und gesund, munter und lustig waren sie Beide. Sie wurden bald unzertrennlich. Aber sie blieben unbefangen. So konnten sie sich trennen.

Doch einer unwiederstehlichen Sehnsucht ihrer Herzen konnten sie dann nicht mehr gebieten. Nach wenigen Wochen war der Fähndrich wieder auf Neurode. Das Mädchen jauchzte ihm entgegen. Sie mußten sich wieder und wieder trennen, der Dienst, das Offiziersexamen des jungen Mannes und Anderes forderte es. Die Sehnsucht, sich wiederzusehen, wurde in ihren Herzen nur immer brennender.

Der Krüppel gewahrte nichts von dem Allem.

Der Tante fiel es zuletzt auf. Sie erschrak, sie wurde wüthend, sie wollte abwähren. Und nun entdeckten es auch die Beiden.

Robert von Neurode war nie der Liebling der Baronin gewesen. Er hatte bei aller seiner Unbefangenheit einen freien, unabhängigen, stolzen Charakter, Er konnte der Tante nicht einen blinden Gehorsam zeigen. Ihre Herrschsucht reizte vielmehr seinen Widerstand; ihr Geiz hatte ihn schon gegen sie erbittert. Sie haßte ihn dafür.

Als sie seine Liebe zu dem Mädchen und die Liebe des Mädchens zu ihm bemerkte, jagte sie ihn vom Schlosse. Er sollte es nie wieder betreten.

Nachdem sie dann später erfahren, vielleicht auch wohl nur Verdacht hatte, daß der junge Offizier heimlich in der Nähe des Schlosses gewesen

und daß die Beiden sich im Schloßpark gesehen hätten, setzte sie kurz und gut einen nahen Tag der Hochzeit Emma's mit dem Krüppel an.

Die unglückliche Braut wollte in Thränen zerfließen, härmte und grämte sich ab — aber sie kannte keinen Willen, als den ihrer Tante, sie hielt sich an ihr Versprechen, an ihre Pflicht gebunden. Sie mußte dem schwachsinnigen Krüppel ihre Hand reichen. Sie wurde dessen Gattin.

Robert von Neurode hatte an demselben Tage auf sein Ansuchen einen mehrjährigen Urlaub und die Erlaubniß erhalten nach Algier zu gehen, um dort in der französischen Armee an den Kriegen gegen die Mauren und Kabylen Theil zu nehmen. Er war sofort abgereist.

Seit dem Tage war aber auch von Schloß Neurode der Rest des Glückes entwichen, das in reichem Maße wohl seit langer Zeit nicht dagewesen war. Hatte die alte Baronin von Neurode in keiner glücklichen Ehe gelebt, ihre junge Nichte lebte in einer unglücklichen, traurigen.

Und die alte Baronin selbst trug nicht wenig dazu bei. Sie hatte nie einen Menschen geliebt, aber manchen gehaßt. Am meisten hatte sie in neuester Zeit ihren Neffen Robert gehaßt, weil er einen selbstständigen Charakter hatte, ihr widersprach, zuletzt sogar ihre Pläne durchkreuzte. Als der junge Mann fort war, übertrug sie diesen ganzen Haß auf ihre Nichte, die er geliebt, die ihn wieder geliebt hatte, die er noch, die ihn noch liebte. Sie regte selbst die Eifersucht des Krüppels und dann die Tücke des Schwachsinnigen gegen die eigene Frau auf. Die arme, junge Frau hatte die Tage der Hölle auf Erden. Sie hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren, zwei hübsche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Sie durfte die Kinder kaum herzen.

Der Krüppel starb nach drei Jahren. Sein gebrechlicher Körper war immer auch ein schwächlicher gewesen. Die junge Wittwe kam aus dem Regen unter die Traufe. Durch ihr liebloses, hartherziges Benehmen gegen den kränklichen Gatten habe sie seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt. Sie sei seine Mörderin. Das waren die neuen Vorwürfe des Hasses der Tante. Ihre Kinder wurden ihr mehr vorenthalten, als vorher. Sie habe den Vater getödtet um des Buhlen in Algier willen, da seien die armen Kinder keine Stunde vor ihr sicher.

Die arme junge Frau! Sie litt in Geduld um ihrer Pflicht, ihrer Ehre, ihrer Kinder willen. Wie oft die Verzweiflung den Faden dieser Geduld mochte zerreißen wollen, welche Bitterkeit in ihrem Gemüthe sich mehr und mehr ansetzte und zuletzt sich ganz und gar festsetzte — Gott

allein mochte es wissen, die Arme hatte keinen Menschen, dem sie sich vertrauen konnte.

Es kam ein Anderes hinzu, und da reichte freilich die bloße Geduld nicht aus, sie mußte den entschiedensten Wiederstand entgegensetzen.

Die alte Frau von Neurode hatte einen entfernten Verwandten, der als Kammerrath in der Hauptstadt der Provinz angestellt war. Er hatte die Baronin schon früher zuweilen besucht. Nachdem die junge Frau, seine Cousine, wie er sie nannte, Wittwe geworden war, kam er öfter. Er war ein gewandter Domainen- und Finanzmann. So konnte er der Tante manchen guten Rath geben; sie nahm diesen mehr und mehr in Anspruch, und zuletzt war er ihr unentbehrlich geworden. Da wurde er auch ihr Liebling und ihr Tyrann. Der Kammerrath von Rohner konnte nur von sich abstoßen oder tyrannisiren.

Er hatte seine Augen auf die schöne junge Wittwe geworfen, vielleicht schon zu Lebzeiten ihres Mannes. Die schöne Frau war zugleich eine gute Partie. Fiel auch Neurode auf ihre Kinder, so hatte sie doch nach dem Tode der Tante, die nicht ewig leben konnte, Verwaltung und Nießbrauch von Neurode, wie jetzt die Tante es hatte. Welche Aussicht für einen guten Domainen- und Finanzmann, der zudem nichts als seinen Gehalt hatte!

Er bewarb sich um die arme Frau.

Die Tante unterstützte lebhaft seine Werbung, schon aus Haß gegen die Nichte, die mit diesem Manne unglücklich werden mußte, um so lebhafter und entschiedener, je entschiedener die junge Frau den widerwärtigen Menschen zurückwies.

Der Herr von Rohner war freilich nicht der Mann, darum zurückzuweichen.

So standen die Sachen auf Schloß Neurode zur Zeit des Bauernüberfalls. —

Die Bauern waren am Schlosse angelangt. Sie waren trotz ihrer Aufregung in ziemlicher Ruhe angekommen. So stellten sie sich vor der großen Freitreppe auf.

Thüren und Fensterläden waren fest verschlossen. Kein Mensch war zu sehen. Nur oben in einem Fenster erschien der Rentemeister,

Was sie wollten? rief er zu ihnen hinunter.

Sie wollten ins Schloß, um mit der gnädigen Frau zu sprechen.

In das Schloß werde man nur eine Deputation hineinlassen, drei unbewaffnete Männer, die ihre Bitten vortragen könnten.

Eine Deputation, die gebeten habe, sei schon gestern da gewesen, aber von der gnädigen Frau schnöde zurückgewiesen. Sie wollten jetzt Alle ins Schloß, oder die gnädige Frau sollte zu ihnen herauskommen.

Die Baronin war auch in den letzten Augenblicken von keinem Menschen gesehen. Die Leute waren besorgt, ängstlich geworden. Der Rentemeister hatte sie selbst gesucht, er hatte sie durch alle Theile des Schlosses suchen lassen. Sie war nirgends zu finden. Man hatte laut ihren Namen gerufen, überall, in Gängen, Zimmern, auf den Böden. Nirgends eine Spur, nirgends eine Antwort. Man suchte noch, während die Bauern da waren.

Der Rentemeister mußte diesen zuletzt mittheilen, daß die gnädige Frau nirgends aufzufinden sei, daß man sie schon seit einer Stunde vergeblich suche.

Bis dahin hatten sie sich nur mühsam ruhig verhalten. Um so schneller und heftiger wurden sie tumultuarisch.

Das sei eine einfältige, grobe Lüge. Man wolle sie zum Besten halten. Im Augenblicke solle die Gutsherrin erscheinen.

Der Rentemeister mochte die Wahrheit seiner Worte so hoch und theuer versichern, wie er wollte, man glaubte ihm um so weniger.

Komme die Gutsherrin nicht in zehn Minuten gutwillig zu ihnen heraus, so werde der rothe Hahn sie heraustreiben.

Sie zerstreuten sich sofort, ihren Worten die That folgen zu lassen. Sie schleppten an den vier Enden des Schlosses Holz und Reiser zusammen, so viel sie finden konnten.

Der Rentemeister erbot sich ihnen das Schloß zu öffnen, damit sie selbst darin suchen könnten.

Es war vergebens.

Sie hatten keine Lust lange zu suchen. Die Baronin sollte herauskommen.

Sie kannten den Stolz und Trotz der Gutsherrin. Nur darum wolle sie sich nicht zeigen, meinten sie. Daher waren sie auch überzeugt, daß sie nicht fort, namentlich nicht entflohen war.

Die Baronin kam nicht zum Vorschein.

Sie forderten den Rentemeister auf, mit den anderen Leuten das Schloß zu verlassen. Es sei ihnen nur um die Baronin zu thun. Die müsse aber heraus, und sollte das ganze Schloß niederbrennen.

Alles verließ das Schloß, mit bleichen, ängstlichen Gesichtern. Die Baronin war nicht darunter.

Die Bauern waren mit jedem Augenblick wüthender geworden.

Sie steckten das Schloß an seinen vier Ecken in Brand.

Die Baronin kam nicht hervor.

Es giebt keinen Dämon, der wilder die Leidenschaften des Menschen anfacht und hoch treibt, als der des Feuers.

Das massive Schloß brannte nur langsam. Die Brandstifter drangen in das brennende Gebäude und raubten und plünderten darin, bis es einstürzte.

Von der Baronin wurde keine Spur gefunden.

Einzelne drangen in die verlassenen Nebengebäude des Schlosses, nur um noch mehr zu zerstören. Die wilde, zügellose Wuth war einmal über sie gekommen.

Ein Haufe von sechs Mann war in den Park gedrungen.

Sie gelangten zu einem kleinen Pavillon am Ende einer Allee, ungefähr dreihundert Schritte vom Schlosse entfernt. Die Fenster waren mit Jalousieen verschlossen. Die Thür stand zu.

Hinein! riefen sie. Sie wollten auch hier zerstören.

Einer wollte die Thür einrennen. Es bedurfte dessen nicht. Als er das Schloß anfaßte, öffnete es sich. Die Thür hatte unverschlossen nur im Schlosse gelegen. Sie flog auf. Die Wüthenden wollten hineinstürzen.

Sie stürzten entsetzt zurück.

Mit ihnen war der helle Schein des Feuers in den Pavillon gedrungen.

In dem Schein lag vor ihnen die Leiche der Gutsherrin. Sie lag im Blut, das Gesicht zerschmettert.

Fort war die Wuth, die Wildheit der Aufrührer, der Brandstifter, der Räuber und Plünderer. Da war ein Mord. Sie hatten ihn nicht begangen, aber mußte er nicht dennoch über sie kommen?

Die Angst bleichte ihre Gesichter, schüttelte ihre Glieder. Sie flohen zu den Anderen zurück.

Die Gutsherrin liegt ermordet im Pavillon!

Es war eine Schreckenskunde, die in Allen die Wuth auslöschte, die Alle lähmte.

Sie schlichen entsetzt und still nach Hause, als wenn sie die Mörder wären.

Wer ist der Mörder? fragten sie Einer den Andern. Keiner wußte

es. Keiner konnte es nur errathen. Ein Beweis, daß Keiner von ihnen es war. War es einer von ihnen, so waren alle die Andern frei. Jetzt waren sie es Alle.

Gegen Mitternacht langte eine Eskadron Husaren aus der Hauptstadt der Provinz an. Der Feuerschein, der viele Meilen bis hoch zum Himmel hinauf zu sehen war, hatte ihren Marsch beschleunigt.

Andere Hülfe war nicht gekommen. Die Adeligen in der Nachbarschaft hatten selbst ihre Noth, wie schon die Baronin gesagt hatte. Und in den Städten umher? Auch in der Kreisstadt?

Es war im März des Jahres 1848. Da hatte, wer Muth hätte haben sollen, keinen.

Später, als das Jahr vorüber war, da war er ihnen wieder gekommen; es war der Muth des Hasses, der Rache für die frühere eigene Feigheit.

Die Verständigern der Bauern waren schon vor der Ankunft der Husaren zusammengetreten, um zu berathen, was zu thun sei. Sie erkannten das Unglück, das sie angestiftet, das noch größere Elend, das sie sich selber bereitet hatten. Sie mußten die Folgen auf sich nehmen, nur nicht die des Mordes, an dem jeder Einzelne sich, an dem sich Alle unschuldig fühlten. Sie ergaben sich freiwillig dem Rittmeister der Eskadron als Gefangene. Sie zeigten ihm auf der Stelle den Mord an.

Der Rittmeister war mehr als ein gewöhnlicher Soldat. Er ließ sofort den Pavillon und die Leiche bewachen. Er sandte dann zur Kreisstadt und ließ die Behörde auffordern, ihre Schuldigkeit zu thun.

Unter dem Schutze der Soldaten waren sie da.

Auch eine Gerichtsdeputation fand sich früh am andern Morgen ein, um die Untersuchung der verübten Verbrechen zu führen. Am meisten kam es auf den an der Gutsherrin verübten Mord an. Dessen Thatbestand mußte zu allernächst festgestellt werden.

Im Pavillon fand das Gericht Alles so, wie die Husaren es gefunden hatten. Die Husaren hatten Alles in dem Zustande angetroffen, wie die eindringenden Bauern es zuerst entdeckt hatten.

Der Pavillon lag mitten in einem dichten Bosket. Zu dem Bosket führte vom Schlosse her eine mehrfach sich krümmende Allee, durch das Bosket ein schmaler, gewundener Fußpfad.

Der Pavillon bestand aus einem einzigen runden Gemache zu ebener Erde, mit einem Durchmesser von funfzehn Fuß.

Es führte eine verschließbare Thüre hinein. Die Thür lag nur im

Schloß. Ein Schlüssel steckte nicht darin, konnte auch nicht aufgefunden werden.

Das Gemach hatte drei Fenster, eins zu jeder Seite der Thür, das dritte der Thür gegenüber. Sie waren von innen mit Läden, von außen mit Jalousieen versehen. Die Läden und Jalousieen von den beiden Fenstern neben der Thür waren verschlossen. Der Laden an dem dritten Fenster stand ganz offen, der eine Flügel der Jalousieen war halb aufgezogen, so daß von unten Licht durchfallen konnte.

Das Gemach war möblirt. Es befanden sich darin ein Sopha, sechs Polsterstühle, ein runder Tisch, ein Spieltisch, ein Spiegel, unter diesem ein Tisch mit einer Marmorplatte.

Der runde Tisch stand in der Mitte des runden Zimmers. Spiegel und Marmortisch waren ihm gegenüber an der Mauer zwischen den beiden Fenstern rechts von der Thür und der Thür gegenüber.

Zwischen dem runden Tische und dem Marmortische lag die Leiche der Gutsherrin am Boden ausgestreckt, mit dem Kopfe nach dem Marmortische hin.

Sie war völlig angekleidet, in ihrer gewöhnlichen, täglichen Kleidung.

Ihre Kleider waren blutig, sie lag in Blut.

Das Blut war aus einer einzigen Wunde geflossen. Diese war an der rechten Schläfe. Sie war groß, breit, unregelmäßig; der Schädelknochen war gebrochen.

Mit welchem Gegenstande die Wunde zugefügt sei, war sofort zu erkennen.

Der Marmortisch unter dem Spiegel hatte scharfe Kanten. Die nach der Thür zu war blutig. Sie paßte genau zu der Gestalt und übrigen Beschaffenheit der Wunde. Sie war in die Schläfe eingedrungen gewesen, hatte sie verletzt, den Schädelknochen zerbrochen.

Die Verletzung war eine unbedingt tödliche gewesen.

Auch über die Art und Weise, wie sie entstanden war, konnte kein Zweifel sein. Es lag danach klar eine Tödtung durch die Hand eines Dritten vor, und es konnte weder an einen Unglücksfall, noch an einen Selbstmord gedacht werden.

Die Verstorbene war gewaltsam und zwar unter Anwendung von ungewöhnlicher Gewalt, mit ihrem Gesichte auf die starke und harte Kante der Marmorplatte geworfen oder gestoßen. Dies war sogar zweimal geschehen; der Schädel war doppelt gebrochen, in einer Weise, daß ein doppeltes Stoßen oder Werfen dazu nöthig gewesen war.

Der Tod, wenigstens eine völlige Bewußtlosigkeit, war augenblicklich erfolgt. Dafür sprach auch das Liegen der Leiche gleich an dem Marmortische.

Daß außer der Ermordeten sich Jemand in dem Pavillon befunden habe, davon fand sich nicht die mindeste Spur vor.

Wer war der Mörder? Wann war der Mord verübt? Wie war die Ermordete nur in den Pavillon gekommen?

Wer in der Welt konnte die Fragen beantworten, oder wollte es, wenn er es konnte.

Der Pavillon diente nur im Sommer zum Aufenthalte, während der heißen Nachmittagsstunden. Im Winter kam Niemand hinein, obgleich die wenigen Möbel darin blieben. Seit einem halben Jahre hatte, so viel man wußte, kein Mensch hineingesehen. Der Schlüssel hatte nebst andern Parkschlüsseln in einem offenen Korridor im Schlosse an einem Nagel gehangen. Die anderen waren noch da, er fehlte; seit wann, wußte man nicht, Niemand hatte ihn vermißt.

Der Verdacht des Mordes war trotz alledem zunächst auf die sengenden und plündernden Bauern gefallen. Er mußte eben so schnell gegen sie schwinden. Sie hätten Einen angeben können, und sie hatten außer diesem Einen Alle das dringendste Interesse, es zu thun. Wäre der Mord von ihnen ausgegangen, so hätte auch irgend ein Raub an der Lebenden oder an der Todten müssen stattgefunden haben. Allein man fand an ihren Fingern ihre Ringe, an ihrer Brust ihre Brosche, in ihrer Tasche ihre Börse, und neben der Börse für fast Hunderttausend Dokumente, Schmucksachen, selbst Goldrollen. Es zeigte sich keine Spur, daß etwas fehlte, oder fortgenommen gewesen und wieder an seinen Platz gebracht sei. Von den Bauern war keiner der Mörder.

Wer war es dann?

Von den Leuten des Schlosses Einer? Aber sie waren in der ganzen Zeit, wo der Mord geschehen sein mußte, immer beisammen gewesen. Auch konnte Keiner bezeichnet werden, der nur im Entferntesten der That fähig zu erachten gewesen wäre.

Wer war sonst noch da?

Den Rentemeister hatte es einmal durchzuckt, wie die Verstorbene aufgefahren war, als er ihr mitgetheilt, die junge Baronin sei aus dem Garten gekommen, und wie sie dabei gesagt, sie habe die Nichte schon am Morgen in der Kastanienallee gesehen. Die Kastanienallee führte zu dem Bosket, in dem der Pavillon lag. Aber er mußte sich sofort selbst stra-

fen für den frevelhaften Schluß, den er freilich nur in dem ersten Aufzucken hatte anknüpfen wollen. Wie konnte jene stille, ergebene, erhabene Dulderin nur in ihren Träumen mit einem solchen Verbrechen in Berührung kommen? Es war ein Verbrechen, das zu denken. Es war zugleich ungereimt: die junge Baronin war eine zarte, schwache Frau, und nur eine angestrengte, ungewöhnliche Manneskraft hatte den Mord vollführen können.

Ein Anderer, ein Fremder mußte der Urheber des Verbrechens sein. Aber auch da war Alles dunkel. Daß die Verstorbene, in der Voraussicht dessen, was sich später wirklich ereignet hatte, schon frühzeitig, während sich die Anderen in die Kellergewölbe zu retten suchten, die Gelegenheit wahrgenommen habe, sich unbemerkt mit ihren Schätzen in den Pavillon zu flüchten, in dem schwerlich Jemand sie suchen werde, das ließ sich allenfalls annehmen. Aber dann hätte sie sich auch dort verschlossen, und wer hätte ohne alle Gewalt zu ihr eindringen können? Und nirgends zeigte sich die Spur einer Gewalt, weder an ihrer Thür noch an den Fenstern, noch sonst wo. Wo wäre dann auch, zumal da die Thür offen gefunden war, der Schlüssel des Pavillons geblieben?

Gericht, Polizei, Rentemeister, Alle suchten und riethen sie vergebens nach dem Thäter.

Ein Zufall versprach Licht, wenigstens eine Spur.

Während die Beamten, und zwar an dem Schauplatze des Verbrechens selbst, mit der Untersuchung beschäftigt waren, trat auf einmal ein Fremder zu ihnen in den Pavillon.

Es war ein großer, etwas hagerer Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein Gesicht war eingefallen, aber wie vertrocknet; die Farbe war grau. Sein Haar war glänzend schwarz. Schwarze, große Augen konnten trotz ihrer Größe unter buschigen, dunklen Augenbrauen sich lauernd verbergen. Er war im Reiseanzug. Er mußte so eben vom Pferde gestiegen und sofort hergeeilt sein. So trat er in den Pavillon, mit den Augen überall umherspähend, als wenn er Alles durchforschen wolle, dennoch leicht, aber zugleich übermüthig, fast frech in seinen Bewegungen. Es lag etwas unbeschreiblich Zuversichtliches, Herrschsüchtiges und Unangenehmes in der ganzen Erscheinung, und der Mann gab sich nicht die geringste Mühe es zu verbergen.

Henker oder Mörder? konnte Einem auf den Lippen schweben, wenn man ihn genauer ansah.

Sein Auge hatte sofort den Chef der Untersuchungskommission entdeckt. Er wandte sich an ihn.

Der Herr Kriminaldirektor aus B.?

Ja, mein Herr.

Kammerrath von Rohner, Neffe der Verstorbenen. Ich höre, Sie haben den Mörder noch nicht ermittelt?

Könnten Sie mir vielleicht Thatsachen zu seiner Ermittelung an die Hand geben? fragte der Beamte, verletzt durch das anmaßende Benehmen des Fragenden.

Der Herr von Rohner antwortete nicht.

Seine großen Augen späheten, von den dichten Augenbrauen halb verdeckt, schärfer in dem Gemache umher. Sie trafen auch die Leiche der Ermordeten, die, wenn auch nicht eigentlich seine Tante, doch seine Verwandte und in Freundschaft ihm zugethan gewesen war. Irgend ein Gefühl zeigten sie nicht. Sie lauerten und späheten nur.

In welcher Weise wäre nach Ihrer Ansicht die That verübt? fragte er dann den Kriminaldirektor.

Wir wissen es eben nicht.

Ein Raub hat nicht stattgefunden.

Nein.

Hier ist noch Alles in der Lage, in welcher man es zuerst angetroffen hat?

Ja.

So haben die Bauern den Mord nicht verübt.

Woraus schließen Sie das?

Die Bauern konnten nur zu der Verstorbenen eindringen, die schon vor ihnen hier war.

Es ist anzunehmen.

Den Mord muß aber Jemand verübt haben, der schon vor der Ermordeten hier war, zu dem sie herein kam.

Ihre Gründe, mein Herr?

Die rechte Schläfe der Ermordeten ist verletzt; durch diesen Marmortisch, der rechts von der Thür steht. Einem nach ihr Eindringenden stand die Verstorbene mit der linken Seite nach der Marmorplatte hin gegenüber. Habe ich Recht, mein Herr?

Sie hätten darin Recht.

Der Angriff eines Eindringenden hätte ihre linke Seite auf die

Platte werfen müssen. Alles war anders, wenn sie bei ihrem Eintreten in das Gemach angegriffen wurde.

Sie setzen einen Angriff Stirn gegen Stirn voraus, mein Herr.

Meine Tante zeigte Niemandem feig den Rücken, versetzte der Herr von Rohner mit einem unbeschreiblichen Hochmuthe.

Dann ging er weiter suchend in dem Gemache umher.

Sie haben doch Alles genau hier durchsucht? fragte er dabei.

Der Direktor gab ihm keine Antwort. Außer dem Hochmuthe schien ihn auch eine zweite Ueberlegenheit des Mannes zu verletzen, die er sich nicht wegleugnen konnte, und — die sich noch mehr zeigen sollte.

Aber mein Herr, was ist denn das? rief der Suchende auf einmal.

Er stand vor dem Sopha, zwischen welchem und dem Marmortische die Leiche lag. Seine Augen hatten unter dem Möbel umhergespäht. Er bückte sich. Er wollte nach etwas langen, er zog die Hand zurück.

Mein Herr Kriminaldirektor, das ist Ihres Amtes. Wenn ich bitten darf —

Der Kriminaldirektor mußte sich ihm nahen.

Was giebt es?

Haben Sie die Güte, selbst nachzusehen.

Der Beamte blickte unter das Sopha. Unmittelbar hinter dessen Fuße entdeckte er einen kleinen glänzenden Gegenstand. Er zog ihn hervor.

Es war eine silberne Schnürnadel, etwa drittehalb Zoll lang, stark, massiv, an ihrem unteren Ende in Folge langen Gebrauchs mehr spitz als rund.

Dieses untere Ende war die Länge eines ganzen Zolls hinauf blutig.

Nun, mein Herr? fragte der Herr von Rohner.

Der Beamte wollte oder konnte nicht sofort antworten.

Die Nadel kenne ich, fuhr jener fort. Sie gehörte meiner Tante. Sie trug sie immer bei sich. Sie ist ein wichtiges Mittel zur Entdeckung des Mörders. Sie sehen es doch ein? Die Verstorbene hat sich damit gegen ihren Angreifer gewehrt. Es war ihre einzige Waffe, die sie bei sich trug. Sie hat sie nicht ohne Erfolg gebraucht. Einen Zoll hoch ist sie blutig, so tief ist sie in den Körper des Mörders gedrungen. Eine so tiefe Wunde, mit einem so starken, nur rundlich spitzen Instrument beigebracht, kann nicht so leicht vernarben, und nie spurlos. Inquiriren Sie danach weiter, mein Herr, mich rufen meine eigenen Geschäfte zurück.

Damit verließ er den Pavillon.

Er hatte in Allem nicht Unrecht gehabt.

Henker oder Mörder? mußte ihm auch der Richter nachblicken, und er hätte zu allererst an dem eben so widerwärtigen wie unheimlichen Menschen die Untersuchung nach einer Wunde anstellen mögen, die nur durch eine Nadel verursacht war und doch so verhängnißvoll werden konnte, werden mußte.

Er stellte die Untersuchung bei den Andern ein, bei den Bauern, selbst bei den Leuten des Schlosses, obwohl kein Verdacht auf ihnen haftete. Es ergab sich kein Resultat.

Die letzte Spur, die zu dem Mörder hätte hinführen können, war damit für die gerichtliche Untersuchung verschwunden. Der Mörder und die Art und Weise der Verübung des Mordes blieben unermittelt. Die Bauern wurden wegen Aufruhr und Brandstiftung zu langer Zuchthausstrafe verurtheilt. Wegen des Mordes hatte nicht einmal die Anklage gegen sie erhoben werden können.

Er war dennoch nicht vergessen.

Die ersten Strahlen der Maisonne drangen durch das Gebüsch.

Sie weckten einen Mann, der unter den Zweigen im Grase lag, nicht aus seinem Schlafe, aber aus seinen stillen Betrachtungen.

Es war ein kleiner, dicker, runder Herr. Er trug militärische Kleidung; es war ein Offiziersrock und doch keiner. Die höheren Militärärzte tragen solche Uniformen. Die Compagnieärzte dürfen sich mit dem Feldwebel noch nicht messen, und in der preußischen Armee mag es noch manchem Feldwebel und Wachtmeister in der Erinnerung sein, wie er auf Befehl des Herrn Hauptmanns oder Rittmeisters den „Compagniefeldscheer, den verdammten Pflasterkasten," wegen irgend einer Lumperei durch den Unteroffizier mußte „durchfuchteln" lassen.

Der kleine, dicke Herr fuhr auf, als die Strahlen der Sonne ihn trafen. Er fuhr ärgerlich auf.

Will denn noch immer Keiner kommen? Warum mußte ich freilich wieder der Erste sein? Eine schlechte Angewohnheit! Und ich werde nicht einmal mager dabei! Sonderbare Gegensätze in der Natur! Diese jungen Fänte, die den ganzen Tag nichts thun und bis in den späten Mittag hineinschlafen, bleiben mager wie die Wasserratten.

Er hatte laut gesprochen.

Dafür leben sie auch bis in die tiefe Nacht hinein, lachte eine Stimme hinter ihm, jenseits des Gebüsches.

Ah, Gott sei Dank, endlich Einer! rief der kleine Herr.

Ein junger Offizier trat hinter dem Gebüsche hervor.

Guten Morgen, Doktor. Sie sind wohl schon lange hier?

Guten Morgen, Herr von Konau. Ich bin immer pünktlich. Ich hörte, wie Sie es sich selbst erzählten.

Aber Ihr jungen Herrn Offiziere –

Ich hörte auch das schon.

Aber nicht Alles. Auf Ihre eigene Aufforderung bin ich so früh hier. Vor Sonnenaufgang, wenn es noch dunkel und kein Mensch auf den Straßen ist, solle schon Jeder die Stadt verlassen haben und einzeln, auf verschiedenen Wegen, hierher kommen. Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier –

Und, wie Sie sehen, nicht mehr allein.

Aber wie Viele fehlen noch?

Drei. Sie werden auch schon kommen. Sie wissen, Doktor, in solchen Sachen läßt Keiner gern auf sich warten.

Wie zu jeder Thorheit nicht. Indeß, Baron, – da wir noch allein sind, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, warum wir denn eigentlich hier sind. Es war spät, als Sie mich gestern Abend bestellten, und Sie waren eilig. Hier sollte ich das Nähere erfahren.

Ich sagte das, Doktor. Aber ich weiß selbst nicht viel mehr, als was ich Ihnen schon sagte. Langenfeld und Neurode wollen sich schießen.

Wollen, Baron? Narren wollen viel.

Sie müssen denn.

Müssen! Das klingt anders. Und warum müssen sie? Darauf kommt es an.

Das weiß eigentlich kein Mensch.

Oho, Herr von Konau, ich habe Sie für einen vernünftigen Menschen gehalten.

Ich hoffe, Sie halten mich noch dafür.

Und Sie wollen dem Herrn von Langenfeld secundiren?

Ja.

Ohne daß Sie wissen, und er selbst nur weiß, warum er sich schlägt?

Ich muß Ihnen doch wohl die ganze Geschichte erzählen.

Ich denke das auch.

Beim Regierungsrath von Zeller ist wöchentlich einmal Gesellschaft. Auch Langenfeld und Neurode kommen hin.

Der Herr von Langenfeld macht dem Fräulein den Hof? Die jungen Leute sollen einig unter sich sein —

So sagt man.

Und das Fräulein ist die Freundin der Baronin Neurode?

Die beiden Damen sind Freundinnen.

Ach, Baron, was fällt mir da bei? Sollte nicht in diesen Tagen die Verlobung des Herrn von Neurode mit der schönen Wittwe, seiner Cousine, gefeiert oder veröffentlicht werden?

Ich meine, sogar heute.

Teufel! Und da kann er noch vorher eine Leiche sein.

Oder den Verlobten der Freundin seiner Braut in eine andere Welt schicken.

Eine verzweifelte Alternative!

Die Ehre, lieber Doktor!

Hole der Teufel diese — Aber erzählen Sie mir erst von ihr.

Vor drei Tagen war wieder Gesellschaft bei Zeller's. Neurode und Langenfeld waren da, wie gewöhnlich. Sie hatten wenig, fast gar nicht mit einander gesprochen, wie ebenfalls gewöhnlich.

Nicht wahr, Baron, sie theilen die Freundschaft ihrer Verlobten nicht?

Es scheint. Neurode ist übrigens mit keinem seiner Kameraden befreundet.

Und er ist doch ein so tüchtiger Mensch und braver Kamerad.

Aber auch —

Aber auch? Herr von Konau, ich lasse nichts auf den Baron Neurode kommen.

Ereifern Sie sich nur nicht, Doktor. Ich will auch nichts auf ihn werfen. Aber es drückt ihn etwas, das —

Ja, es drückt ihn etwas, und Gott mag wissen, was es ist. Aber fahren Sie fort.

Beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nun erfährt Neurode, daß Langenfeld sich den Abend nachtheilig über ihn geäußert habe.

Und was soll er geäußert haben?

Es sei die Rede darauf gekommen, warum Neurode aus Algier zurückgekehrt sei. Wir wissen, Doktor, er soll dort einen französischen Offizier im Duell erschossen haben.

Er hat es, Herr von Konau. Neurode versichert es, und schon darum ist es wahr.

Schon wieder hitzig, Doktor? Ich glaube es ja auch. Indeß Langenfeld solle sich bei Zeller's in einer Weise darüber geäußert haben, als zweifle er daran. So wenigstens wurde es Neurode hinterbracht.

Und welcher Teufel hinterbrachte ihm das?

Das ist eben nicht zu erfahren. Neurode verweigerte jede Erklärung darüber. Es müsse genügen, wenn er sein Ehrenwort darauf gebe, daß die Thatsache ihm hinterbracht sei, und der Herr von Rohner —

Der Kammerrath von Rohner steckt in der Sache, Baron?

Leider.

Aber Wetter, Baron, brauchen wir dann noch nach dem Teufel in der Geschichte zu suchen? Aber weiter.

Der Herr von Rohner kam am anderen Morgen zu Langenfeld, um ihn für Neurode auf Pistolen zu fordern.

Und Langenfeld?

Er erklärte auf sein Ehrenwort, daß er eine Aeußerung, wie die ihm zugemuthete, nicht gemacht habe. Er bat, das dem Baron Neurode zu sagen. Rohner übernahm es, kam aber schon nach einer Viertelstunde mit der Nachricht zurück, Neurode sehe jene Erklärung einfach als eine Feigheit an, und könne daher seinerseits sich dabei beruhigen. Da mußte Langenfeld freilich die Forderung annehmen.

Er mußte. Aber Sie, Herr von Konau? Sie sind der Secundant Langenfeld's. Was thaten Sie? Den Teufel, der die ganze Sache angeblasen hatte, kannten Sie, mußten Sie kennen. Gingen Sie nicht zum Herrn von Neurode und sagten Sie ihm nicht —?

Ich sagte ihm Alles, Doktor. Oder eigentlich, ich konnte ihm nichts sagen. Er wies mich mit jedem Worte an Rohner; Rohner sei sein Secundant, mit dem solle ich sprechen.

Und mit Rohner sprachen sie vergeblich?

Völlig vergeblich. Neurode wolle nichts von Versöhnung hören, und Langenfeld müsse wissen, daß er den Vorwurf der Feigheit nicht könne auf sich sitzen lassen.

Und die Beiden sollen sich dennoch wirklich schießen, Herr von Konau?

Wissen Sie ein Mittel, es zu hindern?

Lassen Sie uns überlegen.

Da kommen die Anderen.

Unterwegs denn. —

Zu den Beiden kamen von zwei verschiedenen Seiten drei andere Herren.

Zuerst allein ein junger Offizier, ein hübscher junger Mann mit einem frischen, fröhlichen, muthigen Gesichte. Die Fröhlichkeit war einem ernsteren Zuge gewichen. Der Muth war zu fest in dem Gesichte ausgeprägt, als daß er daraus entschwinden konnte.

Jene Beide begrüßten ihn als den Herrn von Langenfeld. Die zwei Anderen naheten sich gemeinschaftlich.

Der Eine, gleichfalls Offizier, war ein großer, schöner junger Mann mit einem ausdrucksvollen, bleichen, unverkennbar unter einem tiefen Schmerze leidenden Gesichte. Es war der Baron Robert von Neurode.

Sein Begleiter war die lange, hagere, blasse, unheimliche Figur des Kammerraths von Rohner.

Der Teufel, nach dem man nicht zu suchen braucht! hatte der Doktor von ihm gesagt.

Henker oder Mörder? hatte der Kriminaldirecktor ihm nachblicken müssen.

Wir sind Alle beisammen, meine Herren, nahm sogleich der Herr von Rohner das Wort. Brechen wir auf.

Er hatte die Anderen leicht begrüßt.

Er nahm den Arm des Herrn von Neurode und ging mit diesem voran.

Die drei Anderen folgten.

Die beiden Gegner hatten keinen Blick mit einander gewechselt.

Die fünf Herren hatten sich in einem Erlenhölzchen, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, getroffen. Das Hölzchen grenzte an den größeren Stadtwald. In diesen begaben sie sich hinein.

Der Kammerrath von Rohner machte den Führer. Neben ihm ging der Baron Neurode. Die drei Anderen folgten in einiger Entfernung. Sie gingen zusammen.

Wir wollten überlegen, sagte der Doktor. Herr von Langenfeld, geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie jene Worte, die Sie über Neurode gesprochen haben sollen, in der That nicht gesprochen haben?

Halten Sie mich solcher Verläumdung fähig, sagte der junge Offizier. Zum Teufel, nein.

Warum wollen Sie dann mein Ehrenwort?

Damit sich zwei brave Menschen einander um eines Lumpen willen nicht todt schießen sollen.

Ich sehe nicht ein, was mein Ehrenwort damit zu thun hat.

Geben Sie es mir nur. Sie können es.

Ja, ich kann es, und — hier haben Sie es.

Würden Sie es auch dem Baron Neurode geben?

Jetzt nicht mehr.

Gut, wenn es nicht anders sein kann. Aber mir können Sie es nicht wehren.

Ich würde das doch. Meine Ehre —

Ist hier zu einem Spielball in der Hand jenes langen, dürren Schuftes geworden, den alle Welt als einen Schurken kennt und der doch alle Welt in nicht begreiflicher Weise beherrscht. Teufel, man muß nur ein rechter Teufel sein, um die Welt zu regieren. Auch Euch hat der Schuft an seinem Gängelbande. Junge Lieutenants! An mir soll er heute seinen Mann finden. Seine schöne Cousine will der Mensch haben, die junge, reiche Wittwe. Schon seit Jahren ist er ihr nachgelaufen, schon lange vorher, ehe der Neurode aus Algier zurückkam. Sie war kaum Wittwe geworden. Sie ließ den widerwärtigen Menschen abfahren, immer, denn er kam immer von Neuem. Der Baron Neurode warb nun um sie. Ich glaube, sie waren schon als Kinder halb und halb mit einander verlobt gewesen. Sie fanden sich wieder. Lange mieden sie sich, dann waren sie beisammen, dann waren sie wieder auseinander. Es war ein sonderbares Verhältniß, in das kein Mensch recht hineinsehen konnte. Sie konnten es vielleicht selbst nicht. Jener Schuft, der Rohner, mochte es ihnen selbst trübe genug gemacht haben. Denn wer konnte zweifeln, daß er, nur er dahinter steckte? Jetzt endlich sollten sie sich verloben, da greift er zu dem letzten Mittel, zum Morde. Und er selbst hat nicht einmal den Muth dazu. Sie sollen der Mörder sein, oder Neurode. Es ist eins. In beiden Fällen hat Neurode die Braut verloren. Und das sollte dem Burschen gelingen? Nimmermehr, so wahr ich noch der Doktor Chalybäus heiße.

Er hieß wirklich so, der brave, dicke Doktor, der sich so in Eifer geredet hatte, daß er nur hustend weiter gehen konnte. Aber er hatte seine beiden Begleiter überzeugt.

Geben Sie mir volle Vollmacht? fragte er den Herrn von Langenfeld.

Volle, denn Sie werden meine Ehre nicht compromittiren.

Bei Gott nicht.

Und ich stehe Ihnen bei, sagte der Herr von Konau. —

Sie hatten die Stelle des Waldes, die zum Kampfplatze bestimmt war, erreicht.

Es war eine der abgelegensten Gegenden der großen, dichten Waldung. Selten kam Jemand hin.

Sie machten Halt.

Hier meine Herren, sagte der Herr von Rohner in seiner gewöhnlichen anmaßenden, befehlenden Weise. Stellen wir zuerst die Mensur fest, Herr von Konau. Sie ist auf zehn Schritte verabredet.

Er hatte Recht in seinem Verlangen.

Sie maßen, neben einander hergehend, die zehn Schritte ab.

Laden wir jetzt die Pistolen. Gleich zwei Paar. Ich habe die meinigen mitgebracht. Ich gebe mein Ehrenwort, daß der Herr von Neurode noch nie damit geschossen hat. Acceptiren Sie die?

Ja. Sie nehmen auch die meinigen an?

Kein Bedenken.

Sie luden die zwei Paar Pistolen. Die beiden Duellanten hatten unterdeß, getrennt von einander, auf der Seite gestanden.

Sie standen Jeder nahe genug vor seinem Tode. Es hatte sie erregter gestimmt. Der Herr von Langenfeld, der jüngere, frischere, noch leichtsinnigere, suchte es zu verbergen, oder auch in seinem eigenen Inneren sich darüber wegzusetzen. Der Herr von Neurode blickte in tiefem, fast schmerzlichem Sinnen vor sich hin.

Ihm nahete sich der kleine Doktor, — zuversichtlich, denn der in sich gekehrte schmerzliche Blick schien ihm von guter Vorbedeutung zu sein.

Herr Baron, Sie kennen mich als einen Ehrenmann, obwohl ich nur ein Doktor bin.

Er schien sich doch etwas verrechnet zu haben. Der Offizier sah ihn finster fragend an.

Nun?

Ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern, daß hier ein Mißverständniß vorliegt.

So?

Oder vielmehr eine nichtswürdige, schändliche Intrigue.

Hätten Sie Beweise, mein Herr?

Der Herr von Rohner ist Ihr Hinterbringer.

Der Offizier verfärbte sich leicht. Aber er hatte sich eben so schnell gefaßt.

Sie sind, so viel ich weiß, als Arzt hier? Herr Doktor Chalybäus?

Ja. Aber auch als Ehrenmann, der es mit zwei Ehrenmännern zu thun hat. Mit zweien, Herr Baron. Ich wiederhole meine Frage.

Sie bemühen sich vergebens.

Zum —! Aber wir wollen sehen. Herr Baron, der Herr von Lan-

genfeld hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er die Ihnen hinterbrachten Aeußerungen niemals gethan hat. Ich glaube dem Herrn von Langenfeld. Das ganze Offiziercorps wird ihm glauben, Mann für Mann, wenn Sie sie fragen. Und wer ist nun Ihr Hinterbringer? Der Herr von Rohner ist es, ich wiederhole es Ihnen. Und hat er Ihnen Beweise gebracht? Nur einen einzigen Zeugen? Er hat es nicht. Er hat keinen. Aber er hat ein Motiv. Er liebt Ihre Cousine, Herr von Neurode, Ihre Verlobte; freilich wie der Herr von Rohner lieben kann.

Der bleiche Offizier war zusammengefahren.

Mein Herr! rief er dennoch.

Aber die beiden Secundanten waren gerade mit dem Laden der Pistolen fertig. Der Herr von Rohner trat mit der für seinen Duellanten bestimmten Waffe zu diesem.

Hier, Neurode. Auf die Mensur, meine Herren.

Er rief es befehlend genug. Sein übermüthigster Blick traf den kleinen Doktor. Aber der kleine Doktor ließ sich nicht einschüchtern.

Herr von Neurode, Sie hatten mir noch etwas zu sagen.

Der Offizier wollte antworten. Aber der Herr von Rohner trat zwischen Beide.

Hier ist jetzt keine Zeit zum Schwatzen, sondern zum Handeln, meine Herren. Sie, Herr Doktor, legen Sie Ihr Verbandzeug zurecht und kümmern Sie sich nicht um Sachen, die Sie nichts angehen.

Der kleine Doktor wurde zwar feuerroth und wollte aufspringen wie ein Zinshahn; aber der Baron Neurode gehörte zu denen, über die der Herr von Rohner jene unbeschreibliche Gewalt ausüben konnte. Er nahm seine Waffe und trat auf seine Mensur.

Der Doktor mußte sich zurückziehen. Er konnte es nur mit den Zähnen knirschend. Aber gleich darauf schien er sich doch beruhigen zu dürfen. Er hatte sich nach dem Herrn von Neurode umgesehen und glaubte in dem Gesichte des Offiziers einen plötzlichen festen Entschluß zu lesen, den er sich zum Guten auslegen müsse. Auch der Herr von Langenfeld war auf seine Mensur getreten, ruhig, fast sicher.

So standen sich die beiden Duellanten gegenüber. Jeder den Tod von der Hand des Anderen erwartend. Auch Jeder mit dem Willen, dem Anderen den Tod zu geben? Es ist damit ein eigen Ding im Duell.

Gute Schützen waren sie beide. Sie waren bekannt dafür.

Nach der Verabredung sollte auf Kommando geschossen werden. Auf das Kommando Los! konnten sie also Beide sofort schießen.

Der Herr von Rohner, als Secundant des Beleidigten, hatte das Kommando.

Los! kommandirte er.

Der Herr von Langenfeld schoß. Er hatte gezielt, scharf, wie es schien. Er fehlte. Die Kugel flog, hart an seinem Gegner vorbei, in eine hinter diesem stehende Eiche. Hatte der sichere, geübte Schütze absichtlich vorbeigeschossen? Hatte auch er jenen plötzlichen Entschluß in dem Gesichte des Gegners gelesen?

Der Baron Neurode zielte und schoß drei Hand hoch über den Kopf des Herrn von Langenfeld hinweg.

Er hatte absichtlich fehlgeschossen.

Jeder der Duellanten sah darauf seinen Secundanten fragend an.

Der Doktor sah fragend auf die beiden Secundanten. Keiner sprach ein Wort.

Der Herr von Langenfeld und sein Secundant hatten sich verständigt. Der Herr von Konau wollte auf den Baron Neurode zugehen, unzweifelhaft in der Absicht, ihm Genugthuung anzubieten.

Der Herr von Rohner trat ihm entgegen.

Drei Minuten Geduld, mein Herr. Ich habe vorab noch ein paar Worte mit dem Herrn von Neurode zu sprechen. Darf ich Sie bitten, Neurode? sagte er dann zu diesem.

Sie unterwarfen sich wieder Beide seinem Willen.

Der Herr von Konau kehrte zu seinem Duellanten zurück.

Der Herr von Neurode folgte seinem Secundanten hinter die Mensur, zu derselben Eiche, in die kurz vorher die Kugel seines Gegners hinein gedrungen war.

Man sah dort den Herrn von Rohner ruhig und kalt mit seinem Verwandten reden. Dann auf einmal aber sah man diesen tiefer erblassen; er mußte sich an die Eiche anlehnen. Man glaubte eine Leiche an den Baum angelehnt.

Was der Kammerrath von Rohner, der Henker oder Mörder, dem blassen Offizier gesagt, was Beide mit einander gesprochen hatten? Es ist später festgestellt. Es war Folgendes:

Sie schossen in die Luft, Neurode?

Ja. Auch Langenfeld hatte nicht treffen wollen.

Der Doktor hatte vorher mit ihm gesprochen.

So mag es wohl sein.

Der Doktor sprach darauf mit Ihnen?

Sie haben es bemerken müssen.

Darf ich wissen, was er Ihnen sagte?

Daß Langenfeld ein Ehrenmann sei.

Mit dem Sie sich also versöhnen wollen?

Meine Ehre gebietet es.

Freilich, nachdem ihr durch die Farce des Schießens in die Luft Genugthuung geworden ist. Die jungen Herren Offiziere haben jetzt sonderbare Begriffe von Ehre.

Rohner!

Sie wollen es sich also wirklich gefallen lassen, daß der Herr von Langenfeld Sie so en bagatelle behandeln dürfte? Er schoß zuerst fehl.

Um von mir die Kugel erwarten zu müssen.

Pah! Um morgen, oder heute Abend schon dem Fräulein von Zeller erzählen zu können: wie war dieser Neurode froh, daß ich ihm das Leben schenkte! Man konnte nicht drei zählen, da hatte er schon in die Luft geschossen.

Vetter Rohner, Sie — Aber warum soll ich mich über Ihre Worte ereifern? Lassen Sie mich Ihnen einfach erklären, daß Ihre Bemerkung für mich keinen Stachel hat.

Ah, ich bedauere das, Vetter. So muß ich in einer anderen Weise mit Ihnen reden.

Und in welcher?

Sie sind seit einem Jahre wieder hier in Ihr Regiment eingetreten.

So ist es.

Einige Monate vorher war Emma, unsere gemeinschaftliche Cousine, hierher gezogen.

Auch das ist so.

Ein Vierteljahr später ließ ich mich hierher versetzen.

Was soll das Alles?

Wissen Sie, warum ich mich hierher versetzen ließ, Ihnen hierher folgte?

Ich kann Ihre Absichten und Pläne nicht kennen.

Einfach, um in Ihrer Nähe zu sein. Und wissen Sie, warum das?

Nein.

Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Sie im vergangenen Sommer einige Male zum gemeinschaftlichen Baden aufforderte?

Ich begreife in der That nicht —

Daß ich es immer vergeblich that.

Herr von Rohner!

Daß ich darauf mit Ihnen zu rappiren suchte. Daß Sie auch darauf nicht eingehen wollten. Und soll ich Ihnen nun auch sagen, warum ich alle diese Versuche machte?

Der Baron Neurode antwortete nicht. Er war unruhig geworden.

Der Herr von Rohner fuhr fort:

Ich suchte einen Nadelstich an Ihrem Körper, lieber Vetter. Einen einzigen, kleinen, unbedeutenden Nadelstich.

Der Baron Neurode war leichenblaß geworden. Er mußte sich an den Baum lehnen, an dem sie standen. Sprechen konnte er kein Wort.

Zu dem Offizier, der einer Leiche ähnlich da stand, fuhr der Herr von Rohner fort, ruhig, kalt, höhnisch, während seine großen dunklen Augen unter den dichten Augenbrauen hervor vernichtende Blitze schleuderten.

Er war in diesem Augenblicke Henker und Mörder zugleich.

Ich brauche nach dem kleinen Nadelstich nicht mehr zu suchen, Herr Baron Neurode. Ihre ganze Jammergestalt ist ein einziger, großer, verrathender Nadelstich, der Sie dem Henker überliefert. Aber Sie sind mein Verwandter, und ich will Ihre Ehre schonen. Es giebt dafür zwei Mittel, die Sie in der Hand haben. Ich habe Sie Ihnen in die Hand gegeben. Ja, lieber Vetter, der kleine, freche Doktor hat Ihnen vorhin die Wahrheit gesagt. Der Herr von Langenfeld hat kein Wort von dem geäußert, was ich Ihnen hinterbracht hatte. Aber Sie wollten mir gutwillig Ihre Brust, Ihren Arm, oder wo jener Stich sonst sitzt, nicht zeigen, da mußte ich Sie denn hierher auf die Mensur bringen. Denn meinen Willen und meine Ueberzeugung mußte ich haben. Ich mußte den Stich sehen. Langenfeld ist der sicherste Schütze, den ich kenne. Ich habe ihn jetzt gesehen. Ich sehe ihn. Es kommt nun nur noch auf Ihre Ehre an, und Sie haben dafür die Wahl. Entweder Sie schießen den Herrn von Langenfeld nieder. Dann können Sie mit Ehren flüchten, um nimmer wieder zu kommen. Oder Sie lassen sich von ihm todt schießen. Es wäre das Beste. Es wäre dann für Sie mit einem Male Alles vorbei. Daß Eins oder das Andere sein muß, davon werden Sie sich überzeugen. Treffen Sie Ihre Wahl für sich. Ich habe jetzt noch drei Worte mit dem Herrn von Langenfeld zu sprechen. Sammeln Sie sich unterdeß, um dann auf die Mensur zurückkehren zu können.

Er ging zu dem Herrn von Langenfeld.

Mein Herr, Sie wollten vorhin Ihren Secundanten zum Baron Neurode schicken. Darf ich fragen, mit welchem Auftrage?

Um dem Baron Genugthuung anzubieten.

Ich bedauere, daß Sie sich die Mühe gegeben haben. Der Baron ist fest entschlossen, Sie niederzuschießen, und wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rath ertheilen dürfte —

Ich bedarf dessen nicht, Herr von Rohner.

Oho, mein Herr von Langenfeld, den Rath, eine Ehrensache nicht zu einem Kinderspiele herabzuwürdigen, zu einer Farce, hinter der die Welt nur zu gern die Feigheit entdeckt, den Rath hat noch Jeder sich gefallen lassen müssen, und jeder Ehrenmann hat ihn gern angenommen. Ich hätte nie geglaubt, daß Offiziere des Königs sich so schlagen konnten, wie ich es hier sehen mußte. Ich überlasse Ihnen, was Sie ferner thun wollen. Der Herr von Neurode ist entschlossen, Sie nieder zu schießen.

Damit kehrte er dem Herrn von Langenfeld den Rücken zu und ging zu dem Baron Neurode zurück.

Auf die Mensur, Neurode.

Der Herr von Langenfeld war dunkelroth geworden.

Sein Secundant kam zu ihm.

Was ist das, Langenfeld?

Ich muß meinen Gegner niederschießen.

Der Doktor war dem Secundanten gefolgt.

Nichts da. Ihr müßt Euch vertragen. Der Teufel hat wieder gehetzt. Ich gehe auf der Stelle zu dem Baron —

Auf keinen Fall, Doktor. Ich verbitte es mir. Mein Entschluß steht fest. Ich kann, ich will nicht anders.

Aber zum Teufel —

Konau, auf Deinen Platz!

Der Herr von Langenfeld rief, befahl es. Der junge Offizier war an seiner Ehre angegriffen, der lebhafte junge Mann war empfindlich. Er stand schon auf seiner Mensur.

Auch der Baron Neurode war auf die seinige zurückgekehrt.

Der Herr von Konau mußte gleichfalls seinen Platz wieder einnehmen.

Der Doktor mußte zurücktreten.

Die Secundanten reichten den Duellanten frische Waffen.

Die beiden Kämpfenden standen zum zweiten Male einander gegenüber. Jeder wiederum mit einem festen Entschlusse, aber mit einem anderen, als das erste Mal.

Der Lieutenant von Langenfeld hatte nur den einen Gedanken, nur den einen Willen, sich zu schlagen, wie es einem Offiziere seines Königs

zukam, seinen in Zweifel gezogenen Muth wieder klar, seine schon angegriffene Ehre wieder herzustellen. Es konnte nur durch Blut geschehen. Sein noch immer vor Zorn geröthetes Gesicht verlangte nach Blut.

Der Baron Neurode — konnte ihm an dem Leben noch etwas gelegen sein? Und dennoch! Stand er nicht an dem Ziele der Wünsche seines Lebens, der Träume seiner Jugend? Emma von Neurode hatte sein Herz erfüllt, seit er wußte, daß er ein Herz hatte. Sie war ihm entrissen. Er hatte sich in den wildesten Krieg, in den Kampf mit barbarischen Horden gestürzt, nicht um sie zu vergessen, nein, um den Tod zu finden, weil er sie nicht vergessen konnte. Er hatte den Tod nicht gefunden, aber sie war wieder für ihn da. Wie ihre Herzen nie getrennt waren, so durften sie nun auch einander ganz angehören. Heute noch sollte ihr Bündniß feierlich befestigt werden. Und heute sollte, konnte auf einmal das Leben ihm nichts mehr sein? Also auch die Geliebte seines Lebens nichts mehr, für die er, die für ihn so viel gelitten hatte?

War denn ein Mörder, dem er ohne Widerstreben den Hals hinstrecken mußte, war denn der Henker an ihn herangetreten?

Er stand auf der Mensur, auf dem Striche des Todes, noch immer blaß, wie eine Leiche, aber mit welchem unbeugsamen Entschlusse, das zeigte seine feste, ruhige Haltung, der ernste, finstere, aber klare und entschiedene Blick seiner Augen.

Auf die Mensur! commandirte sein Secundant, der Herr von Rohner.

Sie standen schon auf der Mensur. Sie stellten sich gerader, sie faßten ihre Waffen fester.

Los!

Sie erhoben Jeder seine Waffe.

Sie zielten, sie hielten Jeder die Mündung der Waffe sicher auf die Brust des Gegners gerichtet. Das Auge fehlte nicht. Der Arm rührte sich nicht. Nur ein leiser, unbedeutender, nicht bemerkbarer Druck des Zeigefingers, auf der einen Seite, auf der anderen; auf beiden Seiten zugleich, auch das hatte der Zufall schon oft so gewollt.

Der Lieutenant von Langenfeld drückte den Zeigefinger. Der Schuß war entladen. Die Kugel hatte ihr Ziel getroffen.

Der Baron Neurode stürzte nieder.

Man rannte zu ihm.

Er war nach vorn herüber gefallen.

Er wurde aufgehoben.

Das Blut quoll, strömte ihm mitten aus der Brust. Die Kugel mußte unmittelbar das Herz berührt haben.

Er hat noch drei Minuten Zeit, sagte der Arzt zu den Andern.

Der Verwundete hatte es auch gehört. Er schlug die Augen auf.

Nicht mehr so viel, sagte er. Wo ist Langenfeld?

Auch der Gegner war zu ihm geeilt.

Er glich jetzt einer Leiche. Was ist alle äußere Ehre vor dem Bewußtsein, sie mit dem Tode eines Menschen, mit einem Morde erkauft zu haben, den nur das menschliche Gesetz nicht als Mord bestraft?

Der junge Mann stürzte sich in wilder Verzweiflung zu dem Verwundeten nieder.

Ich bin Ihr Mörder, Baron. O, sterben Sie nicht mit einem Fluche über mich auf den Lippen

Aber der Sterbende nahm seine Hand. Er konnte es noch. Seine Stimme hatte auch noch die Kraft, wenige Worte zu sprechen.

Ich verzeihe Ihnen, Langenfeld. Sie sind nicht mein Mörder. Sie waren nur das Werkzeug meines Mörders. Dort steht er —

Er wollte die Hand nach dem Herrn von Rohner ausstrecken. Die Kräfte versagten ihm. Die Hand sank zurück. Er versuchte dann noch zu sprechen. Aber über die geöffneten Lippen drang ein dunkler Strom von Blut hervor und verschlang das Wort, das er aussprechen wollte.

Emma — glaubte man zu verstehen. Mit dem Worte verschied er. —

Man sah von dem Ermordeten auf den Mörder.

Der Kammerrath von Rohner stand fest und aufrecht da. Die Arme hatte er über die Brust gekreuzt, seine dunklen Augen waren mit einer eisigen Kälte und Ruhe auf den Todten geheftet.

Mörder? sagte er mit dieser Ruhe. Pah, warum nicht Henker?

Und er glich in der That dem Henker, der, nachdem er sein schreckliches Amt verrichtet hat, den Zuschauern das von dem Rumpfe getrennte blutige Haupt vorzeigt.

Sie mußten die Blicke von ihm abwenden, wieder zu dem Todten hin.

Was nun? fragte der Arzt. Hatten die Herren für diesen traurigen Fall Verabredungen getroffen?

Ich stelle mich dem Gerichte, sagte Lieutenant Langenfeld.

Der Herr von Rohner aber trat vor.

Sie werden sich nicht stellen, mein Herr. Sie haben Verpflichtungen gegen uns Alle hier. Es sind Verpflichtungen der Ehre. Und so waren

wir sie vorher eingegangen. Feierlich hatten wir Vier uns gegenseitig unser Ehrenwort verpfändet, das tiefste Stillschweigen über das Duell zu bewahren. Wer falle, habe sich selbst das Leben genommen. Der Herr Doktor ist durch sein Ehrenwort nicht gebunden. Er wird das unserige ehren.

Keiner konnte dem entsetzlichen Menschen widersprechen, auch jetzt nicht. Sie hinderten ihn auch weiter nicht.

Er nahm eins der abgeschossenen Pistolen, das er selbst mitgebracht hatte, und legte es zu der Leiche. Er that Alles mit der größten Ruhe.

Adieu, meine Herren, sagte er dann leicht. Er verschwand unter den Bäumen.

Auch die Anderen mußten sich entfernen und den armen Gemordeten als Selbstmörder zurücklassen.

Doch sie mußten noch einmal zu dem Todten zurückkehren.

Sie waren schweigend bis zu dem Erlenhölzchen gegangen, in dem sie vor einer Stunde zusammen getroffen waren. Sie wollten sich dort trennen, um einzeln, wie sie ausgegangen waren, die Stadt wieder zu gewinnen.

Ich muß zu dem Todten zurück, sagte der Doktor. Der entsetzliche Mensch hatte noch etwas mit ihm vor. Ich sah es ihm an. Ich muß wissen, was es war.

Ich begleite Sie, Doktor sagte der Herr von Konau.

Wenn sie leise und schweigend gehen können.

Sie gingen leise und schweigend den Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie erreichten wieder den Kampfplatz. Es war eine kleine, dicht von Gebüsch umgebene Lichtung. Sie machten hinter dem Gebüsch Halt.

Ihnen gegenüber, an der andern Seite der Lichtung lag, nahe an einem Dornenstrauche, die Leiche des Erschossenen. Sie war nicht allein.

Ha, sehen Sie, sagte der Doktor

Was sie sahen, erfüllte sie Beide mit Entsetzen.

Neben der Leiche kniete der Kammerrath von Rohner. Er war eifrig mit ihr beschäftigt. Er mußte sich dabei anstrengen.

Aufregung und Anstrengung hatten sein graues, fahles Gesicht mit gelblich rothen Furchen durchzogen.

Er hatte die Uniform des Erschossenen aufgeknöpft. Er untersuchte die Brust. Nicht nach der Wunde. Rechts und links von ihr schob er Weste und Hemd zurück. Er fand nicht, was er suchte.

Was mag er suchen? flüsterte der Herr von Konau seinem Begleiter zu.

Der Himmel — die Hölle mag es wissen.

Das Gesicht des Suchenden zeigte Aerger, Zorn. Er schob Weste und Hemd weiter zurück, nach unten, nach oben, nach beiden Seiten. Seine Hände waren blutig geworden. Er achtete nicht darauf.

Er hatte nicht gefunden, was er suchte. Einen Augenblick wollte der Schrecken den Zorn aus dem Gesichte des Mörders vertreiben.

Er suchte weiter. Er zog die Uniform von Schultern und Nacken der Leiche herunter. Er schob auch dort das Hemde zurück, aber er fand auch dort das Gesuchte nicht. Er erschrack wirklich.

Hätte der Teufel sein Spiel gehabt? fluchte er laut. Aber es ist nicht möglich!

Er suchte weiter. Er streifte die Aermel des Uniformrockes auf. Er löste die Knöpfe der Hemdsärmel auf. An dem rechten Arme; er fand nichts. An dem linken.

Ha, endlich! Ich wußte es doch!

Seine Augen leuchteten unter den dichten Augenbrauen wie zwei glühende Kohlen in einer Höhle. Seine Lippen warfen sich triumphirend auf. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er wischte mit den blutigen Händen danach. Das Blut des Ermordeten mischte sich mit dem gelben Grau des fürchterlichen Gesichtes.

Was mag er gefunden haben? fragte der Lieutenant von Konau den Doktor.

Hier thut ein Henker sein Werk. Das Andere mag die Hölle wissen.

Dann mußten sie Beide sich schütteln. Sie konnten den Anblick nicht länger ertragen. Sie verließen den Platz leise und schweigend, wie sie gekommen waren.

Die Baronin Neurode bewohnte ein freundliches Landhaus vor dem Thore der Stadt. Sie hatte es vor etwas länger als einem Jahre bezogen.

Sie hatte damals ihren Wohnsitz von Neurode nach der Stadt verlegt. Es war kurze Zeit nach der Niederbrennung des Schlosses Neurode durch die aufrührerischen Bauern und dem eben so traurigen, wie räthselhaften Tode, den ihre Tante bei jener Gelegenheit gefunden hatte. Die Baronin hatte seitdem die Gegend von Neurode, ja die Provinz, in der es lag, gänzlich verlassen. Sie hatte nicht einmal, um Anordnungen für den Wiederaufbau des Schlosses zu treffen, auf kurze Zeit dahin zurückkehren mögen. Es war eine angesehene Stadt in einer entferntern Provinz des Landes, in der sie mit ihren beiden Kindern sich niederließ. Die

Verwaltung des Gutes Neurode hatte sie dem bewährten Rentemeister überlassen.

Sie lebte sehr still und eingezogen an dem Orte ihres neuen Aufenthaltes. Sie trauerte noch um ihre Tante; um so mehr hatte sie Veranlassung, sich von der Gesellschaft fern zu halten. Die reiche und schöne junge Wittwe hätte man gewiß gern überall gesehen. Sie hatte nur mit einer Familie näheren Umgang.

Bei dem Regierungscollegium in der Stadt war der Herr von Zeller als Rath angestellt. Er war ein Verwandter eines der Vormünder ihrer Kinder. Sie war von diesem an ihn empfohlen. Sie fand freundliche Aufnahme in seinem Hause. Die einzige Tochter, Marie von Zeller, wurde ihre Freundin.

Acht Wochen nach ihrer Uebersiedelung kam auf einmal ihr Verwandter Robert von Neurode aus Algier zurück. Er kam in die Stadt, in der die Wittwe wohnte. Das Regiment, in dem er früher gestanden, hatte dort seine Garnison.

Es hieß, er habe in Algier einen französischen Officier im Duell erschossen; das habe seine Stellung in der französischen Armee unhaltbar gemacht; er habe um seine Entlassung nachgesucht und erhalten. In der Armee seines Vaterlandes war er nur beurlaubt. So trat er nach seiner Rückkehr ohne Weiteres in sein früheres Regiment wieder ein.

Er lebte still und zurückgezogen. Man hätte auch ihn, den schönen jungen Offizier, gewiß überall gern gesehen, am meisten die Damen.

Er war ein vollendet schöner Mann. War sein von der Sonne Afrika's gebräuntes Gesicht zugleich bleich, sprach in seinem ganzen Wesen ein tiefer und stiller, unbekannter Schmerz sich aus, so konnte dadurch nur das Interesse für den Mann gehoben werden, der beinahe sechs Jahre in dem fremden, fernen Süden verlebt, an wilden, verwegenen, fremdartigen Kämpfen Theil genommen, im Duell seinen Gegner getödtet hatte und, wenn er auch nie davon sprach, in die mannigfachsten und seltsamsten Abenteuer verwickelt gewesen sein mußte.

Er besuchte nur das Haus seiner Cousine, der Frau von Neurode, und auch das nur selten.

Da erfuhr man bald mehr von ihm, von seiner frühern Liebe zu seiner Cousine, von ihrer Liebe zu ihm, von der Trennung Beider. Daß er sie noch liebe, sah man. Man erkannte den Grund seines Schmerzes.

Aber warum hielt dieser noch immer an? Daß auch die schöne Wittwe ihn noch liebe — wer die Beiden nur einen Augenblick beisammen

sah, war überzeugt davon. Was stand denn ihrer beiderseitigen Liebe jetzt noch im Wege? Sie waren Beide unabhängig, kein äußerer Umstand konnte ihre Verbindung hindern, kein Urtheil der Welt konnte sie verdammen. Dennoch sahen sie sich nur selten, fast nur heimlich. Dennoch waren und blieben sie Beide traurig und unglücklich.

Die Trauer der Wittwe schien eine tiefere geworden zu sein, seitdem er wieder da war. Sie zog sich noch mehr zurück. Sie sah selbst ihre Freundin Marie von Zeller weniger.

So war ein Vierteljahr vergangen. Man wollte wissen, die beiden Verwandten hätten in der letzten Zeit sich öfter gesehen. Man wollte Folgerungen daraus ziehen. Bald werden wir von einer Verlobung hören.

Da hörte man auf einmal etwas Anderes. Ein Kammerrath von Rohner sei auf seinen Wunsch aus einer entfernten Provinz an die hiesige Regierung versetzt worden. Er sei ein entfernter Verwandter der Baronin Neurode, und es müsse sonst noch etwas Besonderes zwischen ihm und der Wittwe sein, auch zwischen ihm und dem Lieutenant von Neurode. Man schloß das aus Folgendem.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft hatte der Herr von Rohner Besuch bei der Baronin gemacht. Er hatte eine kleine Gesellschaft bei ihr getroffen, ihre Freundin Marie von Zeller, den Lieutenant von Langenfeld, der im Zellerschen Hause befreundet war und dessen Verlobung mit dem Fräulein erwartet wurde, und den Lieutenant von Neurode.

Als der Name des Kammerraths von Rohner durch den meldenden Bedienten genannt wurde, waren sowohl der Baron Neurode als die Wittwe plötzlich leichenblaß geworden. Sie hatten sich noch nicht wieder erholt, als der Herr von Rohner eintrat. Diesem war ihre Verlegenheit, ihre Verwirrung, ihr Erschrecken nicht entgangen. Er hatte sich mit einer übermüthigen, boshaften Genugthuung daran geweidet.

Von dem Tage an sahen die Wittwe und der Baron Neurode sich wieder seltener, noch seltener als je zuvor. Von einer Verbindung zwischen ihnen wurde es wieder still. Dagegen suchte der Herr von Rohner angelegentlich die Gesellschaft Beider, und wenn seine Gegenwart auch wie ein schwerer, entsetzlicher Alp auf ihnen lag, sie konnten ihn nicht meiden, sie duldeten ihn, er beherrschte sie, sie Beide.

Der Mensch muß Ansprüche an die arme Frau haben. Welche, das mag Gott wissen!

So schloß man, und man bedauerte die Wittwe und ihren Vetter. Der Herr von Rohner hatte sich bald zum Gegenstande eines allgemeinen Hasses gemacht. Freilich beherrschte er dennoch Alle, die ihn haßten.

Es geht auch in der politischen Welt so. Man muß nur das Herrschen verstehen.

Der Kammerrath von Rohner zeigte indeß keine Ansprüche, und nach einem halben Jahre sah man auch den Baron Neurode wieder öfter bei der Wittwe, und die Beiden wagten wieder, sich anzusehen, wenn der Herr von Rohner bei ihnen war. Sie hatten es lange nicht gekonnt.

Ein paar Monate später hieß es wieder: Jetzt endlich werden die Frau von Neurode und ihr Vetter sich doch verloben. Das hat lange gedauert!

Und der Kammerrath Rohner? Er hatte die Wittwe seit Kurzem weniger besucht. Zu den Gesprächen über ihre Verlobung schwieg er, aber mit einem Lächeln, das Manchem unheimlich genug vorkommen wollte.

Die Baronin Neurode war damals etwas über ein Jahr in der Stadt. Es war im Monat Mai. Der Tag neigte sich. Die Baronin war in dem Garten, in dem ihr freundliches Landhaus lag. Der späte Nachmittag war wunderschön. Der Abend versprach eben so warm und still und mild zu werden. Die Baronin erwartete Gäste im Garten, nur eine kleine Gesellschaft. Die Anstalten in dem Garten, zwischen den blühenden Fliederbäumen, zwischen frühen Rosen und duftendem Jasmin zeigten es. Sie war noch allein. Nur ihre Kinder waren bei ihr: das jüngste, das Mädchen, spielte zu ihren Füßen im Grase; das ältere, der Knabe, sprang fröhlich umher. Er sprang zu ihr.

Auch der Onkel Robert wird kommen, Mutter?

Sie hatte sinnend, träumend gesessen. Es waren keine glücklichen Träume, in denen ihr Geist sich wiegte. Ihr Blick war trübe, unruhig. Sie war bleicher, als sie vielleicht seit langer Zeit gewesen war.

Sie fuhr bei der Frage des Knaben auf, wie erschrocken. Dann besann sie sich.

Hast Du den Onkel Robert gern, mein Ottomar?

Gewiß, Mutter. Ich liebe ihn. Aber den Onkel Rohner kann ich nicht leiden.

Und warum nicht? Er spielt doch mit Dir, mehr als der Onkel Robert.

Mutter, ich kann auch die Katze nicht leiden, die mit mir spielt.

Die Mutter seufzte schwer auf. Dann hatte sie eine andere Frage an das Kind.

Du hast keinen Vater Ottomar?

Mein Vater ist todt, hast Du mir gesagt.

Ihr armen Kinder habt nie einen Vater gekannt. Möchtest Du einen haben?

Wenn es der Onkel Robert wäre!

Die Wittwe mußte aufstehen. Eine steigende Unruhe litt sie nicht mehr auf ihrem Sitze. Ihre Augen lächelten Glück über die Worte des Kindes. Um ihre Lippen zuckte ein heftiger Schmerz. Worüber dieser?

Soll er mein Vater sein, Mutter? fragte drängend der Knabe.

Sie wollte Ja sagen. Sie konnte es nicht. Tief in ihrem Innern mußte etwas sie zurückhalten. Thränen drangen in ihre Augen.

Sie bekam Gesellschaft. Eine junge, hübsche Dame kam zu ihr in den Garten. Es war ihre Freundin, Marie Zeller.

Wie, Emma, ich finde Dich in Thränen? Und ich hatte ein frohes, ein glückliches Ereigniß hier erwartet!

Die Wittwe trocknete ihre Augen.

Wenn der Mensch vor dem Glücke steht, Marie, stehen die Thränen ihm oft am nächsten.

Also Freudenthränen?

Die Baronin mußte doch unwillkürlich den Kopf schütteln.

Sie sollen darauf folgen, so Gott will, sagte sie aber. Dann war es, als wenn sie sich über ihre eigenen Worte entsetzen müsse. Nein, nein! — Aber sie brach ab. Du kommst allein, Marie?

Meine Eltern werden später eintreffen. Der Vater hatte noch keine Zeit.

Aber Langenfeld?

Die Freundin zeigte eine kleine Unruhe.

Ich hatte auf ihn gewartet. Du warst so freundlich gewesen, ihn mit einzuladen. Er hatte mir versprochen, uns abzuholen.

Und er ist nicht gekommen?

Ich begreife es selbst nicht. Er ist sonst so pünktlich. Er hatte es mir auch nicht abgeschrieben. Er hat überhaupt den ganzen Tag nichts von sich hören lassen.

Das ist seine Gewohnheit nicht?

Nein, antwortete das Fräulein, unruhiger werdend.

Er wird schon kommen, Marie, sagte die Wittwe. Und im Grunde freue ich mich, daß er noch nicht da ist, und das wir uns noch eine Weile allein sprechen können. Ich habe Dir viel zu sagen, und doch ist es nur Eins.

Ich habe es errathen, Emma: das glückliche Ereigniß, auf das wir Alle schon so lange warten?

Ja, meine Marie. Robert und ich wollen heute in Eurem lieben Kreise unsere Verlobung feiern.

Sie legte erröthend ihr Gesicht an das Herz der Freundin, erröthend und glücklich. Ja, in diesem Augenblicke glücklich! In ihren Augen weinte und lächelte das Glück zugleich, und um ihre Lippen zuckte kein Schmerz.

Die Arme!

Die Freundin drückte sie, glücklich mit ihr, an ihre Brust.

Endlich hast Du Dich entschlossen! Endlich hast Du die Rücksichten überwinden können, die so lange Eurem beiderseitigen Glücke im Wege standen!

O, es waren keine bloßen Rücksichten, Aber fort damit! Ja, wir wollen jetzt glücklich werden, endlich. Wie lange lieben wir uns schon! Wie viel haben wir für unsere Liebe gelitten, wir Beide! An dem heutigen Tage wollen wir Alles vergessen, Heute soll all' der Schmerz, all der Jammer sich in Freude verwandeln.

Sie konnte doch die Worte nicht ohne eine gewisse Heftigkeit sprechen Wollte sie trübe Ahnungen ihres Innern dadurch zurückdrängen? Sie mußten sich dennoch erfüllen.

Ein Diener erschien im Garten; der Herr Lieutenant von Langenfeld sei im Hause, im Salon und lasse das gnädige Fräulein von Zeller bitten, er habe dringend ein paar Worte mit ihr zu sprechen.

Und er will nicht hierher kommen? riefen beide Damen.

Der Diener hatte nur seinen Auftrag.

Beide erschraken sie. Beide überfiel sie eine Angst, über deren Gegenstand sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten.

Das Fräulein folgte dem Diener. Sie kam nach kurzer Zeit zurück, halb beruhigt, dem Anscheine nach.

Du kommst ohne Langenfeld, Marie?

Er war nur hergekommen, um sich zu entschuldigen. Der Offizier du jour ist plötzlich erkrankt. Er muß für ihn den Dienst übernehmen.

Du siehst unruhig aus, Marie. Es war etwas Anderes.

Ich versichere Dich, Emma.

Aber warum Deine Unruhe?

Ich weiß es selbst nicht. Freilich —

Freilich?

Langenfeld kam mir etwas sonderbar vor. Er war blaß. Er konnte mich nicht klar ansehen.

Du fragtest ihn?

Gewiß. Er wollte von nichts wissen.

Sagte er nichts von Robert?

Nein.

Robert müßte schon hier sein. Es fällt mir jetzt erst auf. Schon vor einer halben Stunde konnte ich ihn erwarten. Ob ich zu ihm schicke? nach ihm fragen lasse?

Die Arme sollte dessen überhoben werden.

Der Bediente erschien wieder im Garten, diesmal nicht allein. Auf dem Fuße folgte ihm der Kammerrath von Rohner.

Rohner! riefen die beiden Damen, und sie erschraken nicht bloß, sie entsetzten sich.

Was will der hier? Heute?

Du hattest ihn nicht eingeladen?

Wie werde ich den Menschen einladen?

Und wie er aussieht!

Und welche Frechheit! Mit dem Bedienten sich einzudrängen, nicht einmal zu warten, ob er angenommen wird!

Der Herr von Rohner sah eigentlich aus, wie er immer aussah, kalt, lauernd, boshaft, übermüthig. So nahete er sich den Damen, so verbeugte er sich leicht. Dann wandte er sich zu der Frau des Hauses besonders.

Meine gnädige Frau Cousine, darf ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten?

Er sprach die Worte in seiner gewöhnlichen anmaßenden Weise, die keinen Widerspruch duldete. Sein Blick war schon befehlend zu dem Fräulein hinübergeglitten.

Auch die beiden Damen konnten sich der unheimlichen Gewalt des Menschen nicht entziehen, welchen Trotz dagegen sie auch in ihrem Innern zu überwinden haben mochten. Die Baronin sah ungewiß ihre Freundin an. Das Fräulein war schon aufgestanden, sich zu entfernen. Die Baronin begleitete sie einige Schritte. Sie mußte es.

Marie, der Mensch hat mir etwas Entsetzliches zu bringen, ich sehe es ihm an.

Er sieht aus, wie ein Mörder.

Wie ein Henker, Kind!

Auch die arme Frau mußte das Wort aussprechen, und wie sie es aussprach, mußte sie gewaltsam sich aufrecht halten.

Stehe Gott Dir bei, Du arme Frau, sagte die Freundin.

Sie mußten scheiden. Die Freundin ging in das Haus. Die Baronin kehrte zu dem Herrn von Rohner zurück.

Sie ging in die untergehende Sonne hinein. Die Strahlen drangen mit ihrem glänzenden, goldenen Scheine durch die Blätter und Blüthen des Flieders und des Jasmin. Sie beschienen das graue Gesicht des Henkers und das todtblasse seines Opfers. Wie häßlich war jenes! Wie schön in allen seinen Leiden dieses! Und sie war allein mit ihm, das Opfer mit dem Henker oder Mörder, was er sein mochte.

Ihre Kinder hatten sich spielend auf einen entfernteren Rasenplatz zurückgezogen. Was konnten auch die schwachen Kinder ihr helfen?

Setzen wir uns, Cousine, sagte der Herr von Rohner. Ich werde wahrscheinlich Ihre Zeit lange in Anspruch nehmen müssen.

Sie setzte sich schweigend. Eines Wortes war sie in diesem Augenblicke wohl nicht mächtig.

Auch er ließ sich nieder, mit unveränderter Ruhe. So sprach er auch weiter, und die Unglückliche konnte, mußte ihm bald antworten, mit welcher List und Bosheit er auch in ihrem Innern wühlte, alte Wunden ihres Herzens aufriß, neue hinzufügte, sie langsam, Schlag für Schlag zu tödten suchte.

Cousine, um auf Neuestes zu kommen, muß ich Altes zurückholen.

Müssen Sie auf Neues kommen, Herr von Rohner? konnte sie doch nicht unterdrücken.

Ich denke.

Sie haben mir etwas mitzutheilen?

Ja.

So möchte ich bitten, es mir sogleich zu sagen. Jene Umwege —

Sie sind nöthig, Cousine.

Um mich zu martern.

Vielleicht auch dazu, Cousine, erwiderte ihr mit seiner unzerstörlichen Ruhe der freche Mensch.

Dann mein Herr —

Sie wollte aufstehen, doch er hielt sie zurück.

Gnädige Frau, keine Uebereilung! Was Sie hier, mit mir allein,

nicht hören wollen, müßte ich Ihnen morgen in einer eigenthümlichen Gesellschaft sagen.

Sie widerstrebte nicht mehr. Das Unglück begann, über ihr zusammenschlagend, ihre Kraft zu brechen.

Der Herr von Rohner fuhr fort, oder eigentlich er begann: Sie wollen hier heute Ihre Verlobung mit Robert Neurode feiern, Cousine?

Ja, antwortete sie, und sie mußte sich schon zusammennehmen, um das Wort auszusprechen.

Sie lieben ihn schon lange?

Ich liebe ihn.

Auch er Sie?

Sie wissen es.

Sie liebten sich schon vor Ihrer ersten Heirath —

Herr von Rohner —

Mit dem jammervollen Alphons, dem Cretin —

Herr von Rohner, er war mein Gatte, den ich —

Den Sie, wie unsere Tante Ihnen vorwarf, getödtet hätten. Ich behaupte das nicht —

Sie wollen mich hier beleidigen, Herr von Rohner —

Beleidigen, Cousine? Ich wollte Sie rechtfertigen. Ihre Liebe zu Robert war jenem Krüppel gegenüber eine gerechtfertigte. Deshalb konnten Sie auch nicht dafür, daß sie auch während Ihrer Ehe Ihr Herz erfüllte, daß sie nach dem Tode Ihres Gatten neu auflebte, daß Sie nach der Rückkehr Robert's ihm geheime Rendezvous gaben —

Mein Herr!

Wie es schon früher, vor Ihrer Verheirathung geschehen war —

Die Wittwe mußte die Augen niederschlagen.

Im Park, im —

Er stockte absichtlich. Er sah sie mit den großen, schwarzen, häßlichen Augen fragend an.

Sie war bleicher geworden.

Im Pavillon, Cousine, fuhr er fort. In demselben Pavillon —

Sie mußte sich krampfhaft an der Lehne ihres Stuhles halten.

Ist Ihnen etwas, Cousine?

Was wollen Sie von mir, Herr von Rohner?

Ihre Liebe zu Robert rechtfertigen, den heutigen Tag, ja, den ganzen heutigen Tag, auch die Verlobung, die sie heute Abend feiern —

wollen. Darum lassen Sie mich fortfahren. Unsere Tante starb im März. War es nicht so?

So war es.

Robert kam im Juni zurück.

Er kam im Juni hierher.

Aber nicht direct aus Afrika.

Sie mußte wieder die Augen niederschlagen.

Aus Algier war er schon im Anfang März abgereist, ich habe bestimmte Nachrichten. Und schon acht Tage später war er, nicht hier, aber in Neurode. — Warum erbleichen Sie, Cousine? Sie waren ja Wittwe, Herrin über Ihre Hand. Ihre Liebe war kein Unrecht. Darum auch Ihre geheimen Zusammenkünfte mit ihm im Pavillon nicht. Sie hatten sie ja als Braut eines Anderen schon gehabt. Aber was dann weiter passirte, Cousine, das war allerdings — Sie sagten vorhin, ich wolle Sie martern. Ich will es nicht, aber ich muß. Denn Sie werden mir schwerlich das freiwillige Geständniß ablegen wollen, dessen ich nun aber einmal nothwendig bedarf, daß nämlich Sie und Robert unsere Tante ermordet haben.

Er sah sie ruhig an, wie er ruhig gesprochen hatte. — Sie drohete, von ihrem Stuhle zu sinken. Er hielt sie.

Oder wollten Sie mir wirklich das Geständniß ablegen? fragte er.

Sie konnte nicht antworten, sie konnte sich nicht rühren.

So muß ich fortfahren und Ihnen erzählen, was Sie mir nicht offenbaren wollen. Ich kombinire nur, ich war nicht Zeuge. Aber Sie werden finden, daß ich Stück für Stück richtig kombinirt habe. — Auch an dem Tage des Bauernaufstandes hatten Sie eine Zusammenkunft mit Robert im Pavillon verabredet. Er war da, schon des Vormittags. Oder hatte er sich verspätet? Es kommt nichts darauf an. Sie waren wenigstens des Morgens heimlich zum Pavillon gegangen, — heimlich, aber gerade die Tante hatte Sie gesehen. Sie hatte nicht darauf geachtet; als Sie aber des Nachmittags vermißt wurden, fiel es ihr wieder ein und nun fiel es ihr auch auf. Sie ging Ihnen nach, sie überraschte Sie, Sie und Robert, im Pavillon. Sie — sie war eine böse Frau, das ist wahr. Sie glich so etwas einem alten Satan, und sie war ein Satan gegen den, den sie haßte. Sie haßte aber auf der Welt Niemanden mehr, als Sie und Robert. Und Sie Beide traf sie in einem geheimen zärtlichen Tête-à-Tête, in dem Momente, da die Bauern ihr Schloß plündern und in Brand stecken, ihre Schätze ihr rauben wollten. Ihre Ueberraschung

wurde zur Entrüstung, ihre Entrüstung wurde zur Wuth. Sie konnte sich nicht mehr mäßigen. Sie griff, sie schlug nach Ihnen, Robert trat für Sie ein. Es kam zu einem Handgemenge. Der Zorn, die Wuth wurden allgemein. Zwei gegen Einen. Sie und Robert blieben die Sieger. Die Besiegte blieb todt auf dem Platze. — Nicht wahr, Cousine, so sind die Thatsachen? Sie werden vielleicht noch einige Milderungsgründe für sich anführen können, wie die Kriminalisten es nennen. Aber Milderungsgründe heben den Thatbestand nicht auf, wie gleichfalls jeder Kriminalist Ihnen sagen kann. — Und nun, Cousine, bin ich fertig mit meiner Erzählung oder, wie ich Ihnen gern wiederhole, mit meinen Kombinationen. Hätten Sie mir etwas darauf zu erwidern?

Die unglückliche Frau hatte doch vielleicht aufathmen wollen, als er wiederholt nur von Kombinationen sprach. Sie mußte gleichwohl nach einer Antwort suchen, Er überhob sie der Antwort. Er nahm ihr schnell den Rest von Hoffnung, der in ihrem Innern hatte auftauchen wollen.

Ah, ich muß doch noch vorher um ein paar Worte bitten. Ganz ohne Beweise bin ich nicht. In dem Kampfe, der sich im Pavillon entspann, zog die Tante zu ihrer Vertheidigung eine silberne Schnürnadel hervor, die die sorgsame Frau immer bei sich zu führen pflegte. Sie mußte ihr heute zur Waffe dienen, sie hatte keine andere. Sie wehrte sich damit, sie stach, sie verwundete damit. Die Narbe der Wunde existirt noch. Ich habe sie heute endlich gesehen, gerade heute.

Die Baronin glich wieder einer Leiche. Ihr Körper war fest an die Stuhllehne gepreßt. So saß sie starr da.

Die Sonne war untergegangen. Das Abendroth glänzte leuchtend über der Armen.

Die Augen des Herrn von Rohner leuchteten häßlicher und häßlicher. Er fuhr fort:

Und nun noch ein paar Worte, Cousine, die letzten, und zwar Worte der Versöhnung, der Sühne. Robert ist todt —

In die Baronin kam Leben. Sie sprang auf.

Robert todt?

Ja, Cousine, seit heute Morgen. Der Herr von Langenfeld hat ihn im Duell erschossen.

Allmächtiger Gott!

Sie sank bewußtlos zusammen. Er fing sie auf und setzte sie auf ihren Stuhl. Er mußte sie halten. Er hielt sein Opfer ruhig fest.

Sie schlug die Augen auf, und er begann wieder:

Ich wollte Worte der Versöhnung zu Ihnen sprechen, Cousine. Kein Mensch auf der Welt, außer mir, hat eine Ahnung von dem Verbrechen, weder gegen Sie noch gegen Robert. Es steht in Ihrer Gewalt, ob es für immer so bleiben soll. Aber es giebt nur ein Mittel. Es liegt Ihnen nahe, gerade an dem heutigen Tage. Sie wollten eine Verlobung feiern; — reichen Sie mir Ihre Hand, feiern wir heute Verlobung.

Die Baronin konnte ihre Besinnung behalten. Sie konnte, sie mußte aufspringen.

Unmensch! rief sie. Mörder! Robert's Mörder —

Eigentlich sein Henker, Cousine. Lassen Sie mich nicht auch der Ihrige werden.

Entsetzlicher Bösewicht!

So kommt der Henker dem Verbrecher immer vor.

Verlassen Sie mich auf der Stelle.

Ich gehorche Ihrem Befehle. Für Ihre Antwort ist es ja auch noch morgen Zeit.

Er ging; er war heute Mörder und Henker gewesen.

Was die unglückliche Frau that, nachdem er fort war — kein menschliches Auge war Zeuge, kein lebender Mund hat davon erzählen können!

Ihre Freundin Marie Zeller kehrte mit ihren Eltern, die unterdeß angekommen waren, in den Garten zurück. Sie fanden die Baronin an der Stelle, an der sie ihre kleine Gesellschaft hatte empfangen wollen, nicht mehr. Es war leer zwischen den blühenden Fliederbäumen, dem duftenden Jasmin, den frühen Rosen. Aber fünfzig Schritte weiter befand sich ein Springbrunnen mit einem tiefen Bassin. Eine Trauerweide hing darüber hin. Als die Suchenden die Hausfrau zwischen den Blumen und Blüthen nicht gefunden hatten, gingen sie weiter zu dem Springbrunnen. In dem tiefen mit Wasser gefüllten Bassin fanden sie die Leiche der Gesuchten.

Die Kinder standen davor und riefen: Mutter, trautestes Mütterchen!

Vom Himmel war auch die Abendröthe verschwunden. Er lag wie ein unendlich weites, graues Leichentuch über dem Bassin und der Trauerweide, über der Leiche, über den Kindern. —

Und der Henker und Mörder?

Der Lieutenant von Langenfeld hatte noch an demselben Abende sein unglückliches Duell mit dem Baron Neurode den Gerichten angezeigt. Es wurde eine Kriminaluntersuchung eingeleitet. Auch der Kam-

merrath von Rohner wurde zur Untersuchung gezogen und verhaftet. Die Anderen hatten sofort ein umfassendes Geständniß abgelegt.

Der Herr von Rohner leugnete lange. Er war der hinterlistige Anstifter gewesen. Was für die Anderen ein einfaches Ehrenduell war, war für ihn ein vorher kalt überlegter und beschlossener gemeiner Mord. Er sah das wohl ein. Daher sein Leugnen. Zuletzt konnte er der Wahrheit nicht widerstehen.

Er that, heißt es in den Akten, was dergleichen Verbrecher bei einem starken Affekte in der Regel alle thun; das Gefühl ihrer gänzlichen Ohnmacht gegen ein unabwendbares Uebel ruft endlich die äußeren natürlichen Zeichen zum Beistande auf; sie weinen, wie — das schwache Weib!

Dann legte auch er sein Geständniß ab.

Durch das darauf erfolgte und vom Landesherrn aus Gnaden gemilderte Erkenntniß wurden der Lieutenant von Langenfeld zu acht- und der Lieutenant von Konau zu dreijährigem Festungsarrest verurtheilt. Beide wurden aber schon nach kürzeren Fristen weiter begnadigt.

Der Doktor Chalybäus war frei gesprochen.

Gegen den Kammerrath von Rohner war erkannt, daß derselbe, des verübten Verbrechens halber, ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Beispiele, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu richten und zu strafen, sodann aber dessen Körper auf dem Richtplatze zu beerdigen.

Die Gnade des Landesherrn verwandelte die Todesstrafe in zwanzigjährigen Festungsarrest.

Der Kammerrath von Rohner hat existirt. Vielleicht lebt er noch, seine wohlverdiente Strafe verbüßend. Diesen Charakter in einer Novelle zu erfinden, — innerlich unwahr, psychologisch unmöglich! würden die Herren Recensenten rufen.

Die Herren Recensenten sind eben die Herren Recensenten.

Die Frau des Hinzurichtenden.

1.

Eine Mesalliance.

An dem Gasthofe einer Provinzstadt fuhr ein Reisewagen vor.

Vor dem Hause standen mehrere Menschen versammelt. Sie standen meist neugierig, auf die Straße, nach dem Gasthofe hinschauend.

In dem Gasthofe schien es ebenfalls lebendig zu sein.

Unter den Leuten vor dem Hause war auch der Hausknecht des Gasthofes.

Schon wieder welche, sagte er, die sich die morgige Hinrichtung ansehen wollen. Ja, wenn so einem vornehmen Herrn der Kopf abgeschlagen wird —

Du, laß solche Bemerkungen, verwies ihm Einer.

Was wollt Ihr denn? Sind nicht schon so viele Fremde heute Abend hier angekommen? Und blos dazu!

Aber er mußte an den Wagen treten, um dem Kutscher zu helfen.

Ein Kellner war aus dem Hause gekommen, der im Wagen befindlichen Herrschaft beim Aussteigen behilflich zu sein.

Ein Bedienter war bei dem Wagen nicht.

Es stieg zuerst eine Kammerjungfer aus. Sie war in grauer Kleidung, wie in Halbtrauer.

An ihrer Hand sprang ein Knabe von ungefähr fünf Jahren auf den Boden, ein blühendes, bildschönes Kind.

Dann wurde ihr aus dem Innern des Wagens ein schlafendes Kind von beinahe einem Jahre zugereicht. Sie nahm es sorgfältig in die Arme, damit es nicht erwache.

Eine Dame folgte, eine schöne junge Frau, in der Mitte der zwanziger Jahre, ein blasses, gramvolles, aber edles, stolzes Gesicht, eine hohe Gestalt, die der Schmerz nicht hatte niederbeugen können.

Sie war in die tiefste Wittwentrauer gekleidet.

Sie warf einen traurigen Blick auf die neugierig versammelte Menge. Dann wollte sie in den Gasthof gehen.

An der Thür begegneten ihr zwei Herren, ein paar große, feine aristokratische Gestalten, in einer halb ausgesuchten, halb vernachlässigten, fast cynisch vernachlässigten Toilette.

So liebte es damals der deutsche Adel, sich dem Publikum zu zeigen: Seht, wir könnten Toilette machen, aber wozu vor dem Volke?

Damals war es aber im Jahre eintausend achthundert und eilf, also in der Zeit der größten Erniedrigung Deutschlands unter der französischen Fremdherrschaft.

Die beiden vornehmen Herren sahen die fremde Dame. Die Dame sah sie.

Die Herren verfärbten sich, sie wurden verlegen trotz ihrer Vornehmheit. Sie wären gern wieder umgekehrt, sie konnten es nicht wohl.

Sie verbeugten sich tief vor der Dame.

Die Dame ging mit einem Blicke stillen, schmerzlichen und doch stolzen Vorwurfs an ihnen vorüber.

Die Herren eilten in die Straße hinein, es schien ihnen daran zu liegen, sich schnell zu entfernen.

Fatal, Baron, sagte der Eine im Gehen.

Ueberhaupt dieses ganze Zusammentreffen ist fatal. Ich glaube, man hat uns absichtlich den Possen gespielt.

Welchen Possen mochten die Herren meinen, zumal in Bezug auf die gramvolle Frau in der Wittwentrauer?

Die Neugierigen vor dem Hause sahen der Dame nach.

Die ist nicht hergekommen, um Jemanden einen Kopf kürzer machen zu sehen.

Das könnt Ihr nicht wissen. Er hat Frau und Kinder —

Meister, woran denkt Ihr da?

Ja, ja wenn es nun seine eigene Frau mit seinen Kindern wäre, die zum letzten Male Abschied von ihm nehmen wollten?

Von dem Verurtheilten?

Von ihm!

Herr des Himmels!

Ein Schrecken durchfuhr die Leute. Manche mußten still nach Hause gehen. Die blieben, sahen mit bleichen Gesichtern zu den Fenstern des Gasthofes nach dem bleichen Gesichte der fremden Dame hinauf.

Aber sie sahen vergebens hinauf.

Die Dame war in dem Gasthofe verschwunden.

Ich bitte um zwei zusammenhängende Zimmer, sagte sie zu dem Kellner.

Ich würde Sie dann aber drei Treppen hoch führen müssen.

Gleichviel.

Sie schritten die drei Treppen hinauf.

Der Kellner wollte sich noch entschuldigen und schwätzen:

Wir haben viele Fremde im Hause. Aus dem Nachbarande ist der ganze hohe Adel da. Sie haben hier eine wichtige Zusammenkunft. Ihr Landesherr will die Bauern frei machen und die Dienste aufheben, wie es hier im Königreich Westphalen schon lange ist. Das wollen die Herrschaften sich nicht gefallen lassen, und nun berathen sie hier, was sie dagegen thun sollen. Ich horchte einmal an der Thür, da machte gerade Einer den Vorschlag, sie wollten ihren Herrn für einen Landesverräther erklären und absetzen.

Die Selbstsüchtigen! sprach die Dame leise für sich.

Der geschwätzige Kellner fuhr fort:

Dann sind auch noch mehrere Fremde aus der Nachbarschaft angekommen, die der morgigen Hinrichtung beiwohnen wollen. Die gnädige Frau werden wohl davon gehört haben, daß morgen hier Jemand mit dem Beile hingerichtet werden soll, ein Baron aus dem Preußischen. Er hat sich gegen unsern König verschworen, mit Herren von unserem Adel. Die sind entkommen. Ihn allein haben Sie gefangen, wie er gerade die Bauern zu einem Aufstande aufreizen und nach Kassel führen wollte. Er ist zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter ist auch schon eingetroffen. es ist ein großer, schöner Mann, der Scharfrichter nämlich; aber es kommt Einem doch Grauen an, wenn man ihn sieht.

Die Dame hatte sich fast krampfhaft an dem Treppengeländer festhalten müssen, um die Stufen hinaufsteigen zu können. Ihr blasses Gesicht war bleich wie der Tod geworden.

Die Kammerjungfer sah mit steigender Angst nach ihr hin. Sie war ebenfalls bleich geworden. Man sah das schlafende Kind in ihrem Arme zittern.

Der blühende Knabe sprang sorglos vor der Mutter die Treppe hinauf.

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht.

Der Kellner wies der Dame zwei Zimmer an.

Um welche Stunde ist morgen die Hinrichtung? fragte die Dame den Kellner.

Präzise um sechs Uhr früh, ehe es noch ganz hell ist.

Sie entließ den Kellner.

Dann warf sie sich erschöpft in ein Sopha. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

Der blühende Knabe trat mitleidig vor sie.

Du weinst, Mutter, und du hast gesagt, wir sollten den Vater wieder sehen? Sehen wir ihn denn nicht?

Sie riß das Kind an ihre Brust.

Wir sehen ihn. O, das ist eine schreckliche Stunde!

Dann stand sie auf. Sie ließ den Knaben los. Sie faltete die Hände und hob die großen, dunklen Augen zum Himmel empor:

Herr da oben im Himmel, gieb mir Kraft und stehe mir bei!

Sie stand so demüthig da während des kurzen, heißen Gebetes, aber auch so vertrauensvoll und in Gebet und Vertrauen so fest, so erhaben!

Der Kellner trat wieder ein.

Gnädige Frau sind die Frau Baronin von Heidenheim?

Ja.

Der Herr Graf Stamberg lassen mit zwei andern Herren um die Ehre bitten, der gnädigen Frau ihre Aufwartung machen zu dürfen. Sie gehören zu den Herrschaften, die da unten ihre Versammlung haben. Sie hatten gerade am Fenster gestanden, als die gnädige Frau ankam.

Die Baronin von Heidenheim hatte sich einen Augenblick besonnen.

Die Herren werden mir willkommen sein, sagte sie dann.

Der Kellner ging.

Sie ordnete mit Ruhe ihren Anzug.

Zu der Kammerjungfer sagte sie:

Anna, gehe mit der Kleinen in das Nebenzimmer.

Den Knaben behielt sie bei sich.

So erwartete sie die Herren, die ihre Aufwartung machen wollten.

Sie war eine starke Frau.

Die drei Herren traten ein.

Sie gehörten zu jener Aristokratie des Nachbarlandes, die ihren Herrn für einen Landesverräther erklären und absetzen wollte, weil er den Bauern die Freiheit und Abgabenverminderung gab.

Gnädige Frau, hob der Graf Stamberg an, es ist ein unglücklicher Zufall, der uns hier zusammenführen muß.

Die Dame unterbrach ihn, sie unterbrach ihn stolz.

Zufall, Herr Graf? O, es ist ein großes Unglück, daß deutsche Edelleute, daß die Blüthe eines ganzen Landesadels es als einen Zufall bezeichnen muß, wenn unter ihren Augen einer der ihrigen von fremden Despoten gemordet werden soll. Aber Sie haben Recht, nur ein Zufall hat Sie hierher geführt, nicht Muth, nicht —. Doch, was wünschen Sie von mir, meine Herren?

Wir kommen, Ihnen unser tiefes Beileid zu bezeugen, gnädige Frau —

Die Dame unterbrach den Grafen wieder, diesmal bitterer:

Ich danke Ihnen, meine Herren. Ich trage in der That schwer genug an meinem Leide. Auf Hülfe, auf Unterstützung darf ich nicht rechnen, und da ich noch so Vieles und so Schweres zu thun habe in den wenigen Stunden, so –

Die Herren verstanden die Verabschiedung. Sie fühlten aber auch die Vorwürfe der unglücklichen Frau.

Gnädige Frau, wenn hier menschliche Hülfe möglich wäre?

O, mein Herr, unterbrach die Dame den Grafen zum dritten Male, möglich ist Alles, was Ehre und Pflicht gestatten, und Pflicht ist, was Ehre und Muth gebieten. Sie meine Herren, glauben Ihre Ehre verpfändet, weil ihren Rittergütern einige Rechte genommen sind, und Sie haben den Muth, dafür die Absetzung ihres Königs, Ihres eigenen, von uralter Zeit angestammten, braven, vom Unglücke ohnehin tief gebeugten Königs dekretiren zu wollen, dem Sie Alle hundertmal Treue und Liebe und Gehorsam geschworen haben. Aber für einen Edelmann aus Ihrer Mitte einzutreten, der sein deutsches Vaterland von fremder Tyrannei, von den schmachvollen Fesseln des französischen Despotismus befreien wollte, dafür ist Ihre Ehre nicht verpfändet, dafür haben Sie keinen Muth, dafür scheint Ihnen menschliche Hilfe unmöglich. Ich danke Ihnen nochmals für Ihr Beileid, meine Herren. — Komm, mein Kind, mein armer Hugo, wir wollen zu Deinem Vater gehen. Du selbst kannst noch nicht schwören, aber während er dich in seinen Armen hält, zum letzten Male dich an sein Herz drückt, will ich für Dich den Schwur leisten: Du sollst ein deutscher Mann werden.

Die Herren gingen.

Es ist eine unglückliche Frau, man muß ihr Vieles zu gute halten, sagte der Graf Stamberg zu seinen Begleitern, indem er die Achseln zuckte.

Einer der Begleiter zog die Schultern noch höher.

Vergessen wir auch nicht, lieber Graf, daß sie eine Bürgerliche ist.

Ihr Vater war Oberförster, bestätigte der zweite Begleiter des Grafen. Der Heidenheim schloß eine Mesalliance.

2.

Ein schwerer Gang.

Die Baronin von Heidenheim ging in ihrem Zimmer auf und ab.

Sie war unruhig, aber nicht, weil es ihr in ihrer unglücklichen Lage an einem Entschlusse oder an Muth zu dessen Ausführung gefehlt hätte. Ein Entschluß stand fest in ihr, und der volle Muth zur Ausführung lebte in ihr.

Sie war eine starke und eine muthige Frau.

Sie wartete auf Etwas.

Es war schon später Nachmittag geworden.

Endlich öffnete sich die Thür des Zimmers.

Ein alter Mann trat ein, ein Diener dem Ansehen nach. Aber er stand doch zu gerade, zu frei vor der Herrin, freilich auch mit einer Ergebung und Treue, wie der gewöhnliche Diener sie selten hat. Diese grade, freie und treue und zugleich kräftige Gestalt konnte wohl nur im Walde, im Forste aufgewachsen und alt geworden und so rüstig geblieben sein.

War der Vater der Baronin, wie der Eine der vornehmen adelichen Herren achselzuckend gesagt hatte, ein bürgerlicher Oberförster gewesen, so war dieser alte Mann gewiß ein Jäger, der schon im Dienste des Oberförsters grau geworden war, und nachher von der Herrin n·cht hatte lassen können, die unter seinen Augen, in seinen Armen, auf seinen Knieen groß geworden war.

Die Baronin sah ihm erwartungsvoll entgegen.

Sein Gesicht verkündete unter stiller Trauer Zuversicht.

Bringst Du gute Nachrichten, alter Joachim?

Ich hoffe, gnädige Frau. Die Wagen sind aufgestellt.

Drei doch?

Der erste zehn Minuten vor der Stadt in einem Wäldchen; der zweite eine Meile weiter; der dritte wieder eine Meile weiter.

Werden die Kutscher sich treffen können?

Ich habe Ihnen Alles genau beschrieben. Sie können sich nicht verfehlen. Zudem bin ich immer dabei.

Und die Grenze?

Ich habe einen Hohlweg gefunden. Er zieht sich durch die Grenze. Dort stehen nur Douanen.

Du hast auch nirgends etwas Auffallendes gefunden?

Nirgends. Man hat keine Ahnung.

Wohl. Also um zehn Uhr heute Abend?

Von halb zehn Uhr an ist Alles bereit.

So gehen wir.

Sie nahm Hut und Shawl.

Sie rief dann die Dienerin mit den Kindern aus dem Nebenzimmer.

Sie waren schon bereit.

Du begleitest uns, Joachim. Auch Du siehst Dir genau die Oertlichkeit an.

Sie gingen.

Zuerst die Baronin, den fünfjährigen Knaben an der Hand.

Dann die Dienerin mit dem Kinde auf dem Arm.

Der alte Joachim folgte.

Sie gingen einen schweren Weg, den schwersten Weg, den eine Frau mit ihren Kindern gehen kann.

Sie gingen zu dem Zuchthause.

In dem Zuchthause befand sich der Gatte.

Der zum Tode durch Henkerhand verurtheilte Gatte.

Am andern Morgen sollte er hingerichtet werden. Er hatte kaum noch zwölf Stunden zu leben.

Die Gattin ging zu ihm, Abschied von ihm zu nehmen, Abschied für dieses Leben; ihm die Kinder zu bringen, zum letzten Male.

Sie ging aufrecht, in tiefster Wittwentrauer, todesbleich, keinen Blutstropfen in dem schönen Gesichte, aber doch aufrecht, stark.

Ihr Gatte war ja ein Verbrecher nur vor einem fremden Gesetze. Vor dem deutschen Vaterlande, vor jedem deutschen Herzen war er ein

Ehrenmann, der das Höchste eingesetzt hatte für das Höchste, für das Vaterland. Er hatte den Einsatz verloren. War er darum minder edel, minder groß? Das Vaterland feiert eben am meisten seine unglücklichen Ehrenmänner.

So war Andreas Hofer gefeiert von seinem Volke und von seinem Kaiser.

So leben in Aller Mund noch die zwölf Schill'schen Offiziere, die der Kaiser Napoleon, kaum zwei Jahre vorher hatte erschießen lassen.

Sie waren Alle von den Feinden des Vaterlandes, von den Franzosen gemordet.

Aber sie waren Alle den Heldentod für das Vaterland gestorben.

So sollte auch der Gatte der unglücklichen Frau gemordet werden.

Freilich Eins war Anders.

Ueber jene hatten Napoleonische Generale den Mord ausgesprochen.

Hier hatten deutsche Richter das Todesurtheil gefällt.

War darum weniger ein Mord da?

Schmach, hundertfache, tausendfache Schmach den deutschen Richtern, die im Dienste des fremden Tyrannen das Blut deutscher Männer opfern konnten. Und es waren ihrer so viele, dieser entarteten deutscher Richter.

Die Geschichte hat ihre Namen nicht aufgezeichnet. Wohl ihnen!

Aufrecht ging die unglückliche Frau. Sie wußte, daß der Gatte, was er muthig eingesetzt hatte, auch wie ein Held hingeben werde. Sollte da sie Schwäche, Ohnmacht zeigen? Sollte sie die ihm zeigen, in seiner letzten Stunde? Sollte sie das Herz ihm schwer machen, einen Kampf in ihm erneuern, den er so schwer und so oft schon bestanden, den er aber endlich siegreich bestanden hatte?

Und dann, sie brachte ihm noch etwas Anderes, als den letzten bitteren Abschied. Sie wollte ihm etwas Anderes bringen. Ob sie es konnte?

Das, die entsetzliche Angst, ob sie es konnte, ob ihr hochherziger Plan gelingen werde, das hätte sie niederbeugen, das hätte sie zusammenbrechen können. Aber sie war muthig und stark.

Die Stadt war in Aufregung. Schon am Vorabend vor dem Morgen der Hinrichtung.

Das entsetzliche Schauspiel des rohen Aktes, den sie eine Handlung der Gerechtigkeit nennen, regt immer schon im voraus auf, den besser gearteten, wie den rohen, gemeinen Menschen. Ein Grausen ergreift sie Alle und immer, selbst wenn der gemeinste Raubmörder hingerichtet wer-

den soll. Sie geben das Gefühl des Schreckens und der Beängstigung nur in verschiedener Weise kund. Der Eine will es, vergebens, durch tiefe Trauer in sich verschließen. Der Rohe, der Gemeine muß es laut aus sich herausschreien, in Tönen, die wie Jubellaute klingen, die Schnapsflasche in der Hand.

So schreckt man durch die Todesstrafe ab, so bessert die strafende Gerechtigkeit die Menschen.

Hier sollte von dem Beile des Henkers ein deutscher Mann getroffen werden, der das Vaterland von dem Erzfeinde, den Franzosen, hatte befreien wollen, der dafür von deutschen Richtern im Solde der Franzosen für einen Hoch- und Landesverräther war erklärt worden: ein junger Mann in der Blüthe seiner Jahre; ein Mann, eben so hoch und edel an Geburt, wie er hoch und edel an Gesinnung, an Muth, an Kraft war!

Neugierige waren am Tage vorher schon von nah und fern eingetroffen. Sie durchwogten unruhig die Straßen der Stadt.

Durch ihre Mitte schritt die unglückliche Frau, die Gattin des Verurtheilten, mit ihr waren ihre, seine Kinder.

Die Menschen standen still, scheu, ehrerbietig, wo das Unglück so an ihnen vorbeiging. Auch der Roheste konnte den Gefühlen des Mitleids und der Hochachtung sich nicht verschließen.

Wie sie schön ist!

Und so blaß!

Und wie edel!

Und die armen Kinder!

Wie bildschön der Knabe!

Und wie blühend das Kleine, das die Dienerin trägt.

Es lächelte so süß, es spielt mit der Rose. Es pflückt die Blätter ab, so freundlich, so glücklich.

Und auch der Knabe sieht so fröhlich aus.

Er denkt wohl nur daran, daß er den Vater wiedersehen soll. Er hat ihn lange nicht gesehen. Er hat oft nach ihm verlangt und gebangt. Daß er ihn zum letzten Male sieht, in der schweren Sterbstunde, wie kann ein Kind das begreifen?

Haben wir noch weit zum Vater? fragte das Kind seine Mutter.

Wir sind bald da, mein Hugo.

Die Frauen, die es hörten, mußten laut weinen.

In die Augen der härtesten Männer traten Thränen

Die Baronin erreichte das Zuchthaus.

Es lag am Ende der Stadt.

Die Stadt war früher mit Festungswerken umgeben gewesen. Sie waren längst abgebrochen. Die Wälle waren zu Promenaden eingerichtet, die Gräben zugefüllt. Nur um das Zuchthaus lief noch ein breiter und tiefer Graben. Eine einzige Brücke führte über ihn, von der Stadtseite her. Sie war von Holz, so daß sie jeden Augenblick ohne Mühe ganz eingerissen werden konnte. Außerdem konnte sie aufgezogen, und auch auf diese Weise jeder Eingang und Ausgang des Zuchthauses unmöglich gemacht werden.

Rechts neben dem Hause war ein weiter, freier Platz. Er lag noch innerhalb des ehemaligen Festungswalles, der jetzigen Promenade. Diese führte um ihn herum. Im Hintergrunde hatte er eine Erhöhung, die unmittelbar mit dem Promenadenwalle in Verbindung stand. Es schien hier früher eine Schanze gewesen zu sein.

Die Baronin besah sich Alles genau.

Auch der alte Diener Joachim richtete nach allen Seiten das aufmerksame und erfahrene Jägerauge.

Er schlug es plötzlich nieder und sah verstohlen, angstvoll nach seiner Herrin.

Da hinten, wo die Erhöhung war, an der alten Schanze, waren Haufen von Menschen zusammengeströmt. Sie standen neugierig und gingen neugierig hin und her. Dort mußte sich etwas Besonderes ereignen oder ereignen sollen, da man noch nichts sah.

Auch die Baronin hatte hingesehen. Ihr Gesicht konnte nicht bleicher werden, als es schon war. Aber ihr Gang schwankte einen Augenblick.

Dort bauen sie das Hochgericht, flüsterte man in der Menge.

Die arme Frau verdoppelte ihre Schritte.

Sie langte auf der Brücke an.

Das Gefangenhaus lag vor ihr. Sie sah nur die dunklen, starren Mauern und die kleinen, schmalen, vergitterten Fenster der oberen Etagen. Am Ende der Brücke war ein hohes, festes, stark mit Eisen beschlagenes Thor. An das Thor schloß zu beiden Seiten sich unmittelbar eine hohe Mauer an, die um das ganze Gebäude lief.

Die unteren Stockwerke des Gebäudes, so wie der Raum, der sich vor ihm befand, waren auf solche Weise jedem Blicke von außen her verborgen.

Die Baronin machte Halt auf der Brücke.

Sie waren allein dort. Die Neugierigen waren ehrerbietig zurückgewichen.

Sie wandte sich an den alten Jäger:

Du weißt Alles, Joachim!

Möge der liebe Gott uns nur beistehen, arme Johanna!

Der alte Diener hatte sie als Kind so genannt, noch als Mädchen. Seitdem sie Frau war, kam der Name nur in seltenen Momenten mächtigen, überwältigenden Gefühls über seine Lippen.

Er konnte vor Rührung und vor Spannung kaum sprechen.

Die Baronin fuhr fort:

Ihr verlaßt mich mit den Kindern, wenn ich es Euch sage. Anna kehrt mit ihnen ohne Aufenthalt in den Gasthof zurück. Du wartest hier in der Nähe der Brücke, du nimmst ihn in Empfang.

Oder mich!

Sie hatte die anderen Worte ruhig und klar gesprochen.

Oder mich! schluchzte es auf einmal laut aus ihr hervor.

Gebe Gott es nicht, mein braves Kind, sagte der Greis. Solche Liebe, solche Treue solcher Muth, sie müssen belohnt werden. Du gehst schweren, Du gehst schrecklichen Stunden und Tagen, vielleicht Wochen entgegen. Ich, Dein einziger Freund in dieser schweren Zeit, habe Dich nicht davon zurückgehalten. Ich wollte, ich konnte es nicht. Gott hat Dich geleitet. Er hat Dich geleitet bis hier. Er wird Dir ferner beistehen.

O, möge er es mit seiner ganzen unendlichen Liebe, sagte die Frau.

Sie trocknete ihre Thränen.

Sie schritten über die Brücke.

Der Diener klopfte an das Brückenthor.

Ein Schieber in dem Thore bewegte sich. Es entstand eine Oeffnung, die kaum vier Zoll im Gevierte maß.

Jenseits derselben zeigte sich ein Gesicht.

Wer ist da?

Die Frau Baronin von Heidenheim, sagte der Jäger.

Warten! wurde kurz von innen geantwortet.

Die Oeffnung schob sich wieder zu.

Die Baronin war von der Direktion des Zuchthauses benachrichtigt, daß ihr Gatte am morgigen Tage werde hingerichtet werden, daß er sie und die Kinder noch zu sehen wünsche, daß seinem Wunsche stattgegeben sei, und daß man sie im Laufe des heutigen Nachmittags erwarte.

Die Wache am Thore war von ihrer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt. Sie mußte jetzt melden, daß sie da sei.

An dem Thore rasselten Schlüssel.

Ein kleineres Pförtchen im Thore wurde geöffnet und ein Beamter des Gefangenhauses erschien darin.

Er warf forschende Blicke auf die Baronin und ihre Begleitung.

Dann wandte er sich an die Baronin:

Gnädige Frau, nur Sie und die beiden Kinder können eingelassen werden. Ihre Leute müssen zurückbleiben.

Das kleine Kind muß getragen werden, bemerkte die Baronin.

Ich bedaure, daß mein Befehl strenge ist, und in diesem Hause herrscht militärischer Gehorsam.

Der Baronin war daran gelegen, daß ihre Domestiken sie begleiten durften. Sie hatte darauf gerechnet.

Die arme Frau ging schweren Stürmen und Kämpfen entgegen. Sie bedurfte darin fremder Stütze, und sie sollte allein das Kind tragen und das andere führen.

Und hatte sie nicht auch noch andere Gedanken, eine andere Absicht? Das durfte sie freilich dem Beamten nicht zeigen.

Der Beame war ein wohlwollender Mann.

Auch der Direktor des Hauses, sagte er, würde nichts ändern können. Der strenge Befehl ist von oben gekommen.

Aber wenn Sie erlauben, gnädige Frau, fuhr er fort und wollte das Kind aus den Armen der Kammerjungfer nehmen.

Die Baronin kam ihm zuvor.

Nein, mein Herr, ich danke Ihnen.

Sie nahm selbst das Kind.

In meinem Arm, an meiner Seite ist Euer Platz, meine Kinder, wenn zum letzten Male das Vaterauge auf Euch ruht.

Ihr Beiden wartet hier auf mich.

Mein Herr, haben Sie die Güte, mich zu führen.

Den Knaben an der Hand, das kleine Mädchen in dem Arme, schritt sie durch das Pförtchen, mit festem Schritt, in edler Haltung.

Aber das Herz wollte sich ihr zusammenschnüren. Sie war mit einem bestimmten Plane, mit einem festen Entschlusse hergekommen.

Ihr Plan war zerstört. Sie bedurfte zu seiner Ausführung der Domestiken.

Vielleicht nur ihr erster Plan.

Denn ihr Entschluß stand dennoch fest.

Blicke des Mitleids und der Bewunderung der schönen unglücklichen Frau, empfingen sie an der andern Seite des Thors.

Das Pförtchen hatte sich hinter ihr geschlossen.

Sie war in dem Innern des Zuchthaushofes.

Er war nicht weit und bildete ein längliches, unregelmäßiges Viereck. Drei Seiten schloß die Mauer ein, die vierte die Front des Gefängnißhauses. Der Hof enthielt nur wenige Gegenstände.

Die Baronin übersah Alles, mit klarem, ruhigen, aber desto schnellerem Blick.

War auch ihr erster Plan schon so bald zerstört, ihr Entschluß stand desto fester, und der sichere Muth kehrte in ihr Herz zurück.

Aber ihr Blick schien nicht befriedigt zu sein.

Unmittelbar an dem Thore stand eine militärische Doppelwache unter dem Gewehre.

Gleich daneben war eine Art von Portierloge, in der sich mehrere Gefangenwärter als eigentliche Thorwache aufhielten. Sie hatte nach allen Seiten breite, klare Fenster; es war unmöglich, daß Jemand zu dem Thore gelangen konnte, ohne von dem Innern der Loge aus gesehen zu werden.

Auf der andern Seite des Thors, der Portierloge gegenüber, lag ein niedriges, schmales Gebäude; es war das Wachhaus der für das Zuchthaus bestimmten Militärwache. Vor ihm befanden sich vierundzwanzig Gewehrständer. Zwölf Gewehre waren an sie angelehnt Zwölf Posten waren also auf Wache. Einer von ihnen ging vor dem Wachhause selbst auf und ab. Zwei standen, wie schon gesagt, am Thore. Einer befand sich vor der Thür des Zuchthausgebäudes.

Bei diesem war wiederum ein Gefangenwärter.

Gendarmen gingen in dem Hofe auf und ab.

Wie war allen diesen Sicherheitsmaßregeln gegenüber an ein Entkommen, an ein Entführen, Befreien nur zu denken?

An zwanzig Augen waren auf die Baronin gerichtet, von dem Momente an, da sie den Gefängnißhof betrat. Sie verfolgten jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke. Selbst das Kind, das sie auf ihrem Arme trug, der Knabe, der an ihrer Hand ging, waren Gegenstand der unablässigen, mißtrauischen Aufmerksamkeit.

Nur die Gendarmen hatten zugleich jene Blicke des Mitleids und der Bewunderung für die unglückliche, edle Frau. Sie waren Franzosen,

Fremde, die ein fremdes Volk unterdrücken halfen und für die edlen Seiten dieses Volkes ihre Sympathieen voll erhalten hatten. Daher hatten sie auch nur Verachtung für die Anderen, die sich zur Unterdrückung ihres eigenen Volkes hergegeben hatten, und diese waren — roh. Sie mußten ja gewaltsam das Gefühl der eigenen Schande in sich unterdrücken.

Der Gefängnißbeamte führte die Baronin in das Innere des Zuchthausgebäudes. Die Thür lag gerade gegenüber dem Brückenthore.

Auch in dem Innern stand unmittelbar an der Thür eine Schildwache.

Ueber einen schmalen Flur gelangten sie an eine Treppe.

Die Treppe führte sie in einen langen Korridor.

Oben stand wieder eine Schildwache. Gefangenwärter und Gendarmen gingen umher.

Eine zweite Treppe mußte erstiegen werden, eine dritte. Ueberall Schildwachen, Gendarmen und Gefangenwärter.

Wie war an ein Befreien zu denken?

3.

Die Todtenkammer.

Da oben in dem dritten Stock des Gefangenhauses ging der Beamte an der Seite der Baronin auf eine Thür zu.

Eine Schildwache stand steif und fest davor.

Ein Gefangenwärter saß auf einem Stuhle zur Seite.

Der Beamte klopfte an die Thür.

Ein kleiner Schieber in der Thür wurde in Bewegung gesetzt, es bildete sich eine schmale Oeffnung, ganz wie an dem Brückenthore. Ein Gesicht erschien jenseits.

Gut! sagte eine Stimme.

Die Oeffnung wurde wieder verschlossen.

Aber die Thür selbst wurde nicht sogleich geöffnet.

Drinnen mußten erst Vorbereitungen gemacht werden, bevor die Angemeldete eingelassen werden konnte.

Man vernahm keinen Laut, keinen Ton aus dem Gemache.

Durch die Glieder der harrenden Frau schlich doch ein Zittern.

Gnädige Frau, das Kind wird Ihnen zu schwer! sagte der Gefängnißbeamte.

Nein, mein Herr, erwiderte sie fest.

Sie zitterte nicht mehr.

Die Thür wurde geöffnet.

Sie trat mit ruhigem, festen Schritt über die Schwelle.

Sie war in dem Gefängniß ihres Gatten, der zum Tode verurtheilt war.

Es war eine kleine Zelle.

In einer Ecke war eine Pritsche; einige Bettstücke lagen darauf.

Ihr gegenüber stand längs der Mauer eine lange Bank.

Zwischen Bank und Pritsche war ein Tisch aufgestellt.

Zwei hölzerne Stühle und ein paar Schemel standen umher.

In der Mitte der einen Seitenmauer, an welcher die Bank stand, war eine zweite Thür.

Der Eingangsthür gerade gegenüber befand sich das einzige Fenster des Gemaches. Es war schmal, klein, hoch oben in der Mauer angebracht. Um nach unten hindurchsehen zu können, hätte man zuerst auf den Tisch einen Stuhl setzen und dann auf den Stuhl steigen müssen. Auch so hätte man noch nichts sehen können, denn die grünen Scheiben des Fensters waren trübe und zudem gerippt. Nach welcher Seite des Gebäudes die Zelle lag, konnte man nicht gewahren.

An der Wand neben der Seitenthür hing eine graue Zwangsjacke.

Auf dem Tische stand eine Wasserflasche mit einem Glase.

In dem Gemache waren vier Personen.

Ein Gendarm stand unmittelbar an der Thür, neben einem Stuhle.

Zwei Gefangenwärter standen an der Seitenmauer neben der Bank.

Sie schienen alle Drei bisher gesessen zu haben.

Alle Drei waren mit Seitengewehren bewaffnet. Der Gendarm trug außerdem im Arm einen Karabiner, auf dem das Bajonet aufgestellt war.

So sah es in der Zelle aus, in welcher der zum Tode Verurtheilte bis zu seiner Hinrichtung bewahrt und bewacht wurde.

Man nennt diese Zellen in den Gefangenhäusern die Todtenkammern.

Dem Verurtheilten war am zweiten Tage vorher sein Todesurtheil verkündet worden.

Gleich nachher hatte man ihn in die Todtenkammer gebracht.

Er sollte sie nicht wieder verlassen bis zu dem Augenblicke, da er zum Richtplatze geführt würde.

Das Todesurtheil war in letzter Instanz erlassen, von deutschen Richtern, nach französischen Formen, gegen einen deutschen Mann, der sein Vaterland von den Franzosen befreien wollte. Es war von dem Könige von Westphalen, dem Vasallen des französischen Kaisers, bestätigt. Es war unwiderruflich.

Drei Tage gab man dem Verurtheilten Frist, seine Angelegenheiten zu ordnen, sich zum Tode vorzubereiten.

Er hatte nur seine Frau und seine Kinder zu sehen verlangt nur noch einmal die Lieben, das Einzige, an dem, neben dem Vaterlande, sein Herz hing. Es war eine schwere Stunde, die er sich, ein schwerer Gang, den er der Gattin bereitete. Wer will es ihm verdenken, wenn er Trost und Stärkung sammeln wollte zu dem schwersten Gange, zu der schwersten Stunde seines Lebens?

Der Verurtheilte war die vierte Person in der Todtenkammer.

Es war ein großer, schöner, kräftiger Mann im Anfange der Dreißiger Jahre. Sein Gesicht war von jener Blässe überzogen, die der längere Aufenthalt in der Kerkerluft unvermeidlich giebt. Es hatte unter der Blässe seinen Stolz, seine Kraft, seine Ruhe bewahrt.

Er stand aufrecht in der Mitte der Zelle, das Gesicht nach der Thür gewandt. Er war in der Kleidung der Züchtlinge: lange Beinkleider, kurze Jacke, beides von grauem Drillich. Er stand erhaben in der einfachen Kleidung der Entehrung, mit der Gemüthsruhe des edlen Mannes.

So erwartete er die Gattin.

Sie trat ein, an der Hand den blühenden Knaben, im Arm das lächelnde Mädchen.

Auch sie konnte sich aufrecht halten. Ihre Kniee brachen nicht zusammen.

Aber das Kind mußte sie doch in seinen Arm legen.

Dann legte sie sich selbst an seine Brust, und nun mußte er sie stützen mit seinen beiden Armen, auch mit dem, in dem er das Kind hielt. Ihre Kraft hatte sie verlassen.

Die beiden Gefangenwärter sahen neugierig der Scene zu.

Der Gendarm an der Thür blickte finster auf die beiden Gefangenwärter.

Meine Herren, Sie sind hier überflüssig, sagte er zu ihnen, mit der Höflichkeit des Franzosen, mit der Strenge des Gendarmen.

Die Beiden warfen einen fragenden Blick auf ihren Vorgesetzten, den Beamten, der die Baronin hereingeführt hatte.

Er winkte ihnen zu, sich zu entfernen.

Sie verließen die Zelle.

Diese gefühllosen Sklavenseelen, sprach der französische Gendarm verächtlich hinter den beiden Deutschen her. Er konnte es: sie hatten sich den Franzosen verkauft.

Der Gefangene geleitete die Frau zu der Bank. Er hieß sie sich niedersetzen und setzte sich zu ihr.

Dann herzte er die Kinder. Das Jüngste nahm er auf sein Knie. Der Knabe mußte sich zwischen seine Kniee stellen. So drückte er sie an sich. So küßte er die frischen Lippen, die hellen Gesichter.

Er konnte es mit Glück in den Augen über die schönen, gesunden, blühenden Kinder.

Das Mädchen kannte ihn nicht. Seit einem Vierteljahre war er in der engen Haft. Soweit reichte das Gedächtniß des kaum einjährigen Kindes nicht zurück. Es lächelte dennoch den schönen blassen Mann so lieb und so freundlich an. Es streichelte seine Wangen, es legte sich an ihn.

Der Knabe erkannte den Vater wieder. Aber das Ungewohnte der Umgebung, die fremde, traurige Kleidung, die Bläſſe des Gesichts hatten ihn scheu gemacht. Ist das wirklich mein Vater? mußten seine Augen die Mutter, dann den Vater selbst fragen.

Hugo, mein braver Hugo! sagte der Vater und er legte seine Hand auf den Lockenkopf des Kindes.

Da jauchzte der Knabe in alter Lust und Erinnerung auf, und er mußte erzählen.

Ich bin größer geworden, Vater, und ich kann reiten, Joachim setzt mich auf Deinen Rappen, und bald will er mich mit auf die Jagd nehmen. Wenn Du wieder kommst, sagte er, Du würdest dann recht Deine Freude an mir haben. Jetzt kommst Du wieder, Vater, nicht wahr? Mit der Mutter und mit mir? Du bist so lange fort gewesen. Du sollst Deine Freude an mir haben.

Der Vater küßte den Knaben.

Ich werde meine Freude an Dir haben, mein Kind, immer, wenn Deine gute Mutter zufrieden mit Dir ist.

Sein Gefühl drohte doch, ihn zu überwältigen. Der Mutter flossen die Thränen aus den Augen.

Spiele mit Deinem Schwesterchen, mein Knabe, sagte er.

Er stand auf und brachte die Kinder zu der Pritsche, seinem harten

Lager. Das Jüngste ließ er auf den Bettstücken nieder. Der Knabe stellte sich zu dem Schwesterchen. Sie spielten miteinander.

Der Gefangene kehrte zu der Gattin zurück. Er umfaßte sie mit beiden Armen.

Habe Dank, Johanna, daß Du meine letzte Bitte erfüllt hast. Du hast mir ein schweres Opfer gebracht.

Deine letzte Bitte, Adalbert, gab mir den Muth meines letzten Wunsches. Ich mußte Dich noch einmal sehen, noch einmal Dir danken für alle Deine Liebe, Deine Treue, Deinen hohen, edlen Sinn —

O mein Gott, Johanna, Dir, Dir mußte ich meinen Dank aussprechen. Er ist mein innigstes Gefühl, das ich noch habe, mein Dank, meine Liebe für Dich, das Wohl unserer Kinder. Dir danken, sie segnen — dann ruhig und muthig sterben. Weiter wollte ich nichts mehr auf der Welt. Du bist hier. Du hast mir die Kinder gebracht. Den letzten Muth wird der Himmel mir ja auch schenken. Und nun noch eine Bitte an Dich, meine Johanna, aber ich darf sie ja nicht einmal aussprechen.

Sprich sie doch aus, Adalbert.

Nein, nein, Du bist mein starkes, muthiges Weib.

Gewiß, Adalbert, und ich errathe Dich. Ich bin nicht gekommen, um zu klagen. Ich wollte Dich erheben, wenn Du noch einer Erhebung bedürfen könntest. Du bist ein edler deutscher Mann; Du hast gehandelt, wie Du handeln mußtest. Du wirst den Tod eines Mannes, der sich treu bleiben mußte, zu sterben wissen. Und ich, ich werde Deiner würdig sein. Ich habe ein schweres Schicksal zu tragen. Aber ich kann, ich werde es mit Stolz tragen. Mein Mann war ein deutscher Mann —.

Sie wurde unterbrochen.

Die Thür der Zelle war von außen aufgeschlossen.

Ein hoher, vornehmer Mann trat ein.

Herr Generalprocurator! empfing ihn ehrfurchtsvoll der Gefängnißbeamte.

Es war der Generalprocurator des Königs von Westphalen, des französischen Vasallen in Deutschland.

Er war der öffentliche Ankläger. Er war auch der Ankläger des Barons Heidenheim und hatte gegen ihn die Todesstrafe beantragt, die nach seinem Antrage erkannt war, die in wenigen Stunden vollstreckt werden sollte.

Er war ein Deutscher und gehörte dem deutschen Adel an.

Er wandte sich an den Gefangenen, vornehm, kalt, steif.

Meine Pflicht fordert, mich zu erkundigen, ob Sie noch Mittheilungen zu machen, oder Wünsche auszusprechen haben.

Nein, mein Herr! sagte eben so vornehm und kalt der Baron Heidenheim.

Der vornehme Beamte hatte die Baronin gesehen.

Ihre Gemahlin? fragte er.

Der Gefangene antwortete ihm nicht.

Zu Befehl, sagte der Gefängnißbeamte.

Hätten Sie noch Wünsche, meine gnädige Frau? sagte verbindlich der Generalanwalt des westphälischen Königs.

Da erhob die Frau des zum Tode Verurtheilten sich mit edlem Stolze.

Ja, mein Herr, ich habe eine Bitte an Sie, dem zuzuhören, was ich bei Ihrem Eintreten im Begriffe stand, meinem Gatten zu sagen.

Und sie wandte sich wieder an ihren Gatten:

Ich, mein theurer Adalbert, kann und werde mit dem höchsten Stolze einer Frau der Welt sagen: Mein Mann war ein deutschen Mann! Er war ein deutscher Mann in der Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes, da dessen eigene Söhne so entartet waren, daß sie sich dazu hergaben, daß sie sich dazu drängten, im Dienste, fremder Tyrannei deutschen Sinn, deutsche Treue, deutsche Freiheit als Verbrechen, als Hochverrath zu verfolgen.

Sie warf sich an die Brust des Gatten.

Und nun segne Deine Kinder, Adalbert. Und segne auch mich, und nimm noch einmal meinen Dank, meinen letzten Dank für Deine Liebe, für Deine Bravheit, für Deinen Stolz, für Alles.

Aber stolzer, als sie, hatte sich der Gefangene erhoben.

Nein, mein Johanna, mein Segen für Euch darf durch eine unheilige Gegenwart nicht gestört werden. — Mein Herr, hätten Sie mir noch etwas zu sagen?

Der Generalprocurator war kreideweiß geworden. Er hatte kein Wort der Erwiderung.

Er konnte sich noch schämen.

Schweigend verließ er die Gefängnißzelle.

Darauf begab der Gefangene sich zu dem Lager, an dem die Kinder spielten. Er stellte sich zu ihnen.

Seine edle Gattin war ihm gefolgt,

Komm an meine Seite, Johanna.

Sie trat dicht an seine Seite.

Er nahm das jüngste Kind auf den Arm. Er drückte es an sein Herz und preßte seinen Mund auf die Lippen des Kindes.

Mit Dir sei das Glück und der Friede des Himmels!

Seine Küsse und seine Thränen segneten es.

Er legte es sanft in die Arme der Mutter.

Er trocknete seine Thränen, richtete sich höher auf und stellte den Knaben vor sich.

Sieh mich an, braver Hugo.

Das Kind hob die treuen, unschuldigen Augen zu ihm empor.

Er legte ihm beide Hände auf die Locken.

Sieh mich fest an. Präge Dir meine Züge tief in Dein Gedächtniß. Vergiß keines der Worte, die ich Dir sage. Du trägst einen edlen Namen. Ein edlerer Name sei Dir der, den eben Deine Mutter aussprach, der Name eines deutschen Mannes. Werde es! Werde es mit Deiner ganzen Kraft!

Dann gab er den Knaben der Mutter.

Erziehe ihn so, wie Du mich geliebt hast!

Es war, als wenn ein höherer Geist über das Kind gekommen wäre. Es hatte jedes Wort des Vaters verstanden. Ein tiefer Ernst, ein stolzer Entschluß leuchtete aus seinen Augen.

Ich will wie Du werden, Vater, sprach der Knabe. Auch der Mutter habe ich es versprochen.

Und nun zu Dir, meine geliebte Johanna, sagte der Gatte zu der Gattin. Aber nur wenige Worte, damit uns das Herz nicht zu schwer werde, damit wir, freudigen Muth im Herzen, uns trennen können. Schutz wird Dir bravem Weibe nicht fehlen. Alles Andere hast Du in Dir selbst. Liebe, Muth, Stolz. Den Dank nimm noch einmal. Lebe wohl. In einem besseren Leben sehen wir uns wieder, um uns nie wieder zu trennen. Glaube daran, wie ich daran glaube.

Ich glaube daran, mein ewig Geliebter, sagte die Frau.

Sie wollte noch mehr sagen. Sie konnte nicht. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen.

Aber an seine Brust, an sein Herz mußte sie sich noch einmal legen. Seine Lippen mußten die ihrigen noch einmal suchen.

Sie standen lange in stummer Umarmung, die beiden edlen, unglücklichen Gatten.

Es war ja die letzte.

Die Frau riß sich los.

Aber noch einmal mußte sie ihre Lippen auf die seinigen drücken, und diesmal hauchte sie ihm leise, leise Worte zu:

Du mußt leben, Adalbert.

Er zuckte zusammen.

Du mußt, Du mußt. Ich beschwöre Dich.

Wird es möglich sein?

Fasse Hoffnung.

Es durchzuckte wieder seinen ganzen Körper. Er hatte mit dem Leben abgerechnet, abgeschlossen. Er hatte es aufgegeben. Er hatte so eben den letzten und den schwersten Abschied von ihm genommen. Nur der Tod war noch für ihn da. Plötzlich sollte es zu ihm zurückkehren, er sollte sich ihm wieder zuwenden. Das Leben bleibt doch so unendlich süß, wenn auch nur die süße Gewohnheit des Daseins.

Fasse Hoffnung, sagte sie zu ihm, die treue, ihn über Alles liebende Gattin, die ihm die Hoffnung nicht gegeben hätte, wenn sie sie nicht selbst hatte.

Hast Du Hoffnung, Johanna? mußte er doch fragen.

Ich habe sie. Heute Nacht komme ich wieder. Hoffentlich schon gegen zehn Uhr. Halte Dich zu Allem bereit. Lebe wohl.

Er wollte ihr noch etwas sagen. Er mußte es.

Aber sie wußte es schon, und sie durfte es nicht hören.

Lebe wohl! wiederholte sie.

Sie schritt mit den Kindern zur Thüre hinaus.

4.

Rettung.

Es war gegen zehn Uhr Abends.

Die Baronin Heidenheim stand, völlig zum Ausgehen angekleidet, in dem Zimmer des Gasthofs.

Der alte Joachim stand, auf sie wartend, an der Thür.

Die Kammerjungfer hatte sich weinend über ein kleines Bett gebeugt.

In dem Bettchen schlief das jüngste Kind der Baronin.

In einem Bett nebenan lag der Knabe.

Die beiden Kinder schliefen so süß. Sie lächelten im Schlafe, als wenn freundliche Engel ihnen wundervolle Märchen erzählten.

Die Mutter sah mit tiefem Ernste auf sie nieder.

Sie war im Begriffe, von ihnen zu scheiden; vielleicht, auf lange Zeit. Sie wußte nicht, ob sie ihnen den Vater dafür wiedergeben konnte. Mißlang ihr Unternehmen, so waren die armen Kinder völlig verwaiset. Den Vater hatten sie für immer verloren, das Schaffot nahm ihn sofort auf. Sie selbst konnte einer langwierigen Freiheitsstrafe entgegengehen.

Aber sie mußte scheiden. Sie mußte ihr Unternehmen ausführen. Es galt ihr Leben, ihr Alles.

Sie beugte sich über die Kinder. Sie küßte sie, eines nach dem anderen, leise und doch mit ihrem ganzen Herzen.

Verwahre sie gut, Anna, sagte sie zu der Kammerjungfer.

Da fielen ihr doch die Thränen aus den Augen.

Die Dienerin mußte sich von den Betten entfernen, um nicht durch ihr lautes Schluchzen die Kinder zu wecken.

Die Baronin zog ihren Shawl fester.

Gehen wir, Joachim.

Der alte Diener öffnete die Thür.

Sie verließ mit ihm das Zimmer.

Noch einen Blick wollte sie auf die Kinder zurückwerfen. Sie hatte die Kraft, sich nicht umzuwenden. Von dem Jäger gefolgt, ging sie, mit entschlossenem Schritt durch den Gang, die Treppen hinunter.

Aus einem Zimmer im ersten Stock des Hauses schallte ihnen lautes Gläserklingen und heiterer Jubel entgegen. Die adeligen Herren, welche die Absetzung ihres Königs dekretirt hatten, der ihre Bauern frei machen wollte, freierten ihren Triumph.

Der Jubel trocknete die Thränen der armen Mutter, die ein paar Waisen hatte verlassen müssen. Sie ging stolz an dem Zimmer der Junker vorüber. Sie lebte jetzt nur noch ihrer großen, hohen Aufgabe.

Sie durchschritt mit dem alten Joachim still die Straßen zum Zuchthause.

Der Abend war dunkel. Wolken flogen zerrissen am Himmel. Nur selten blickte ein Stern zwischen ihnen hervor. Der Mond war aufgegangen, aber eine schwere, schwarze Wolke verbarg ihn ganz.

In den Straßen war es noch lebendig. Gruppen von Menschen standen zusammen. Sie unterhielten sich, aber leise, heimlich. Sie spra-

chen wohl von der Hinrichtung, die früh am andern Morgen, mit dem Grauen des Tages, statthaben sollte. Das Unheimliche des Gegenstandes ließ sie in dem Dunkel und der Stille der Nacht unwillkürlich heimlich flüstern.

In der Nähe des Zuchthauses mehrten sich die Gruppen.

Ein hoch bepackter Leiterwagen fuhr grade auf den freien Platz neben dem Zuchthause. Es lagen Balken, Pfosten, Bretter darauf. Dunkle Gestalten mit Aexten und Spaten gingen ihm zur Seite. Schildwachen begleiteten ihn.

Eine Menge Menschen drängte sich neugierig hinter ihm her.

Da fahren sie das Schaffot hin! flüsterte es unheimlich in der Menge.

Der Wagen fuhr auf die alte Schanze, auf jene Erhöhung am Ende des freien Platzes zu.

Die Augen der unglücklichen Frau mußten ihm unwillkürlich folgen.

Sie konnte muthig voranschreiten.

Dem kräftigen alten Jäger wollten die Knie einbrechen.

Sie erreichten das Brückenthor vor dem Zuchthause.

Die Baronin klopfte an das Thor.

Das kleine Schiebfenster öffnete sich.

Wer da?

Die Frau von Heidenheim.

Ein Gefangenwärter hatte das Wer da? gerufen.

Eine andere Stimme sprach weiter:

Madame war schon einmal da.

Es wurde in französischer Sprache gesagt. Der Sprechende war einer der französischen Gendarmen, die am Nachmittage Blicke eines besseren Gefühls für sie gehabt hatten.

Das Herz klopfte der muthigen Frau unwillkürlich höher.

O, mein Herr, zum letzten Abschiede hat eine Gattin dem Gatten so Vieles zu sagen, und das Herz war mir zu voll vorhin in den wenigen Minuten.

Ich bedauere in der That, Madame. Zudem ist der Herr Inspektor nicht da, der allein den Auftrag und mithin das Recht hatte, Sie zu Ihrem Gatten zu führen.

Seien Sie menschlich, mein Herr.

Gedulde sich Madame einen Augenblick, ich werde mit meinem Kameraden sprechen.

Er schob das kleine Schiebfenster zu.

Er wird uns einlassen, flüsterte die Baronin dem Jäger zu. Diese Franzosen sind unsere Unterdrücker, aber ein edles Volk sind sie doch.

Und der da, sagte, in seinem einfachen Sinn so sehr das Wahre treffend, der alte Jäger, und der da hat kein böses Gewissen, wie die Anderen, die sich den Fremden verkauft haben.

Das Pförtchen in dem Thore wurde geöffnet.

Du weißt Alles, Joachim? sagte die Baronin noch schnell zu dem Diener.

Gewiß.

Sei vorsichtig, um des Himmelswillen.

Seien Sie unbesorgt. Möge es nur gelingen!

Gott lebt!

Und möchten auch Sie, möchtest auch Du, Du arme, Du hochherzige Johanna, uns schon wieder gegeben sein.

Denke nicht an mich.

Der Gendarm stand in der geöffneten Thür.

Wenn es Madame gefällig wäre . . .

Mein Diener darf mich begleiten? bat die Baronin.

Nein, Madame, sagte der Gendarm mit der größten Entschiedenheit. Lasten Sie nicht noch größere Verantwortlichkeit auf mich, als ich schon übernommen habe.

Aber er darf am Thore auf meine Rückkehr warten?

Der Gendarm besann sich einen Augenblick.

Bei der Schildwache, Madame.

Ich danke Ihnen.

Sie trat durch das Pförtchen.

Der alte Joachim folgte ihr.

Die Thür wurde hinter ihnen verschlossen

Es war dunkel in dem Gefängnißhofe und fast menschenleer.

Nur drei Oellampen brannten trübe, eine in der Portierloge, eine zweite an dem Militärwachhause, die dritte über der Eingangsthür in das Zuchthausgebäude.

Im Scheine der Laternen sah man die Schildwache vor dem Wachhause bei den Gewehren, und den Gendarmen, der geöffnet hatte. Außerdem war auf dem Hofe Niemand zu sehen.

Im Innern der Portierloge wurde durch die erleuchteteten Fenster nur ein einziger Kopf sichtbar. Der Hut der französischen Gendarmen

bedeckte ihn. Waren noch mehrere Personen in der Loge, so mußten sie sich zur Ruhe ausgestreckt haben, man hätte sie sonst durch die niedrigen Fenster von außen sehen müssen.

Tiefe Stille herrschte rings umher. Der einzige Laut, den man vernahm, war das langsame Hin- und Hergehen der Schildwachen.

Aus dem Innern des Zuchthausgebäudes drang kein Licht und kein Ton.

Doch noch einen Laut vernahm die Baronin, das Klopfen ihres Herzens. Ihr klarer Muth konnte nicht mehr wachsen. Aber ihre Hoffnung wurde gehoben, durch das Dunkel, durch die Menschenleere, durch die Stille. Und Hoffnung und Erwartung verdoppelten die Schläge ihres Herzens.

Der Gendarm führte sie zu dem Zuchthausgebäude. Die Thür war verschlossen. Er hatte selbst den Schlüssel zu ihr. Er öffnete sie geräuschlos. Sie traten ein. Er verschloß sie hinter sich.

Gang und Treppen im Innern waren durch Lampen hell erleuchtet.

Ein Militärposten und ein Gefangenwärter hielten an der Thür Wache. Der Soldat hatte ein schläfriges Rekrutengesicht; der Gefangenwärter sah müde und verschlafen aus.

Das Herz klopfte der Baronin höher.

Sie stiegen die Treppen hinauf. Der Gendarm führte sie denselben Weg, den sie am Nachmittage gekommen war. Lampen brannten überall, aber sie zeigten nur träg einherschreitende Schildwachen, wie jener erste.

Sie erreichten die Zelle des Verurtheilten, die Todtenkammer.

Am Tage hatte eine Schildwache vor der Thür gestanden und ein Gefangenwärter daneben gesessen. Beide fehlten.

Der Gendarm klopfte an die Thür. Den Schlüssel zu ihr hatte er nicht.

Sie wurde sofort von innen geöffnet. Durch das Schiebfenster hatte vorher Niemand nachgesehen, wer da sei.

Man hatte in der Nacht die Hälfte der Vorsichtsmaßregeln des Tages aufgegeben.

Es war hell in der Todtenkammer. Zwei Laternen warfen durch den ganzen Raum ein klares Licht.

Es waren nur drei Personen in der Zelle, der Gefangene und zwei Wärter.

Die beiden Wächter saßen auf der Bank; der Eine rauchte, der Andere hatte in einem Buche gelesen.

Der Gefangene lag auf seiner Pritsche ausgestreckt. Geschlafen hatte er wohl nicht. Er erhob sich sofort bei dem Eintreten seiner Gattin. Er hatte sie ja erwarten müssen.

Sie schritt auf ihn zu.

Ich mußte Dich noch einmal sehen, mein lieber Adalbert. Ich hatte Dir noch Manches zu sagen.

Dann wandte sie sich an den Gendarmen zurück, der sie hergeführt hatte.

Mein Herr, darf die Gattin mit dem Gatten in den letzten Stunden seines Lebens zehn Minuten allein sein?

Der Gendarm besann sich nur einen Augenblick.

Es sei, Madame. Aber nur zehn Minuten.

Folgen Sie mir, befahl er den Gefangenwärtern.

Der Franzose befahl auch hier den Deutschen.

Die beiden Wärter verließen mit ihm die Zelle.

Die Thür verschloß sich hinter ihnen. Der Franzose war eben so rücksichtsvoll, wie höflich und menschlich.

Die Gattin war mit dem Gatten allein.

Die entscheidendste Stunde ihres Lebens war da. Nur Minuten waren es, nur zehn kurze Minuten. Wie Vieles sollte, mußte in ihnen geschehen!

Schnell, Adalbert, wechseln wir die Kleider.

Nein, Johanna. Ich wollte es Dir am Tage schon sagen.

Ich sah es. Du durftest es nicht. Du darfst es jetzt nicht. Um Deiner Kinder willen nicht. Um meinetwillen nicht. Meinst Du ich kann leben ohne Dich? Ich habe Muth und Kraft nur für Dich. Ohne Dich bin ich nichts. Ich beschwöre Dich Adalbert, kein Wort weiter, ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, bei dem ewigen Gott! Du mußt Dein Leben retten, nur das. Denke nicht an mich. Kein Gesetz verbietet, was ich thue. Voran, voran, um Gotteswillen voran!

Er wagte keinen Widerspruch mehr. Er konnte es nicht, der Seelengröße der Frau gegenüber.

Sie führte ihn in einen Winkel der Zelle.

Ihrem Muthe, ihrer Kraft glich ihre Umsicht. Es kam Alles darauf an, daß das Vertauschen der Kleider unbeachtet blieb. Eine Rückkehr der Beamten vor der gegebenen Frist war nicht zu befürchten. Sie durf-

ten nur nicht von außen gesehen werden. Die Lampen auszulöschen war nicht möglich. Es hätte einen Verdacht erregt, der zu sofortiger Untersuchung und Entdeckung hätte führen müssen. Eine Beobachtung von außen konnte nur durch Oeffnungen in den beiden Thüren geschehen. Die Seitenthür hatte weder ein Schiebfenster noch eine andere Oeffnung. Die vorsichtige Frau hatte sie schnell mit der Hand und Auge untersucht. In der Eingangsthür war ein Schiebfenster; es konnte unzweifelhaft auch von außen geöffnet werden. Vor ihm mußte man sich sichern.

In den Winkel hinter der Thür hatte sie den Gatten geführt.

Rasch, Adalbert, wir haben kaum noch sieben Minuten.

Aber da sah sie ihn näher an, und sie entsetzte sich.

Allmächtiger Gott, was ist mit Dir vorgegangen?

Er lächelte schmerzlich.

Der Scharfrichter war hier. Vor einer Stunde; damit morgen Früh kein Aufenthalt sei. Er machte meine Toilette, wie sie es in Frankreich nennen.

Aber dann erschrack auch er.

Ach, das Umwechseln der Kleider wird nicht mehr helfen.

Der Scharfrichter hatte die „Toilette" des Unglücklichen gemacht.

Das Haar war ihm hinten am Nacken glatt weggeschoren, bis oben an den Hinterkopf hinan. Nur über der Stirn war von dem reichen, schönen Lockenhaar ein kleiner Rest zurückgeblieben.

Er hatte eine traurige Bestimmung.

Wenn bei Hinrichtungen der Kopf von dem Beile des Scharfrichters gefallen ist, dann muß ein Henkersknecht das blutende Haupt an den Haaren fassen und es so als Wahrzeichen vor der Menge hoch emporhalten.

Die Frau schauderte bei dem Anblicke.

Meine Fülle von Haaren! rief sie dann, einem andern Gedanken erliegend. Sie wird mich verrathen, und ich sehe kein Instrument hier, das retten könnte.

Sie hatte das schönste, vollste, kastanienbraune Haar, das man sehen konnte.

Sie sah sich vergebens nach einem Instrumente um, durch das sie des wundervollen Schmuckes sich hätte entledigen können.

Sie verlor dennoch den Muth nicht.

Voran, rief sie. Ich werfe mich auf das Lager, bevor Du fort bist. Man wird nichts sehen. Entdeckt man's später, so ist es zu spät. Rasch

voran. Und höre mir unterdeß zu. Der Gendarm, der mich herbrachte, wird Dich auf geradem Wege die Treppen hinunter auf den Hof bis an das Brückenthor führen. Du wirst überall wenigen Menschen und wenigem Lichte begegnen. Er wird französisch mit Dir sprechen. So wirst Du ihm antworten. An dem Brückenthore wirst Du den alten Joachim treffen. Er wird Dich unmittelbar zu einem Wagen bringen, der zehn Minuten von der Stadt auf Dich wartet. Eine Meile weiter findest Du Relais. In anderthalb Stunden bist Du jenseits der Grenze.

Und die Kinder? fragte der Gefangene.

Sie sind im Gasthofe unter Aufsicht. Anna wird sie Dir morgen nachbringen.

Und Du, meine arme Johanna?

Sprich nicht von mir. Ich stehe in Gottes Hand. Möge er auch Dir beistehen.

O, Du edles, Du hohes Weib!

Wir sind fertig, Adalbert. Und auch die Frist ist um, die uns gesetzt ward. Wir haben noch Zeit zu zwei Worten vorher.

Sprich sie aus, Johanna.

Sie zögerte doch. Aber sie konnte auch den Muth fassen, noch das zu sagen, was sie zu sagen hatte.

Adalbert, Du bist ein Mann. Du fürchtest dich vor dem Tode auch von der Hand des Henkers nicht.

Ich fürchte mich nicht vor ihm. Er ist für mich der Tod der Ehre.

Das ist er, und so wußte ich es. Ich hoffe, daß diese Befreiung gelingen wird. Aber welcher unglückliche Zufall kann schon in der nächsten Minute dazwischen treten, und Alles zerstören und vernichten. Dann könnte ein Moment über Dich kommen, in welchem Du dem Tode durch den Henker einen anderen Tod vorzögest. Du findest in der Tasche Deines Kleides Gift. Und nun lebe wohl. Sie klopfen schon an die Thür, zum Zeichen, daß wir uns trennen sollen.

Sie reichte ihm fest die Hand. Der stärkste Mann hätte nicht mehr Kraft zeigen können, als die, von der sie in diesem Augenblicke getragen und gehoben wurde.

Der Gefangene war keines Wortes mehr mächtig. Es wollte ihn ein Gefühl überkommen, als sei er kleiner, schwächer, als das edle Weib. Aber sie war ja stark und edel für den starken, edlen Mann.

Man hatte draußen an der Thür geklopft.

Sie können hereinkommen, mein Herr, rief die Frau.

In demselben Augenblicke hatte sie sich auf das Lager geworfen, das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt.

Der Gendarm trat mit den beiden Gefangenwärtern wieder ein.

Alle drei warfen sorgsame, prüfende Blicke umher.

Aber sie sahen den Gefangenen auf dem Lager, ganz wie sie ihn vor zehn Minuten verlassen hatten. Er trug die nämlichen grauen Beinkleider, die schweren, plumpen Schuhe, die kurze graue Jacke, das blaue leinene Halstuch, das Gesicht verhüllt mit dem gelben leinenen Taschentuch. Alles gehörte zu der Hauskleidung der Zuchthausgefangenen. Wie konnte das Gesicht in dieser Minute anders als schmerzvoll verhüllt sein?

An der Thür stand die Dame, gleichfalls völlig so, wie man sie verlassen hatte, in dem Kleide von schwarzem Crepe, dem Shawl von schwarzem Tuche, über das Gesicht den dichten schwarzen Wittwenschleier. Sie war gebeugt. Ach, es glich fast einem Wunder, daß sie nicht zusammengebrochen war.

Das sahen die Gefangenwärter. Das sah auch der feine gewandte französische Gendarm.

Kommen Sie, Madame, sagte er mitleidig.

Er ließ die verschleierte Dame vorausgehen, und verließ erst nach ihr die Zelle.

Einer der Gefangenwärter schloß die Thür hinter ihnen zu.

Die Frau des Hinzurichtenden war mit den beiden Wärtern allein in der Todtenkammer.

Das Herz klopfte ihr so laut, daß sie fürchtete, es werde sie verrathen.

Sie vermochte ihm zu gebieten.

Sie horchte.

Sie hörte die Schritte des Gendarmen und ihres Gatten sich entfernen, in dem Gange vor der Zelle; die erste Treppe hinunter — in den zweiten Gang — auf der zweiten Treppe.

Dann hörte sie nichts mehr.

Kein Laut draußen; in dem ganzen großen Gebäude Todtenstille.

Auch in der Todtenkammer.

Der eine der Gefangenwärtrr hatte sich wieder zum Lesen hingesetzt.

Der andere, nachdem er einen Blick auf das Lager des Gefangenen geworfenen und sich von dessen Ruhe überzeugt hatte, schien unentschlossen zu sein, ob er wieder seine Pfeife anzünden oder sich vielleicht zum Schlafen auf der Bank ausstrecken solle.

Die Frau auf dem Lager betete. Sie betete mit Lippen, die von der entsetzlichen Angst und Spannung vertrocknet waren, aber mit dem vollsten, dem inbrünstigsten Herzen, das je zu dem ewigen Vater im Himmel gebetet haben mag.

Ewiger, ewiger Gott, gieb ihm Deinen Schutz, sei sein Schirm.

Da wurde die Todtenstille des Hauses unterbrochen.

Schritte kehrten von unten her auf den Treppen zurück.

Es waren die Schritte von zwei Personen.

Die Angst schnürte der armen Frau das Herz zu.

Aber die Schritte gingen langsam, ruhig, fast gemessen.

Sie wollte aufathmen.

Es konnte, es mußte etwas Anderes sein.

Aber, es kam nach oben, es war in dem Gange vor der Zelle. Es ging auf die Zelle zu und hielt vor der Thür.

Allmächtiger Gott, hättest du keine Gnade mehr für uns?

Es klopfte draußen an die Thür.

Oeffnet! rief die Stimme des Gendarm.

Es war vorbei. Es mußte vorbei sein. Alles vorbei und vergebens. Zwei Personen waren zurückgekehrt, der Gendarm und der Gefangene.

Die Frau wollte von dem Lager aufspringen; sie konnte kein Glied bewegen. Sie wollte laut aufschreien. Es war ihr, als müsse sie es, als müsse sie sterben, wenn sie diese fürchterliche Angst nicht laut, laut aus sich herauspressen könne. Die Stimme versagte ihr.

Die Thür war geöffnet.

Der Gendarm trat wieder ein.

Mit ihm der Gefangene in der Trauerkleidung der unglücklichen Frau, die jetzt unrettbar Wittwe war.

Der Gendarm sah ruhig, aber sehr ernst aus.

Verlassen Sie uns auf zehn Minuten, befahl er den Gefangenwärtern.

Die Gefangenwärter verließen die Zelle.

Der Gendarm wandte sich an die Baronin.

Madame, Sie hatten die französischen Gendarmen nicht gekannt. Ich konnte menschlich sein, aber meine Pflicht nicht vergessen. Unten, als wir ganz allein waren, mußte ich genau wissen, wer es sei, den ich hinausführe. Ich fand leicht die Wahrheit. Ich mußte meine Pflicht weiter erfüllen. Ich bedaure es tief. Es handelte sich außerdem um meinen Kopf. Aber das verzeihe ich Ihnen, Madame. Ich ehre Ihren Schmerz,

Ihr großes Herz. Wechseln Sie wieder die Kleider mit Ihrem Gemahl. Ich werde mich umwenden. Ich führe Sie dann zurück, und wie jetzt Niemand etwas von dem Geschehenen weiß, so darf ich Ihrem Edelmuthe vertrauen, Madame, daß es auch ferner tiefes Geheimniß bleibe.

Er wandte sich um.

Wie beschämte dieser französische Gendarm die Deutschen in dem Dienste der Franzosen!

Die beiden Gatten mußten zum zweiten Male die Kleider wechseln. Mit welchen andern Gefühlen jetzt!

Doch nicht in voller Hoffnungslosigkeit.

In der muthigen Frau konnte die Hoffnung nicht sterben.

Sie zog aus ihrem Kleide ein kleines Etui in der Form einer außerordentlich zierlichen Nadelbüchse hervor. Sie übergab es ihrem Manne.

Das Gift! flüsterte sie kaum hörbar. Aber fasse noch immer Hoffnung. Mache keinen Gebrauch davon, als bis Du mich wieder gesehen hast.

Sie waren mit dem Anzug fertig.

Die Gattin küßte noch einmal den Gatten.

Ich bin bereit, mein Herr, sagte sie dann zu dem Gendarmen. Ich habe nur noch Eine Bitte an Sie, die um Ihre Verzeihung.

Madame, ich habe Ihnen längst verziehen.

Sie verließ mit ihm die Zelle.

Schweigend ging sie den Weg zurück, den sie vor einer halben Stunde gekommen war, den der Gefangene hatte zurücklegen sollen, den er kaum zur Hälfte hatte zurücklegen können.

Am Thore draußen vereinigte die unglücklichste der Frauen sich mit dem alten, treuen Diener.

Beide schritten durch das Thor.

Das Thor verschloß sich hinter ihnen und sie standen allein auf der Brücke.

Es war vergebens, Joachim.

Hinten auf dem freien Platze hörten sie das Schlagen von Aexten und Hämmern.

Der Mond war frei geworden.

Auf der Anhöhe des freien Platzes, dort, wo die Aexte und Hämmer ertönten, sah man ein hohes Gerüst.

Das Schaffot war unterdeß aufgerichtet worden.

5.

Ein Raub.

Die unglücklichste der Frauen!

War sie es wirklich?

Nein, sie war es nicht. Der Unglücklichste hat gar keinen Muth, gar keine Hoffnung mehr. Und sie hatte noch Hoffnung und noch so vielen, großen, starken Muth.

Aber die liebendste, die treueste Frau war sie. Ein echtes, braves deutsches Weib!

Sie war sinnend auf der Brücke stehen geblieben und hatte mit Entsetzen jene Schläge gehört, das dunkle Gerüst gesehen.

Aber das Entsetzen hatte nur ihre Thatkraft schnell und lebendig wieder wecken können.

Gehen wir dorthin, Joachim.

Gnädige Frau, wissen Sie, was dort ist?

Das Schaffot. Ich muß wissen, wo mein Adalbert zum letzten Mal an mich und an seine Kinder gedacht hat.

Warum wollen Sie sich diese Qual machen?

Ich will ja auch Anderes, guter Joachim. Folge mir. Zwei Pläne sind mir mißlungen. Ich muß noch den dritten wagen. Suchen wir ihn dort. Nur dort ist er noch zu finden.

An was denken Sie, gnädige Frau?

Ich habe noch nichts. Dort, dort!

Der Diener folgte ihr.

Sie gingen auf den freien Platz. Sie überschritten ihn in der Richtung zu dem Gerüste hin.

Es war spät geworden; die eilfte Stunde der Nacht hatte geschlagen. Der Platz war leer von Menschen. Früh am andern Morgen sollte die Hinrichtung sein, und sie wollten ja das Schauspiel nicht versäumen.

Niemand begegnete den beiden Wanderern auf dem Platze.

Sie erreichten die Nähe des Gerüstes.

Es war fertig. Nur noch drei Männer waren oben beschäftigt. Sie schlugen einige Nägel ein, damit Alles recht fest sei.

Eine Schildwache stand unten.

Die drei Männer hatten auch die nachträgliche Arbeit vollendet. Sie verließen ebenfalls das Gerüst, die letzten. Unten sahen Sie auf ihre Arbeit zurück.

Wir haben da ein gut Stück Geld verdient.

Früher, vor der Westphälischen Zeit hatten der Scharfrichter und seine Knechte allein das Recht, das Hochgericht aufzurichten.

Ja, die Franzosen haben manches Gute in das Land gebracht.

Das waren die Gedanken der Leute; daß sie, Deutsche, den Franzosen gegen einen Deutschen den blutigen Schergendienst geleistet hatten, daran dachten sie nicht. Nur an das Blutgeld.

Möge nie wieder eine fremde Unterjochung solchen Sklavensinn nur in eine einzige deutsche Brust tragen!

Die Leute gingen.

Die Schildwache blieb allein zurück, träumend, wie Schildwachen zu träumen pflegen. Doch nein, am einsamen Hochgericht träumt in der dunklen Mitternachtsstunde der Rekrut wohl andere Träumen.

Der Soldat sah die beiden Menschen, die näher kamen. Er wies sie nicht zurück. Er freute sich wohl, daß er nicht so allein war.

Die Frau des Hinzurichtenden konnte sich genau das Gerüst ansehen.

Es war ein viereckiger Bohlen- und Bretterbau. Seine Platte war frei. Eine Treppe von sieben Stufen führte hinauf. Sie war so breit, daß drei Menschen neben einander sie besteigen konnten.

Die Treppe sollte am anderen Morgen ihr Gatte ersteigen. An der Seite des Geistlichen, der ihn zum Tode führte, wenn man ihm die Wohlthat erzeugte; denn als eine Wohlthat wurde es angesehen. Sonst am Arme des Henkersknechts, wenn er den nicht verschmähte.

O, er stößt ihn gewiß zurück! rief die Frau, und zum erstenmale kam Röthe, die Röthe des Zornes, in ihr bleiches Gesicht.

Oben auf der Platte, in ihrer Mitte, erhob sich ein runder Gegenstand. Auf ihm konnte die Frau doch nicht ihr Auge haften lassen. Es war der Block, auf dem der Hinzurichtende seinen letzten Seufzer aushauchen sollte. Auf ihn mußte er seinen Kopf legen. Das Beil des Henkers hob sich, es blitzte in der Luft, es fiel nieder —

Die arme Frau mußte sich an dem Arme des Dieners festhalten.

Lassen Sie uns umkehren, gnädige Frau.

Nein, Nein! Aber treten wir ein paar Schritte zurück. Ich habe eine Frage an dich.

Sie traten ein paar Schritte zurück.

Hast du schon einer Hinrichtnng beigewohnt, Joachim?

Warum das, gnädige Frau?

Antworte!

Ja, einmal.

Erzähle, wie es dabei herging.

Gnädige Frau, nur die Erinnerung schon will mir das Herz abdrücken.

Erzähle. Der Hinzurichtende wird auf den Richtplatz gefahren?

In einem verschlossenen Wagen.

Wer sitzt bei ihm im Wagen?

Zwei Gendarmen und der Geistliche.

Wo steigt er aus? An der Treppe dort?

Nicht unmittelbar an ihr. Vor ihr steht noch der Gerichtstisch. Daran sitzt das Gericht. Vor dem Gerichtstische muß er aussteigen. Der Richter muß ihm dann noch einmal laut, daß Alle es hören können, das Todesurtheil vorlesen. Dann erst wird er dem Scharfrichter übergeben. Dieser —

Halt. Laß uns wieder zu dem Gerüste gehen.

Sie gingen hin.

Bis hieher ungefähr wird der Wagen fahren.

Bis hieher, zehn Schritte vor der Treppe.

Und wie weit dürfen die Zuschauer hervortreten?

Manche drängen sich bis dicht an den Wagen.

Es sind Gendarmen da?

Und außerdem schließt das Militär einen Kreis.

Innerhalb des Kreises hält der Wagen?

Die Gendarmen und Soldaten umgeben ihn.

Sie wurde nachdenklich.

So ginge es also nicht!

Ihr Geist arbeitete um desto anstrengender. Sie stand in sich versunken. Sie rief Anderes in ihr Gedächtniß zurück.

Auf einmal lebte sie wieder auf.

Aber so! Komm, Joachim, zu Hause. So, so muß es gehen.

Sie warf noch einen Blick auf das Hochgericht, die Treppe, die Umgebung. Dann wandte sie sich um. Sie lenkte ihre schnellen Schritte der Stadt zu.

Ein Entschluß, ein Plan war in ihr reif geworden. Der Entschluß war nur ein alter, der Plan war ein neuer.

Was haben Sie vor, gnädige Frau? fragte der alte Jäger.

Laß mich, laß mich. Ich muß noch nachsinnen.

Sie kehrten in die Stadt zurück und erreichten den Gasthof.

Folge mir in mein Zimmer, Joachim.

Er folgte ihr in ihr Zimmer.

Die Kinder schliefen.

Die Kammerfrau wachte bei ihnen.

Sie küßte die schlafenden Kinder.

Ihr sollt Euren Vater wieder haben. Jetzt wird Gott mich, ihn, Euch nicht mehr verlassen. O, du lieber, lieber Gott im Himmel, verlaß uns nicht!

Ihr Gesicht war von einer hellen Röthe übergossen. Sie war fast fieberhaft. Aber in ihren Augen blitzte der kräftigste und klarste Muth.

Mit diesem trat sie zu dem Diener.

Es ist zwölf Uhr, Joachim. Gegen sechs, mithin frühestens halb sechs, soll die Hinrichtung sein. Fünf Stunden, fünf volle Stunden, haben wir also noch Zeit. Stärke Dich zuerst; Du hast wahrscheinlich seit Mittag nichts genossen.

Ich bedarf nichts, gnädige Frau.

Du mußt. Und dann besorgst Du mir Folgendes. Kennst Du die Kleidung der Zuchthaussträflinge.

Sie ist von grauem Drillich.

Richtig, lange Beinkleider, eine kurze Jacke. Dazu plumpe Schuhe. Kannst Du mir das Alles besorgen?

Ich denke.

Aber ohne Aufsehen zu erregen. Niemand, der uns verrathen könnte, darf es wissen.

Es wird gehn.

Sprich, wie?

Ich habe einen alten Bekannten hier in der Stadt. Er ist Schneider.

Du kannst ihm vertrauen?

Er war immer ehrlich.

Geh zu ihm, bestelle mir den Anzug. Dann erkundige Dich, wenn der Wagen abfährt, der meinen Gatten abholt. Um vier Uhr spätestens sei wieder hier. Geh. Vorher stärke Dich.

Der alte Jäger ging.

Er fragte nicht vorher, zu welchem Zwecke er seinen Auftrag ausrichten solle. Er mochte es ahnen. Und er kannte den festen Willen

seiner Gebieterin, und, wenn er auch noch eine Einsprache hatte, jetzt war nicht die Zeit dazu.

Die Baronin wandte sich zu ihrer Kammerjungfer.

Jetzt eine Bitte an dich, Anna.

Die Zofe mußte doch erst fragen.

Was haben Sie vor, gnädige Frau? Sie sind so sonderbar.

Frage mich nicht. Nimm deine größte und schärfste Scheere.

Aber wozu? Sie machen mir Angst.

Suche die Scheere.

Das Mädchen suchte die Scheere. Sie kam mit ihr zurück.

Ihre Gebieterin hatte sich auf einen Stuhl gesetzt.

Sie hatte unter ihrem Hut eine Haube getragen.

Sie nahm die Haube ab, wie sie schon vorher den Hut abgelegt hatte.

Eine Fülle des schönsten Haares fiel auf ihre Schultern, eine Fülle der glänzendsten, kastanienbraunen Locken. Sie fielen tief hinunter, sie waren so voll, so reich, so lang.

Schneide mir die Haare ab, Anna.

Allmächtiger Gott! rief die erbleichende Dienerin.

Zögere nicht.

Dieser Schmuck! Ich kann nicht.

Bittere Thränen fielen der Zofe aus den Augen.

Es muß sein, meine gute Anna. Zögere nicht, damit ich mich bald ein wenig zur Ruhe legen kann. Ich bedarf ihrer.

Das Mädchen gehorchte. Sie gehorchte zitternd, mit bleichem Gesichte, als wenn sie ein Verbrechen begehe.

Und war es nicht fast ein Verbrechen, dieser Raub an dem reichen Schmuck, an der glänzenden Pracht der jungen Frau?

Nein, es war das edelste Opfer, und auch das nicht einmal für die edle Frau.

Die Locken fielen unter der zitternden Scheere, eine nach der anderen.

Die Frau fühlte es nicht.

Sie lagen dunkelglänzend auf dem Boden umher.

Die Frau sah nicht nach ihnen hin.

Sie fragte nur die Zofe:

Hast du da hinten auch recht kahl geschnitten?

O, es ist Alles fort, schluchzte das Mädchen.

Wie geschoren muß es sein, bis hoch an den Kopf hinauf.

Es ist so!

Sie besah sich im Spiegel. Es war so. Sie war zufrieden.

Die arme Frau war zufrieden, glücklich in der grausamsten Verstümmlung.

Und nun besorge mir eine kleine Erquickung, eine Tasse Kaffee. Nichts weiter.

Die Zofe besorgte es ihr.

Sie genoß es. Es war ja auch eine Pflicht.

Dann setzte sie sich in einen Sessel, um auszuruhen.

Sollte ich schlafen, so wecke mich, sobald Joachim zurück ist.

Sie legte sich in den Sessel zurück.

Sie ruhte.

Wie sehr bedurfte sie der Ruhe!

Auch des Schlafes hätte sie wohl bedurft. Aber konnte der Schlaf das pochende Herz, den arbeitenden Geist bewältigen.?

Um vier Uhr Morgens kehrte der alte Jäger zurück.

Er brachte seiner Gebieterin das Verlangte.

Als er ins Zimmer trat, war sie schon aufgesprungen.

Wann kommt der Wagen?

Er soll mit dem Glockenschlage fünf vor dem Zuchthause halten.

Sie musterte das Mitgebrachte.

Sie war auch damit zufrieden.

Nun zu der letzten Arbeit. Armer Joachim, verlaß uns, aber nur auf eine Viertelstunde.

Der alte treue Diener wollte jetzt seine Einwendungen machen.

Gnädige Frau, lassen Sie mich diese Kleider anziehen.

Du ehrlicher Alter, mit Deinem weißen Kopfe, den sie auf zwanzig, Schritte erkennen würden? Nein, was da zu thun ist, das kann nur ich allein, kein anderer Mensch. Mache dich fertig zu unserem neuen Gange.

Der Alte mußte sich beugen. Er verließ mit einem schweren Seufzer das Zimmer.

Die Zofe schritt zu der letzten Arbeit an ihrer Herrin.

Sollte alle die Liebe, alle Treue, alle Hingebung und Aufopferung der edlen Frau unbelohnt bleiben?

Die Zofe war mit ihrer Arbeit fertig.

Der alte Jäger kehrte zurück.

Gehen wir.

Die Herrin und der Diener verließen zum dritten Male den Gasthof.

Draußen war noch dunkle Nacht. Auch der Mond war nicht mehr da. Sie durchschritten die Straßen zum Zuchthause.

Einzelne Menschen gingen schon vor ihnen her, an ihnen vorüber; sie wollten ja früh genug zu dem blutigen Schauspiele kommen. Sie eilten nach dem Platze der Hinrichtung.

Die Baronin und der Jäger erreichten die Brücke vor dem Zuchthause.

Dort waren keine Menschen.

Auf den Thürmen der Stadt schlug es fünf Uhr.

Eine Minute später kam von der Stadt her ein Wagen.

Es war eine, mit zwei Pferden bespannte, verschlossene Kutsche.

Du wartest hier, Joachim, sagte die Baronin zu dem Jäger, bis Eines von uns Beiden aus dem Zuchthause zurückkehrt, er oder ich. Was dann weiter zu thun ist, weist Du.

Der Jäger blieb an der Brücke.

Sie ging dem Wagen entgegen.

Der Kutscher saß auf dem Bocke. Weiter war Niemand in dem Wagen.

Sie wandte sich an den Kutscher.

Wollen Sie zwei Louisdor verdienen?

Ei, warum nicht?

So lassen Sie mich in den Wagen steigen und fahren Sie mich in den Zuchthaushof. Ich möchte gerne sehen, was dort passirt.

Steigen Sie ein, Madämchen oder Mamsellchen.

Aber Niemand darf ein Wort erfahren!

Kein Mensch in der Welt.

Hier das Geld.

Der Kutscher öffnete den Wagenschlag, hob sie in den Wagen und machte den Schlag wieder zu.

Dann kehrte er auf seinen Bock zurück und fuhr weiter.

Auf der Brücke klaschte er laut mit der Peitsche, um seine Ankunft anzukündigen.

Man hatte ihn in dem Gefängnißhofe schon gehört. Das Brückenthor wurde geöffnet.

Der Wagen fuhr durch das Thor in den Hof.

Das Thor wurde hinter ihm wieder verschlossen.

An eine Durchsuchung des Wagens hatte man nicht gedacht. Wozu auch hätte sie geschehen sollen?

Der Kutscher mußte bis nahe an die Eingangsthüre des Zuchthauses fahren.

Dort bekümmerte sich Niemand weiter um ihn.

6.

Die Abfahrt zur Execution.

Der Morgen graute noch lange nicht.

Aus einer Thür unten im Zuchthause trat ein alter Mann. Es war der Nachtwächter des Hauses. Er trug eine Laterne. Er bedurfte ihrer. Die Lampen in den Gängen und auf den Treppen brannten zwar noch, aber ihr trüber, matter Schein leuchtete kaum auf wenige Schritte.

Rund umher war die tiefste Stille.

Die Nacht herrschte noch in dem Gefängnißhause mit ihrem ganzen Rechte, mit ihrer ganzen Macht. Es schlief noch Alles

Alles in dem Hause des Schreckens, des Grams, der Angst, der Verzweiflung, der Todesangst.

Der Wächter ging zu einigen Thüren des Ganges. Er klopfte leise an. Es ist Zeit, rief er eben so leise durch die Thüren.

Er wollte wohl Niemanden wach machen, als wer geweckt werden mußte.

Er stieg die Treppen hinauf, alle drei, die in die oberen Theile des Hauses führten, in dem langsamen, leisen Schritt, mit dem er seine Kammer verlassen hatte.

Aber im dritten Stock machte er vor einer Zelle Halt. Es war die Todtenkammer.

Er klopfte auch hier leise an.

Das kleine Schiebefenster der Thür wurde geöffnet.

Das Gesicht eines der Wärter der Zelle wurde durch die Oeffnung sichtbar.

Es ist vier Uhr, sagte der Nachtwächter.

Gottlob.

Schläft er?

Ich weiß es nicht, aber ich glaube Er hat sich fast die ganze Nacht nicht gerührt.

So weckt ihn, es ist Zeit.

Er ist fertig.

Aber ein Viertel auf Fünf wollte der Geistliche hier sein.

Der Nachtwächter kehrte um und ging die Treppen wieder hinunter.

Der Wärter in der Zelle schob das Schiebefenster zu.

Dann trat er zu dem Lager des Gefangenen.

Der Hinzurichtende hatte ruhig dagelegen.

Als der Wärter sich ihm nahte, erhob er sich.

Er hatte Alles gehört. Er hatte nicht geschlafen. Er hatte aber ruhig liegend, fast die ganze Nacht sich nicht rühren können.

Welch' ein ruhiges Bewußtsein mußte er haben!

Er stand von dem Lager auf und machte ein paar Schritte durch die enge Zelle, um die steifen Glieder zu dehnen. Er ging kräftig aufrecht.

Die beiden Lampen in der Zelle brannten minder trübe, als in den Gängen draußen. Ihr Schein zeigte auch sein Gesicht kräftig, ruhig.

Von außen wurde an die Thür geklopft.

Ein Wärter sah durch das Schiebefenster und öffnete dann schweigend.

Der Inspektor des Gefängnißhauses trat ein, der nächste Beamte nach dem Direktor, derselbe, der gestern die Frau des Hinzurichtenden empfangen und geführt hatte.

Er wandte sich an diesen.

Was für ein Frühstück wünschen Sie?

Mein gewöhnliches.

Der Beamte wurde verlegen.

Heute, an seinem letzten Tage, zu seinem letzten, schweren Gang, konnte, gemäß alter Sitte, der Gefangene ein Frühstück nach seiner Wahl fordern.

Der Beamte hatte doch nicht den Muth, diesem Gefangenen das zu sagen.

Sie können eine Flasche Wein verlangen, sagte der rohere Wärter. Oder auch Schnaps.

Ich bitte um mein gewöhnliches Frühstück.

Haben Sie sonst noch einen Wunsch? fragte der Inspektor.

Keinen mehr.

Darf ich den Geistlichen zu Ihnen führen?

Nach dem Frühstück.

Der Inspektor entfernte sich.

Nach wenigen Augenblicken wurde das Frühstück des Gefangenen gebracht.

Es bestand aus einer Mehlsuppe und Brod. Das war das gewöhnliche Frühstück, und er hatte es verlangt.

Der Inspektor hatte dennoch Chocolade beifügen lassen. Aber kein geistiges Getränk.

Er stand an feinem, richtigen Gefühl keinem Franzosen nach.

Sie hatten nicht Alle ihre Ehre und ihr Gewissen verkauft, die damals dem französischen Regimente dienten.

Der Gefangene genoß nur von seinem gewöhnlichen Frühstück.

Der Geistliche kam.

Die Wärter verließen bei seinem Erscheinen die Zelle, den Gefangenen mit ihm allein zu lassen.

Der Priester war verlegen.

Der Gefangene wandte sich ruhig zu ihm.

Sie sind ein würdiger Mann. Darum habe ich Sie zu mir kommen lassen. Sie werden mich nicht quälen in meiner letzten Stunde.

Der Geistliche war ein würdiger Mann.

Beten wir zusammen? fragte er.

In stillem Gebet.

Beide knieten nieder und beteten stille.

Sie verharrten lange in dem stillen Gebete.

Als sie sich erhoben hatten, sagte der Geistliche:

Haben Sie mir noch irgend etwas mitzutheilen? Mir noch einen Auftrag zu geben?

Der Gefangene besann sich.

Ja, sagte er dann. Jetzt dürfen Sie noch nicht sprechen. Aber diese Zeit der Erniedrigung Deutschlands kann nicht ewig, sie kann nicht lange mehr währen. Das deutsche Volk ist so brav, so edel, es ist zur Freiheit bestimmt, wie nur ein Volk der Welt. Es kann nicht lange mehr dem übermüthigen, fremden Tyrannen gehorchen. Es wird seine Fesseln zerbrechen, es wird die frechen Franzosen aus seinem schönen Lande hinausjagen. Das wird, das muß in wenigen Jahren geschehen. Wenn dann unser Vaterland wieder frei ist, wenn wieder ein deutsches Wort im deutschen Lande gesprochen werden darf, dann verkünden Sie laut allem Volke, wie heute für die Ehre und für die Freiheit des Vaterlandes ein deutscher Mann muthig und ruhig gestorben ist. Geben Sie mir die Hand darauf.

Der Geistliche nahm seine Hand.

Wenn ich es noch erlebe, sagte er.

Sie werden es erleben. —

Es war fünf Uhr Morgens geworden.

Um halb sechs Uhr sollte die Hinrichtung vor sich gehen.

Wenn um sechs Uhr die Sonne aufging, sollte Alles vorbei sein.

Die Thür der Todtenkammer wurde weit geöffnet.

Der Generalprokurator des Königs von Westphalen trat ein, in seinem rothen Amtsmantel, aber nicht stolz, nicht vornehm in diesem Augenblicke. Der deutsche Adelige trat in der Tracht der Fremdherrschaft dem deutschen Edelmanne in der Zuchthausjacke entgegen, um ihn zum Tode abzuholen.

Der Direktor des Gefängnisses folgte ihm.

Gendarmen und Gefangenwärter blieben an der Thür stehen.

Delinquent sind Sie bereit? redete der Anwalt des Königs den Gefangenen an.

Ich bin bereit.

Man konnte noch nicht aufbrechen.

Ein großer, kräftiger Mann, in einen weiten, dunkelblauen Mantel gehüllt, wurde von den Gendarmen und Wärtern eingelassen.

Er trat an den Delinquenten heran. Er besichtigte ihn von allen Seiten. Er befühlte ihn, an der Brust, hinten im Nacken, an dem Kopfe.

Es war der Scharfrichter.

Der Delinquent zitterte nicht unter der Befühlung.

Der Scharfrichter war zufrieden, er verließ die Zelle.

Auch jene unglückliche Frau war zufrieden gewesen, als sie im Spiegel ihres schönen Schmuckes sich beraubt sah.

Brechen wir auf, befahl der Königsanwalt. Herr Pfarrer, Sie dürfen den Delinquenten begleiten, aber nur bis an die Stufen des Schaffots.

Er schritt voran.

Ihm folgte weiter der Direktor des Gefängnisses.

Der Gefangenwärter, Delinquent — und der Geistliche schlossen sich an.

Sie verließen die Todtenkammer.

Draußen begleiteten die Gendarmen und Gefangenwärter sie.

So stiegen sie die Treppen hinunter.

Die Treppen waren trübe erleuchtet, wie vorhin.

Sie gelangten in den Gefängnißhof.

Es war noch Nacht draußen. Die Morgenröthe war vielleicht schon im Begriff, am Himmel aufzusteigen; dunkle Wolken verhüllten sie.

Auch auf dem Hofe war es dunkel. Die Laternen brannten trübe, wie im Hause.

Vor der Thür hielten zwei Wagen.

Beide waren verschlossen.

An dem einen stand ein Gendarm.

Hinter dem Gendarmen standen mehrere Personen.

Es waren auch Frauen darunter, wohl die Frauen der Gefängnißbeamten, die in dem Gefangenhause wohnten. Sie waren neugierig wie Andere.

Eine trug einen langen, dunklen Mantel. Die Kapuze des Mantels hatte sie über das Gesicht gezogen, gegen die Morgenkälte, vielleicht auch, um von den Anwesenden nicht erkannt zu werden. Manche Dame kann ihre Neugierde nicht bezwingen, aber wohl sich ihrer schämen. Eine Dame schien sie zu sein.

Zu dem Wagen, an dem der Gendarm und die Frauen standen, wurde der Delinquent geführt. Er sollte einsteigen.

Ein Gendarm stieg vor ihm ein.

Dann der Geistliche.

In dem Augenblicke, als der Geistliche sich auf dem Wagentritt erhob, entstand eine Verwirrung.

Die zuschauenden Frauen hatten sich dichter herangedrängt.

Die Gendarmen und Gefangenwärter wollten sie zurückhalten.

Dabei wurde der Priestermantel berührt, den der Geistliche umgehängt hatte; er fiel ihm von den Schultern.

Mehrere bückten sich zur Erde, ihn aufzuheben, Gendarmen, Gefängnißwärter.

Dadurch entstand neue Verwirrung.

Auch einer Frau war ihr Mantel abgefallen.

Sie hatte unmittelbar neben dem Gefangenen, dem Delinquenten gestanden.

Der Mantel war rasch, in dem Momente des Niederfallens wieder aufgehoben. Er hing wieder über den Schultern; die Kapuze bedeckte wieder Kopf und Gesicht.

Aber wessen Schultern wieder? Wessen Kopf, wessen Geschlecht?

Es war Alles in der Dunkelheit so eilig vor sich gegangen, und man war mit dem Geistlichen und dessen Talar beschäftigt gewesen.

Die Dame in dem Mantel hatte vorher rechts von dem Gefangenen gestanden. Jetzt stand sie links von ihm.

Nur der Gendarm, der an dem Wagen gestanden hatte, war aufmerksam geworden.

Er sprang zu dem Delinquenten.

Fort, rief er, in den Wagen.

Er faßte ihn an dem Arm, er hob ihn in den Wagen hinein.

Der Geistliche hatte dort seinen Platz schon eingenommen.

Ein zweiter Gendarm setzte sich dann in den Wagen, zu dem ersten, gegenüber dem Geistlichen und dem Delinquenten.

Die Gefangenwärter verschlossen den Wagen.

Der Gendarm, der an dem Wagen Wache gehalten hatte, wandte sich aber zu der Dame in dem dunklen Mantel.

Gehören Sie in das Haus?

Ich war hier zum Besuch.

So müssen sie sich sofort entfernen. Hier wird kein Besuch geduldet.

Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung, zu dem Brückenthore hin.

Gendarmen und Gefangenwärter gingen ihm zur Seite.

Dicht hinter ihnen ging schwankend die Dame in dem Mantel.

Das Brückenthor wurde geöffnet.

Der Wagen fuhr durch das Thor.

Die Gendarmen und Gefangenwärter blieben ihm zur Seite.

Nur Einer der Gendarmen trat zurück, zu der Dame.

Hierher Madame! sagte er.

Er wartete, bis sie an ihm vorübergegangen und im Freien war.

Unterdeß waren der Anwalt des Königs und der Director des Zuchthauses in den zweiten Wagen gestiegen.

Er folgte dem ersten.

Beiden folgte jetzt der Gendarm.

Wen hatte er an sich vorüber durch das Thor ins Freie gehen lassen.

7.

Die Execution.

Die beiden Wagen rollten über die Brücke.

Sie fuhren auf den freien Platz, zu der Anhöhe hin, auf der das Hochgericht errichtet war.

Die Brücke war durch Soldaten von Menschen frei gehalten.

Aber auf ihrer andern Seite wogte es.

Tausende, viele Tausende waren da, alle nur zu dem einzigen Zwecke, Zuschauer eines Schauspiels zu sein, das die Menschheit entwürdigt.

Jedes Alter, jedes Geschlecht war in dieser rohen, unmenschlichen Lust vertreten.

Die Soldaten, die an der Brücke gehalten hatten, umgaben den Wagen und geleiteten ihn.

Die wogende Menge lief voraus, ging zur Seite, folgte.

Sie waren still noch.

Erst der Anblick des Blutes entfesselt die Rohheit zur Thierheit.

Um das Hochgericht herum stand die Menge am dichtesten.

Durch eine Wolkenöffuung drang ein Schimmer der anbrechenden Morgenröthe, nur ein einziger, nur schwach, nur um Gestalten unterscheiden zu können.

Eine Kompagnie Infanterie umschloß das Hochgericht im Kreise.

Hinter dem Militär hielten Gendarmen zu Pferde.

Innerhalb des Kreises befanden sich nur wenige Menschen. Sie waren vor der Treppe, die auf das Gerüst hinaufführte.

Ein Tisch stand dort.

An dem Tische saßen zwei Personen, ein Richter und sein Gerichtsschreiber.

Ein Gerichtsdiener stand hinter ihnen.

Vor ihnen erhob sich eine große Gestalt in einem weiten, blauen Mantel, der Scharfrichter.

Ein paar Gendarmen waren zur Seite.

Oben auf dem Gerüste hielten sich vier Menschen in grauen Leinwandkitteln auf. Es waren die Henkersknechte.

Alle harrten des Hinzurichtenden, des Delinquenten, wie ihn die Amtssprache, des armen Sünders, wie ihn das Volk nannte.

Dicht an den Kreis heran, unmittelbar an die Soldaten und Gendarmen hatten sich die Zuschauer gedrängt.

Auch sie harrten des armen Sünders. Freilich, wie anders sie, als jene.

Manche hatten auch noch andere Zwecke.

Aber Alle trieb die rohe, gemeine Neugierde.

Doch nein, nicht Alle.

Dort, wo der Wagen mit dem Delinquenten vorfahren und anhal-

ten, wo der Hinzurichtende aussteigen und an den Gerichtstisch treten mußte, um die nochmalige Verlesung seines Todesurtheiles anzuhören und dann dem Scharfrichter übergeben zu werden, wo deshalb das Militär in doppeltem Gliede aufgestellt war, dort hatte sich auch der dichteste Haufen Zuschauer zusammen- und herangedrängt.

Und auch der bunteste.

Vornehme Herren standen dort und elegante Damen; die Damen nur tief verschleiert, damit nicht Jedermann sie erkennen sollte, das war das einzige bessere Gefühl in ihnen. Unverhüllte weibliche Gesichter wurden neben ihnen sichtbar; sie gehörten den geringeren, meist geringsten Ständen an. Unter ihnen waren auch bleiche, abgehärmte, und an ihrer Seite waren kranke Kindergesichter. Freche Buben höhnten die Vornehmen und sahen mit einem scheuen Mitleid auf die blassen Frauen und die kranken Kinder.

Sie waren ja ihres Gleichen. Es war aber auch noch etwas Anders dabei, und die Buben wußten es wohl, und dafür hatten sie keine Frechheit.

Die blassen Frauen, welche die kranken Kinder führten, trugen schneeweiße leinene Tücher in der Hand.

Solche Tücher, in das frische, noch rauchende Blut eines Hingerichteten getaucht, geben die Gesundheit wieder.

Selbst die Berührung eines armen Sünders, der vor dem Schaffot steht, kann wieder gesund machen.

Darum, in diesem traurigen Aberglauben, standen sie mit den bleichen Gesichtern harrend da, darum drängten sie sich zu dem Platze hin, an dem der Delinquent aussteigen mußte.

Noch standen die Zuschauer still. Aber sie hatten schon lange gestanden. Das, worauf sie warteten, wollte noch immer nicht kommen. Sie wurden ungeduldig.

Das „gemeine Volk" gab seine Ungeduld durch Witze kund.

Die Vornehmen unterhielten sich.

Ich fürchte mich doch, Baron, sagte eine der verschleierten Damen zu einem Herrn, der neben ihr stand.

Man muß nur zu Allem den rechten Muth mitbringen, meine Gnädige, erwiderte zuversichtlich der Herr.

Der Herr war eine lange Gestalt, mit langer Nase und steifem, allwissenden Gesichte.

Ach, Sie, Baron! sagte eine andere Dame. Sie haben Alles gesehen.

Vieles, wenigstens.

Auch schon eine Hinrichtung?

Zum öfteren, meine Gnädige.

O, bitte, beschreiben Sie sie uns.

Es ist verschieden, meine Damen, nach den verschiedenen Gesetzgebungen und Todesarten.

Wie wird es heute hier sein?

Hier im Königreiche Westphalen haben sie ein gemischtes System. Sie haben theils das alte Recht beibehalten, theils Neues hinzugefügt. Um Ihnen das anschaulich zu machen, werde ich mir die Ehre geben, Ihnen genau das heutige Verfahren zu detailliren.

O, das wird reizend sein, lieber Baron.

Der Delinquent wird in einem Wagen ankommen. Nach dem alten Rechte müßte er auf einer Kuhhaut hergeschleift werden.

Ach, pfui, Baron.

Die humane neuere Gesetzgebung hat das abgeschafft. — Der Wagen wird hier dicht neben uns halten, und unmittelbar hinter der Soldatenlinie.

O, Baron, Sie helfen uns, daß wir diesen Platz behaupten.

Zählen Sie auf mich, meine Damen. Der Delinquent wird dort aussteigen. Der Richter, den Sie da vor uns sehen, wird ihm noch einmal laut sein Urtheil verkünden.

Wird nicht auch der Stab über ihn gebrochen?

Das ist ebenfalls veraltet. Er wird alsdann vom Richter dem Scharfrichter übergeben. Bei Deinem Eide, Nachrichter, heißt die alte Formel, gebiete ich Dir, das gegebene Urtheil getreulich zu vollziehen.

Der Nachrichter schreitet alsdann zuerst die Treppe zu dem Schaffot hinan.

Der Delinquent wird von zwei Henkersknechten hinter ihm hergeführt.

Wenn er angelangt ist, wirft der Scharfrichter seinen Mantel ab.

Er steht im schwarzen Frack da.

In der Hand hält er sein Beil. Er hat es oben am Stiel angefaßt. Die haarscharfe, blitzende Schneide ruht neben seiner Seite. So stützt er sich auf das Beil.

Unmittelbar an seiner Seite ist der Hinrichtungsblock.

Die Knechte führen den Delinquenten zu dem Block.

Sie binden ihm die Arme.

Sie legen ihn auf den Block, mit dem Gesichte nach unten. Der Block hat entsprechende Einschnitte.

Hier binden sie ihn fest.

Sie treten von ihm zurück.

Der Scharfrichter tritt an ihn heran.

Rings umher Todtenstille. Man hört nicht einmal einen Athemzug aller der Tausende von Menschen.

Der Scharfrichter erhebt das Beil.

Er prüft mit den Fingern die Schärfe der Schneide.

Er nimmt es in beide Hände.

Er schwingt es.

Ein helles Blitzen in der Luft.

Ein Schlag.

Das Blut spritzt empor. — Ach, meine Gnädige, Ihnen wird unwohl?

Fahren Sie fort. Es ist schon vorüber.

Der Kopf ist vom Rumpfe getrennt. Er rollt vor den Block. Einer der Scharfrichterknechte bückt sich nach ihm. — Aber in der That, meine Gnädige, Sie zittern, und durch Ihren Schleier sehe ich —

Nein, nein, Baron —

Bitte, lieber Baron, fahren Sie fort.

Ich bedaure, meine Damen, da kommt der Wagen. —

Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden.

Zwei Wagen kamen vom Zuchthause her durch die Menge herangefahren. Der erste war offen, der zweite fest verschlossen.

In dem ersten saß der Königsanwalt mit dem Zuchthausdirektor. In dem zweiten der Delinquent mit seiner Begleitung. Jener war diesem auf dem Platze vorgefahren.

Die Menge ließ stumm beide Wagen an sich vorüber fahren.

Der erste fuhr rasch.

Der Kreis des Militärs öffnete sich, ließ ihn durch, und schloß sich wieder.

Der Anwalt und der Direktor stiegen aus. Sie stellten sich zur Seite des Gerichtstisches.

Langsamer folgte der zweite Wagen.

Er wurde ebenfalls in den Kreis hineingelassen, der sich hinter ihm wieder schloß.

Einer der beiden Gendarmen sprang aus dem Wagen.

Ihm folgte der Geistliche.

Der Delinquent kam. Er ließ sich leicht auf den Boden nieder.

Er stand hoch aufrecht, in der Sträflingskleidung von grauem Drillich, das Haar kurz geschoren, das Gesicht bleich.

Doch daß das Gesicht bleich sei, glaubte man wohl nur zu erkennen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und dunkle Wolken verdunkelten wieder die Strahlen der Morgenröthe.

Ein Gendarm faßte den Deliquenten an, ihm den Platz vor dem Gerichtstische anzuweisen, auf dem er nochmals sein Todesurtheil anhören sollte.

Der dabei stehende Scharfrichter und seine Henkersknechte hatten noch keine Gewalt über ihn.

Das Volk hinter den Soldaten drängte sich dichter herbei. Alle, auch die vornehmen Herren und Damen. Sie wollten das Urtheil hören.

Das Urtheil gegen den deutschen Mann, der sein Vaterland sollte verrathen haben, weil er es von den Franzosen befreien wollte.

Sie waren Alle Deutsche, die dies hören, und dann die Vollstreckung des Urtheils sehen wollten.

Den deutschen Mann zu befreien, wie wäre das nur Einem von ihnen in den Sinn gekommen.

Der Richter an dem Tische erhob sich.

Der Gerichtsschreiber nahm das Urtheil in die bebende Hand, um die Vorlesung zu beginnen.

Da entstand eine Unruhe, unmittelbar vor ihm.

Einer der Gendarmen hatte den Delinquenten angesehen. Er sah dann einen Gefangenwärter an.

Der Gefangenwärter warf einen Blick auf den Gefangenen. Er sah den Direktor des Zuchthauses an.

Die Blicke sah der Anwalt des Königs. Auch sein Auge heftete sich auf den Delinquenten.

Halt! rief er dann dem Gerichtsschreiber zu, der die Vorlesung beginnen wollte.

Halt, das ist nicht der Verurtheilte.

Die dichten Wolken vor der Morgenröthe hatten sich verzogen. Die aufgehende Sonne hatte sie zertheilt. Der erste Strahl des jungen Tages fiel voll auf den Platz, auf das Hochgericht, auf die Menschen.

Er fiel auch voll und golden auf den Gefangenen, der zwei Minuten später nicht mehr unter den Lebenden sein sollte, auf seine graue Züchtlingskleidung, auf sein glatt geschornes Haupt, auf sein bleiches Gesicht.

Aber in dem bleichen Gesichte beschien er den edelsten, den heiligsten Triumph der Freude, des Glückes.

Nein, trat die Frau des Hinzurichtenden stolz vor, ich bin nicht der Verurtheilte. Aber ich bin sein Weib, das ihn gerettet hat. Nun macht mit mir, was Ihr wollt! —

Aber da war auch ihre Kraft gebrochen.

Sie sank um. Sie fiel ohnmächtig in die Arme des Scharfrichters.

Er allein hatte die Geistesgegenwart behalten. Er fing die Fallende auf.

Und wenn auch nicht sein ganzes Recht, etwas von seinem Rechte sollte er so bekommen. Nur so.

Er trug die Ohnmächtige in den Wagen zurück, dem sie so eben entstiegen war.

Der brave Geistliche geleitete sie zurück zum Zuchthause.

Die Beamten hatten nur Sorge, dem Entflohenen, dem Geretteten nachzusetzen.

Von einem Richtplatze hat nie eine Menge sich stiller und befriedigter verlaufen, als an jenem Morgen. —

Der brave Heidenheim hatte mit Hülfe des treuen Jägers glücklich die preußische Grenze erreicht. Er war in Sicherheit.

Seine Kinder vereinigten sich schon am zweiten Tage mit ihm.

Seine heldenmüthige Gattin konnte er erst ein Vierteljahr später wieder umarmen.

Der Anwalt des Königs von Westphalen hatte einen Prozeß wegen Hochverraths gegen sie beantragt.

Die Gerichte des Königs von Westphalen hatten den Prozeß eingeleitet.

Der König von Westphalen kümmerte sich nicht darum. Er hatte an seinem Hofe Anderes zu thun.

Aber der französische Kaiser erfuhr von der Sache.

Frauen, die eine Heldenkrone verdienten, wollte er nicht hinrichten lassen. Er befahl die Freilassung der edlen Frau.

Es war Napoleon der Erste! —

Drei Jahre später waren die Franzosen aus den deutschen Ländern verjagt.

Es kamen Tage der Vergeltung.

Für die rechten Schurken, die den Fremden gedient hatten, nicht. Sie lassen sich von Allen zu Allem gebrauchen und es giebt immer welche, die sie gebrauchen.

Aber wie kann die Geschichte von einer edlen Frau mit elenden Gerichten und Staatsanwälten schließen?!

Der Baron von Heidenheim kämpfte in den Freiheitskriegen gegen die Franzosen. Er kehrte nach ihrer Beendigung ehren- und ruhmvoll zurück.

Seine Gattin, die Frau des Hinzurichtenden, pflegte im Jahre 1813 manchen Franzosen, der elend, verwundet, krank, verlassen, aus Rußland zurückkam, und lehrte ihre Kinder, menschlich zu sein gegen jeden Menschen, und stolz zu sein auf das deutsche Vaterland, auf deutschen Muth, auf deutsche Ehre.

Und damit Ihr das Alle sein möget, mehr und mehr, Ihr Deutschen, die Ihr diese Geschichte leset, darum habe ich sie aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen.

Die junge Gräfin.

1.

Eine muntere Gesellschaft.

Die Gräfin Hohenhorst machte ein großes Haus in der Residenz.

Um in einer Residenz ein großes Haus machen zu können, muß man vor allen Dingen von altem Adel und reich sein.

Von altem Adel war die Gräfin Hohenhorst. Sie war eine geborne Prinzessin, die Tochter eines mediatisirten, also früher reichsunmittelbar und souverän gewesenen Fürsten.

Die mediatisirten Fürsten sind noch jetzt den souveränen Häusern Europas ebenbürtig.

Sie ließ sich daher auch, und mit Recht, Durchlaucht nennen, obwohl ihr verstorbener Gemahl nur den Grafentitel hatte. Doch, wir irren, er war ein reicher Graf gewesen, und darum war die arme Prinzessin auch seine Gemahlin geworden. Darauf war er Gesandter des Hofes an mehreren fremden Höfen geworden.

An mehreren! Meinen aufmerksamen Lesern sagt dies so viel, daß ich nun in der That zu den Eigenschaften des einfachen, reichen Grafen mit dem besten Willen nichts mehr hinzufügen kann. Berühmte Staatsmänner haben genug zu thun, ihren Hof an einem einzigen andern Hofe zu vertreten. Der Graf Hohenhorst hätte zu den drei kleinen Höfen, bei denen er seine Regierung repräsentirte, noch ein halbes Dutzend hinzunehmen können, seine Zeit, seine Geschäfte und seine Regierung hätten nichts darunter gelitten. Seine Finanzen allerdings.

Indeß, die waren zuletzt doch auf die Neige gegangen. Drei Gesandtschaftsposten und eine stolze, fürstliche Gemahlin, können den reichsten Grafen zu Grunde richten.

Als der Graf Hohenhorst starb, existirte der letzte Thaler seines Vermögens nicht mehr.

Die verwittwete Gräfin Hohenhorst zog darauf mit ihrer einzigen Tochter in die Residenz des Hofes, den ihr Gemahl vertreten hatte.

Der Grund war ein sehr begreiflicher.

Die Gräfin Klotilde, ihre einzige Tochter, war eine schöne, heirathreife, witzige, lebhafte, stolze, junge Dame, die schon ein und zwanzig Jahre alt und noch nicht verlobt war, für deren Zukunft also gesorgt werden mußte.

An kleineren Höfen kann jedoch eine Mutter für ihre schöne und geistreiche Tochter verzweifelt wenig thun.

In einer großen Residenz können aber selbst spanische Abenteurerinnen ihr Glück machen, um wie viel mehr eine Gräfin, die eine Durchlaucht ist, für ihre liebenswürdige Tochter. Sie muß nur ein Haus machen können; und ein großes Haus, wie gesagt, machte die Gräfin Hohenhorst.

Das zweite Erforderniß zu einem großen Hause fehlte ihr freilich nach dem Erzählten.

Aber Stolz, Pracht und eine schöne Tochter halfen ihr den Schein des Reichthums bewahren, und wenn der Schein anderswo so viel als die Wirklichkeit gilt, so gilt er in großen Residenzen oft das Doppelte.

Die Gräfin Hohenhorst wußte ihnen die Geltung des Doppelten zu verschaffen.

Noch mehr fast, als sie, verstand es ihre Tochter.

War die Mutter stolz und prachtvoll wie eine Fürstin, so war die schöne, geistreiche Gräfin Klotilde nicht blos stolz und prächtig wie eine Königin, sie war auch hochmüthig und übermüthig und verschwenderisch wie — Königinnen es nicht sind.

Und auch herzlos — zeigte sie sich wenigstens. Wie mit dem Schooßhündchen ihrer Mutter, so spielte sie mit den Männern. Allerdings nicht mit den reichen.

So mußte sie ihren Zweck erreichen. Denn der Zweck ihrer durchlauchtigen Mutter war auch vollständig der ihrige. Sie hatte ihn erreicht, bevor ein halbes Jahr seit der Ankunft von Mutter und Tochter in der Residenz verflossen war.

Ein reicher Baron aus einer der entfernten Provinzen des Landes, der die Saison in der Residenz zubrachte, war von ihrer Schönheit gefesselt, von ihrer Pracht und ihrem Stolze geblendet worden. Er hatte ihr seine Hand angetragen.

Zwar war er nicht mehr jung, er zählte einige vierzig Jahre, auch standen seine geistigen Fähigkeiten genau im umgekehrten Verhältnisse zu

den wahrhaft erstaunenswerthen Dimensionen seines Körpers. Allein im Grunde konnte das für eine liebenswürdige junge Dame unter Umständen wünschenswerthe Eigenschaften sein und auf alle Fälle war der Baron Rothberg von gutem, alten Adel und so reich, daß es in seiner Heimath zum Sprüchworte geworden war: Der Baron Rothberg ist so reich, daß er nicht weiß, wie reich er ist.

Die junge Gräfin Klotilde hielt mit ihrer Mutter einen geheimen Rath, dann nahm sie seine Hand an.

Wie ein Unglück nicht allein kommt, so kommt auch ein Glück manchmal nicht allein.

Als die schöne, junge Dame seit vier Wochen die Verlobte des Baron Rothberg war, kam die Cholera in das Land und raffte in Zeit von drei Tagen einen Grafen Hohenhorst mit seinen beiden Kindern dahin.

Dieser Graf Hohenhorst war der einzige Bruder ihres verstorbenen Vaters gewesen. Er war aber so reich geblieben, wie ihr verstorbener Vater dies gewesen war, und da er kein Testament hinterlassen hatte und sie seine nächste Verwandtin war, so war sie nach den Gesetzen seine einzige Erbin und da ihrem Rechte und ihrem Anspruche ein Widerspruch nicht entgegengesetzt werden konnte und nicht entgegengesetzt würde, mit einem Male das reichste Fräulein im ganzen Lande.

Was wird nun werden? fragte sich die ganze Residenz.

Wird sie den Baron Rothberg noch nehmen?

Einen Baron nennen Sie ihn nur?

Welch' ein Abstand dagegen der zierliche Lieutenant Bolz von den blauen Husaren!

Den Grafen Horbitz von den Dragonern sieht sie noch lieber.

Der Abstand wäre auch nicht so groß.

Ihr vergeßt den Chevalier Chalmel von der französischen Gesandtschaft.

Der russische Graf Braganoff macht ihr noch mehr den Hof.

Wenn Ihr ihre Anbeter aufzählen wollt, so findet Ihr kein Ende. Gebt daher das Rathen auf. Eins bleibt gewiß, den plumpen Rothberg nimmt sie nicht.

So dachte, so sprach die Residenz.

Und die schöne Gräfin Klotilde von Hohenhorst?

Als sie auf einmal die wichtigen Todesnachrichten erhielt, wurde sie roth und blaß, und blaß und roth, nicht über den plötzlichen Tod aller ihrer Verwandten, die sie niemals gekannt hatte, aber darüber, daß sie plötzlich eine so reiche Erbin geworden war und einen Verlobten schon hatte.

Sie hielt darauf wieder einen geheimen Rath mit ihrer Mutter, und das Resultat war, daß sie die Verlobte des Baron Rothberg — blieb.

Jene Eigenschaften des Barons mußten also auch für sie ihren Reiz haben.

Die Residenz wollte die Hände über die Köpfe zusammenschlagen, aber es änderte an der Sache nichts.

Es ist nicht möglich! rief man.

Auch das konnte nichts ändern.

Der Tag der Hochzeit wurde angesetzt.

Einige Kluge, also Ungläubige, wollten noch immer Wetten machen, daß aus der Heirath dennoch nichts werden könne. Feuer und Wasser können nie zusammengehen!

Doch gab es Einzelne, die noch klüger waren. Sie mochten zugleich die junge Dame genauer kennen. Die sagten:

Sie wird ihn nehmen. Warum auch nicht? Eine schöne, kluge, galante und herrschsüchtige Dame kann kein besseres Geschäft machen, als sich mit einem Manne zu verbinden, der nicht schön, nicht klug, nicht herrschsüchtig, aber bequem und galant gegen — seine Frau ist.

Darin war wenigstens Philosophie.

Wer sollte Recht behalten?

Die Philosophie hat es nicht immer.

Der Tag der Hochzeit rückte heran.

Am Tage vorher war ein Dejeuner bei der Gräfin Hohenhorst. Es war ein kleines Familiendejeuner; nur wenige vertrautere Freunde der alten und der jungen Dame waren eingeladen. Ein Gesandter, ein alter General, der Graf Braganoff von der russischen, der Chevalier Chalmel von der französischen Gesandtschaft, der Rittmeister Graf Horvitz von den Dragonern, der Lieutenant Baron Bolz von den blauen Husaren.

Auch der Bräutigam Baron Rothberg war da.

Die Gesellschaft war sehr munter.

Der Gesandte und der General hatten Pasteten, Trüffeln, Austern und Champagner im Ueberfluß.

Der Rittmeister, der Graf Braganoff und der Chevalier Chalmel konnten vor der Braut ihre ganze Liebenswürdigkeit entfalten, und wie sie nie liebenswürdiger gewesen waren als heute, so hatte die junge Gräfin sich nie huldvoller gegen sie gezeigt.

Der Herr von Chalmel hatte sein süßestes Lächeln auf den zarten Lippen, denn nie hatte sie ihn holder angelächelt.

Die Augen des Grafen Braganoff brannten wie die Augen eines Wolfes in einem russischen Urwalde um Mitternacht; mit so leuchtenden Blicken hatten ihre Augen ihn getroffen.

Der Rittmeister Horvitz zeigte in seinem ganzen Gesichte nur das höchste Glück, als wenn ihm unter dem Tische ein verstohlener Händedruck zu Theil geworden wäre.

Der Baron Rothberg brauchte kein Wort zu sprechen und konnte nach Herzenslust essen und trinken, so viel er wollte.

Die Gräfin Mutter war glücklich in dem Glücke ihrer Tochter.

Und die Gräfin Klotilde strahlte vor Glück.

Und der kleine Lieutenant Bolz von den blauen Husaren? Ich hätte ihn wahrhaftig beinahe vergessen, und er sollte doch heute noch eine Hauptperson werden.

Er saß etwas verstimmt, etwas traurig, etwas sentimental am Tische.

Die Gräfin Klotilde sah es. Er schien ihr leid zu thun.

Auch herzlose Damen können manchmal ein recht gutes, mitleidiges Herz haben.

Was fehlt Ihnen, lieber Bolz?

Ach, meine Gnädigste, es hat sich heute ein recht großes Unglück zugetragen.

Es ist Ihnen doch nicht begegnet?

Nicht mir, aber meinem intimsten Freunde.

Darf man erfahren, was es ist?

Es ist ein recht tragisches Schicksal.

Sie machen mich neugierig. — Nicht wahr, Sie erzählen mir die Geschichte nachher auf unserem Spazierritt. Sie müssen wieder munter werden, lieber Bolz. Sie werden an meiner Seite reiten.

Der Lieutenant war schon wieder munter geworden. Er sollte an der Seite der schönen Dame reiten. Er sollte ihr erzählen. —

Ein Kapitalmädel, die Komteß! sagte der alte General entzückt zu seinem Nachbar, dem Gesandten, indem er in Einem Zuge sein Champagnerglas leerte.

Der Gesandte trank bedächtiger und behaglicher und versetzte dann bedächtig:

Ja, sie hat Geist, Excellenz, aber ihr Geist hat keine Formen.

Es ist Alles originell an ihr, entgegnete der General.

Sagen Sie lieber derb, Excellenz.

Meinetwegen. Aber gerade so liebe ich sie.

Ja, ja, sie könnte einen ausgezeichneten Husarenoffizier machen.

Teufel, lachte der General, sie würde dem ganzen Regimente die Köpfe verrücken.

Ist das nicht schon jetzt der Fall, Excellenz.

Freilich.

Allerdings mit einer Modification.

Mit einer Modification?

Ich glaube, der Graf Horvitz hat ihr ein wenig den Kopf verrückt.

Ein Wunder wäre es nicht. Er ist ein schöner Mann.

Und er weiß es. Und auch sie weiß es. Und darf ich Ihnen etwas anvertrauen, Excellenz?

Nun?

Darum heirathet sie den Strohmann da.

Um des Rittmeisters Horvitz willen?

Precicement, Excellenz! Sehen Sie die Blicke Beider. Verstohlen, aber desto einverstandener.

Zum Teufel, Sie haben Recht, brummte der alte General. Warum nimmt sie denn nicht den Rittmeister?

Mon Dieu, Excellenz, eben, weil sie um seinetwillen den Baron da nimmt.

Teufel, sagte der alte General noch einmal, unmuthiger, indem er hastig zwei Gläser Champagner austrank und nach einem Entschluß suchte.

Der alte General war eine ehrliche deutsche Haut.

Er behielt keine Zeit zum weiteren Nachdenken, wie der Gesandte nicht weiter medisiren konnte.

Die junge Gräfin war rasch von der Tafel aufgesprungen.

Unsere Pferde werden schon auf uns warten.

Hatte sie das Medisiren des Gesandten und das Nachdenken des Generals bemerkt?

Alles erhob sich mit ihr.

Ich habe nichts gesagt, raunte der vorsichtige Diplomat dem General in das Ohr.

Bah, sagte darauf der gutmüthige alte General zu sich selber, diese Spitzbuben von Diplomaten können nichts als lügen und die Leute an einander hetzen.

Zu Pferde, meine Herren! wiederholte die junge Gräfin. In zehn Minuten bin ich wieder bei ihnen.

Sie verließ den Saal.

Die meisten der Anwesenden folgten.

Nur die Gräfin Mutter blieb zurück und der Diplomat. Die Dame ritt nicht mehr, und der Diplomat zog einem Ritte ihre und ihres Champagners Gesellschaft vor.

Der Spazierritt war schon vor dem Dejeuner verabredet.

Die Pferde, von Stall- und Reitknechten gehalten, warteten ihrer Herren im Hofe des Hotels.

Die Herren waren in wenigen Minuten reitermäßig adjustirt.

Noch vor ihnen war die schöne Gräfin Klotilde auf dem Platze im Hofe.

Der schöne Rittmeister, Graf Horvitz, führte sie.

Es war ein schönes Paar, die Beiden. Sie waren heute so besonders schön. Und ihre Gesichter glühten so besonders in Glück und in — Champagner oder Liebe.

Parbleu! rief der Chevalier, als er die Beiden sah.

Teufel, fluchte der russische Graf, dieser Rittmeister scheint Glück bei den Damen zu haben.

Selbst der alte General konnte wieder einem, wenn auch nur leisen Mißtrauen nicht wehren, obwohl er noch vor wenigen Minuten geschworen, dem Spitzbuben von Diplomaten, der den Samen des Mißtrauens in ihn gestreut hatte, nicht zu trauen. Und er verjagte sein Mißtrauen auch bald wieder.

Der Rittmeister zwar war es, in dessen dargehaltene Hand die Dame den schönsten Frauenfuß der Welt setzte, um sich in den Sattel zu schwingen. Aber er hätte mit mehr Ehrerbietung keiner Königin die Hand hingehalten und sie in den Sattel heben können.

Und die junge Gräfin war so unbefangen, heiter und glücklich und selbst übermüthig.

Verstellung! murmelte zwar der Chevalier.

Richtig, richtig! versicherte sich selber der Russe.

Der alte brave General aber sagte sich beruhigt: Ich habe ihnen doch unrecht gethan. Sie sind beide so glücklich und unbefangen.

Es ist etwas Rührendes um solche Bravheit eines alten Generals, der doch auch Fähndrich und Rittmeister gewesen ist, und es völlig vergessen hat.

Aufgesessen meine Herren! rief in ihrem fröhlichen Uebermuthe die Gräfin. Heute kommandire ich, Excellenz.

Alle Wetter, meine Gnädigste, versetzte der alte General, unter solchem Kommando in den Tod zu gehen, müßte doppelt süß sein.

Ist das auch Ihre Meinung, meine Herren? fragte die übermüthige Dame herausfordernd.

Sie schworen es Alle.

Aber die Gräfin sagte:

So schlimm wird es nicht werden. Indeß — da ich das Kommando einmal habe —

Sie nahm eine Feldherrenmiene an, sie kommandirte laut, wie ein Gardelieutenant vor seinem Zuge:

Rangirt Euch!

Lieutenant Bolz zu meiner Seite.

Excellenz, in Adjudantenlänge zur andern Seite neben mir!

Der Troß folgt!

Galopp, meine Herren!

Die Herren hatten sich rangirt, wie sie kommandirte.

Den Pferden wurden die Sporen eingesetzt.

Der Zug flog dahin.

2.

Ein armer Kandidat.

Ganz am Ende einer der langen Straßen der Residenz, nicht weit vom Thore, war in einem schmalen Hause ein kleiner Spezereiladen.

„Spezereiladen der Wittwe Urner“ war auf dem bescheidenen Schilde zu lesen, das über der Thüre hing.

Durch die Thür trat man unmittelbar in den Laden. Er war, nicht sehr reich, gefüllt mit Kaffee und Zucker, mit Tabak und Cigarren, mit Citronen und Syrup und mancherlei Gewürzen und ähnlichen Lebens- und Luxusgegenständen für den kleinen Bürgersmann.

Eine blasse, kränkliche Frau stand dem kleinen Laden vor. Sie war noch jung, in der Mitte der zwanziger Jahre. Ihr feines Gesicht zeigte große Schönheit. Die Züge waren ungewöhnlich regelmäßig und dabei unter der zarten, durchsichtigen Haut und mit ihrem leidenden Ausdrucke so milde und ansprechend.

Den Ausdruck mußten dem schönen Gesichte schwere Leiden gegeben haben, und nicht bloß Leiden des Körpers.

Die blasse, kränkliche Frau war die Eigenthümerin des Ladens selbst, die Wittwe Urner.

Hinter dem Laden befand sich noch ein Stübchen. In diesem wohnte die Frau Urner mit ihrem einzigen Kinde, einem hübschen Mädchen von fünf Jahren.

Im Ueberfluß mochte Mutter und Kind in dem engen Stübchen hinter dem kleinen, bescheidenen Laden wohl nicht leben. Dem frischen, blühenden Kinde sah freilich Niemand auch nur die leiseste Spur einer Entbehrung an. Aber die Mutter — warum mußte sie so bleich, so kränklich und so sorgen- und kummervoll aussehen?

Seit acht Tagen hatte man Mutter und Kind nicht mehr gesehen.

Vor ungefähr vierzehn Tagen war das Aussehen der Frau Urner leidender geworden als früher. Man hatte sie öfter und anhaltend husten gehört. Alte Frauen der Nachbarschaft, die ein Loth gebrannten Kaffee oder ein halbes Viertelpfund Zucker oder in der Dämmerstunde für einen Dreier Syrup holten, versicherten, die arme Frau huste Blut aus der kranken Brust, sie hätten es selbst gesehen. Es mußte wohl etwas Wahres daran sein, denn die Frau war offenbar hinfälliger geworden, sie konnte nicht mehr im Laden an dem Ladentische stehen und mußte sich meist in ihrem engen Stübchen aufhalten, wo sie still und erschöpft in einem alten Sessel lag und nur mühsam sich erheben konnte, wenn die kleine Glocke an der Ladenthür sie hinter den Ladentisch zurückrief.

Lange schien die arme Frau den kleinen und doch so beschwerlichen, mühseligen Weg von dem alten Sessel zu dem Ladentische nicht mehr machen zu können. Ihre Kräfte schwanden sichtlich. Die Blässe ihres Gesichtes wurde erschreckend.

Und sie war ganz allein mit dem kleinen Kinde von fünf Jahren.

Die Nachbarinnen schüttelten den Kopf, die Kunden scheuten sich wiederzukommen, um die kranke, elende Frau nicht zu belästigen. Und mit ihrem Kinde verhungern zu lassen? Denn von dem geringen Verdienste des Ladens mußten Mutter und Kind leben.

Da erschien eines Morgens in dem Laden ein junger Mann, den Niemand kannte, den bisher weder ein Nachbar noch ein Kunde der Frau Urner jemals gesehen hatte.

Es war eine etwas eigenthümliche Erscheinung, dieser junge Mann.

Er war groß und wohlgebaut und konnte am Ende der zwanziger

Jahre stehen. Sein Gesicht zeichnete sich besonders durch die feingebogene Nase und die hohe, starkgewölbte Stirn aus, aber es war eingefallen und auf der denkenden Stirn lag ein tiefer, trüber Ernst.

Das Gesicht zog dennoch unwillkührlich an, es imponirte aber auch zugleich unwillkührlich.

Dieser junge Mann war plötzlich eines Morgens in dem Laden erschienen. Er hatte sich in dem engen bescheidenen Raume flüchtig umgesehen und war dann rasch auf die Thüre zugeschritten, die den Laden von dem noch engeren Wohnstübchen der Frau Urner trennte. Er war in das Stübchen eingetreten.

Zehn Minuten darauf erschien ein Kunde im Laden. Das Glöckchen der sich öffnenden Ladenthür verkündete ihn in dem engen Wohnstübchen.

Die Thür des Wohnstübchens öffnete sich.

Aber nicht die kranke, elende Gestalt der Frau Urner schleppte hustend und mühsam sich daraus hervor, der junge Fremde kam in den Laden, stellte sich hinter den Ladentisch und fragte:

Was wünschen Sie?

Für sechs Pfennige Syrup.

Für sechs Pfennige Syrup, wie viel? fragte der junge Mann durch die halb geöffnete Thür in das Stübchen hinein.

Zwei Loth, antwortete die Stimme der Frau Urner.

Und der junge Fremde wog zwei Loth Syrup ab, goß ihn in die Flasche des Kunden und strich dafür sechs Pfennige in die kümmerliche Geldlade des Ladentisches ein.

Der Kunde sah ihn wohl erstaunt an, und wußte nicht, was er daraus machen solle, daß ein fremder Herr mit einem so edlen und, was ihm noch mehr imponirte, mit einem so vornehmen Gesichte, ihm für einen Sechser Syrup zuwog.

Und der Fremde selbst, der mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes aus dem Stübchen getreten war, konnte einem leisen, wehmüthigen Lächeln nicht wehren, als er sich dem Geschäfte obliegen sah, das jedenfalls für ihn ein neues war.

Aber es kam ein zweiter Kunde.

Ein halbes Pfund Zucker!

Ein halbes Pfund Zucker — kostet? fragte der junge Mann wieder in das Stübchen hinein.

Drei Groschen, antwortete die Frau Urner und man hörte diesmal

zugleich, wie die arme Frau weinte, daß sie vor Schluchzen kaum antworten konnte.

Der junge Mann wog den Zucker ab und strich das Geld ein, aber er lächelte nicht dabei, und wie der Kunde noch nicht den Laden verlassen hatte, war er schon in das Stübchen zu der kranken Frau zurückgeeilt.

Aber lange konnte er nicht bleiben, den ganzen Tag nur noch auf wenige Minuten.

Die ersten Kunden hatten von dem fremden jungen Herrn gesprochen, der gelehrt wie ein Professor und vornehm wie ein Geheimrath oder gar Präsident aussehe und für einen Sechser Syrup und für drei Groschen Zucker verkaufe.

Der Laden der Frau Urner blieb den ganzen Tag nicht leer. Als vollends die Mädchen gefunden hatten, daß der Fremde auch ein bildschöner Mann sei, dem es so gut stehe, daß er so traurig sei, da drängte es sich darin bis zum späten Abend.

Und der Fremde blieb unverdrossen und versah sein neues Geschäft mit so viel Geschick und Einsicht und Umsicht, daß er, als der Abend gekommen war, kein einziges Mal mehr sein „Wie viel?“ in das Stübchen der Frau Urner hineinzurufen brauchte.

Am späten Abend, nachdem der Laden verschlossen war, verließ er das Haus.

Am frühen Morgen des andern Tages war er aber schon wieder da, und die Kunden drängten sich heute mehr wie gestern, um von dem schönen, traurigen, interessanten, jungen Manne zu kaufen, den Niemand kannte und der so vornehm aussah, daß Niemand es wagte, ihn nach seinem Namen, oder nach sonst etwas über seine Person zu fragen, — der Fremde versah sein Geschäft wieder geschickt und unverdrossen wie gestern und still und traurig, aber auch freundlich und zuvorkommend.

Gegen Mittag aber erschien vor dem Laden eine Droschke und der Fremde bat die Kunden um ein paar Augenblicke Geduld, dann ging er in das Stübchen hinter dem Laden und nach kurzer Zeit kehrte er zurück, am Arme die kranke Frau Urner und an der Hand ihr fünfjähriges Kind führend.

Er führte die kranke Frau zärtlich, als wenn sie seine Schwester und ehrerbietig, als wenn sie eine Fürstin gewesen wäre.

Er führte sie durch den Laden, an den Wagen, der draußen hielt. Er hob sie und das Kind hinein.

Der Wagen fuhr langsam fort, in der Richtung nach dem Stadtthore hin.

Der junge Mann kehrte in den Laden zurück. Man sah eine Thräne in seinem Auge. Aber wischte sie ab, daß sie nicht in den Syrup fiel, den er wieder zuwiegen mußte, und so durfte er, ununterbrochen beschäftigt, nicht wieder an das Weinen denken.

Die Frau Urner und ihr Kind kamen nicht zurück und der junge Mann nahm seine Wohnung in ihrem engen Stübchen.

Seitdem waren acht Tage verflossen. Die Frau Urner und ihr Kind hatte man nicht wieder gesehen. Der junge Mann versorgte die täglich sich mehrenden Kunden in fortwährender Unverdrossenheit.

Sie nannten ihn Herrn Urner, weil der Laden einmal der Frau Urner war, und er wandte gegen den Namen nichts ein.

Nach einigen Tagen war auf einmal in der Nachbarschaft das Gerücht verbreitet, er sei ein armer Kandidat, ein Kandidat der Theologie, woher er gekommen war, konnte Niemand sagen. Aber alle Kunden nannten ihn jetzt „Herr Kandidat" und er wandte auch dagegen nichts ein. —

Es war in der Mittagszeit, zwischen zwölf und ein Uhr, schon nahe an Eins. Die Bürgersleute aßen wirklich zu Mittag oder waren schon wohl fertig, während die vornehme Welt noch dejeunirte oder, wenn sie früh angefangen hatte, auch schon damit fertig war.

Auch der „Herr Urner" verzehrte sein einfaches, gar ärmliches Mittagmahl, das er durch einen Knaben aus einer benachbarten Restauration sich hatte bringen lassen.

Er war bald damit fertig, wiewohl er es, in Gedanken verloren, langsam genug verzehrte.

Er saß in dem Wohnstübchen der Frau Urner, in dem Sessel, in dem die kranke Frau — wohl nicht ausgeruht hatte. Der Husten hatte ihr keine Ruhe gelassen.

Er hatte ebenfalls keine Ruhe darin. Seine Gedanken schienen sie ihm nicht zu lassen, trübe, traurige, schmerzliche Gedanken.

Er mußte aufstehen. Er ging in dem Stübchen umher und warf die feuchten Augen in jeden Winkel, auf jeden Gegenstand des kleinen Gemaches. Es war alles so klein, so wenig, so dürftig.

Die Arme! sagte er. Warum mußte denn das Unglück sie verfolgen? Und auch mich? Und Alle! Wird es denn immer so bleiben? Warum, warum, Du guter, Du liebevoller Gott im Himmel, hast Du uns denn zum Unglücke, zum Jammer, zum Elende bestimmt? Und für immer?

Für unser ganzes Leben? Und Du willst uns dieses Leben noch lange lassen? Uns Anderen? Sie wenigstens wird erlöst. Ja Herr, Deine Wege sind unerforschlich.

Er wurde unterbrochen. Das Glöckchen der Ladenthür klingelte draußen. Die Thür war geöffnet.

Er ging in den Laden.

Ein Knabe stand darin, aber keiner, der etwas kaufen wollte. Er übergab dem Herrn Urner ein versiegeltes Zettelchen.

Der junge Mann las die Aufschrift. Dann erbrach und las er es hastig.

Sein Gesicht hüllte sich in tiefen Schmerz.

Ich werde in spätestens anderthalb Stunden da sein, sagte er zu Knaben.

Der Knabe entfernte sich wieder.

Auch das noch! sagte der junge Mann trauriger als vorher. Aber ich mußte es erwarten? Und ist es nicht ein Glück? Noch so eben sprach ich blinder vermessener Thor einen Vorwurf gegen den Schöpfer aus! Und nun werden ja ihr schon die Tage des Leidens, des Unglücks abgekürzt. — Und doch, wie greift die Nachricht mich an.

Aber der Laden füllte sich wieder und er mußte die Kunden bedienen, und er that es still und freundlich, bis er unfreundlich genug gestört wurde.

Vor dem Hause auf der Straße war ein Lärm entstanden.

Von der einen Seite der Straße waren zwei Wagen rasch hinter einander hergefahren, als wenn der eine den andern überholen wollte.

Zwei Gendarmen und drei Polizeidiener sprangen herbei und hielten die beiden Wagen an.

Es waren zwei ordinäre Bauernwagen, die leer aus der Stadt zurückfahren wollten. Die Bauern, die wahrscheinlich ihr Holz, Stroh oder Gemüse gut verkauft hatten, fuhren selbst, und zeigten ihre gute Laune in dem Jagen der Pferde.

Wißt Ihr nicht, daß das schnelle Fahren in der Stadt verboten ist? riefen die strengen Gendarmen.

Es kostet fünf Thaler Strafe, bemerkte ein umsichtiger Polizeidiener.

Der Bauer ist überall eine zähe Natur, auch die gute Laune geht ihm nicht so leicht aus.

Etwas gelinder, spricht der Kalender, sagte der eine der angehaltenen Bauern.

Oho, Männeken! rief gar der Andere.

Sie hatten Oel in das Feuer des beamtlichen Eifers gegossen.

Was, Er will räsonniren?

Zum Arrest! hatte der strenge Beamte unzweifelhaft befehlen wollen. Aber er konnte den Befehl nicht aussprechen.

Der Kopf eines schnaubenden Pferdes saß ihm im Nacken. Eine Reitpeitsche sauste an seinen Ohren vorbei.

Er flog erschrocken zehn Schritte zurück.

Dann sprang er wüthend wieder vor.

Zum Arrest! wollte er unzweifelhaft nochmals befehlen, doppelt: gegen den unverschämten Bauern, gegen den zehnfach frecheren und unverschämten Reiter, der ihm in den Nacken zu galoppiren, die Peitsche an seinem Ohr zu schwingen gewagt hatte.

Aber er blickte auf und flog noch einmal zurück, aber desto respektvoller, demüthiger.

Eine vornehme, stolze Dame, in reichem, glänzenden Amazonenkleide, vornehme Offiziere, Herren von der Gesandtschaft, waren die „frechen" Reiter.

Sie waren im sausenden Galopp herangekommen.

Den Reitern leuchtete lustiger Uebermuth auf den lachenden, vom Champagner des Dejeuners noch nachglühenden Gesichtern.

Welch' eine Unordnung! rief man. Die Straße so zu sperren.

Die Straße war nun wohl nicht gesperrt, die Bauernwagen hielten nur in ihrer Mitte. Aber die lustige, aristokratische Gesellschaft ritt ebenfalls in der Mitte, und sie hatte ihren wilden Galopp in der geraden Richtung nicht fortsetzen können.

Wird's bald? wurde den Polizeibeamten zugerufen.

Sie hatten vor den Uniformen Front gemacht, Alle, Polizeldiener und Gendarmen.

Der Ruf belebte sie, als wenn sie Statuen Pygmalions gewesen wären.

Bauernwagen und Bauernpferde wurden nach rechts und nach links gebracht, um den Herrschaften Platz zu machen.

In dem Spezereiladen der Wittwe Urner, vor welchem unmittelbar das Alles sich zutrug, wurde es jetzt ebenfalls laut.

Nicht von dem „Herrn Urner," der auch der „Herr Kandidat" genannt wurde.

Er hatte allerdings auch den Vorfall mit angesehen. Es schien in seinem schönen, blassen Gesichte sich auch etwas wie bitterer Unmuth regen zu wollen. Aber auf einmal hatte er unbeweglich, wie erstarrt, dagestanden, den Blick nur auf einen Punkt, nur auf einen einzigen Gegenstand gerichtet. Und in dem Blicke war seine Seele, sein Herz, aber auch seine tiefste Trauer.

Und dieser Gegenstand war die junge Dame die hoch zu Rosse gerade vor dem Fenster des Ladens hielt.

Sah er sie zum ersten Male und ergriff ihn plötzlich der Anblick der vollen Schönheit, die da auf einmal ihm gegenüber getreten war, aber auch der unweibliche, rohe Uebermuth, der aus dem ganzen Wesen des schönen Mädchens hervorleuchtete? Oder hatte er die schöne und vornehme Dame, die täglich an dem schmalen Ladenfenster vorüberritt, schon früher gesehen, und ihr Anblick riß nur eine, von ihrer Schönheit, wie von jenem unweiblichen Wesen, auch wohl von ihrem hohen Stande, bereits geschlagene Wunde von neuem, aber desto schmerzlicher in ihm auf?

Die Wagen der Bauern konnten nicht so schnell auf die Seite geschafft werden.

Die vornehme Gesellschaft wurde ungeduldig.

Das ist langweilig, sagte die Gräfin.

Zum Teufel, rief der russische Graf, die Polizei macht in Deutschland zu viele Umstände mit dem Volke.

Er wollte schon vom Pferde springen, um selbst, mit wenigeren Umständen, zuzugreifen.

Auf einmal fiel dem Lieutenant Bolz etwas ein.

Alle Wetter, rief er, in dieser Gegend muß ja der närrische Kandidat sein, der Rosinen und Syrup verkauft.

Ein Kandidat, Baron Bolz?

Gewiß. Mein Bursch hat mir davon erzählt. Er soll Urner heißen und auf Ehre, da steht der Name Urner auf dem Schilde.

Ein Kandidat — Ladendiener?

Wie ich Ihnen sage.

Wohl ein verdorbener, verkommener?

Nein, ein wirklicher, der nächstens Pastor wird. Aber ein verliebter.

Wie, was? Ein Verliebter?

Die Frau, der der Laden gehört, soll eine hübsche, junge Wittwe sein. Sie ist vor Kurzem krank geworden, seitdem steht als getreuer Ladenseladon der Kandidat hinter dem Ladentische und wiegt den Leuten

für Sechser und für Dreier — nicht das Wort Gottes — aber Kaffee und Zucker und Schwefelhölzchen und Cigarren und dergleichen zu.

Das ist possirlich, Baron.

Das Original möchte ich sehen, lachte die junge Gräfin.

Er soll herauskommen, riefen die Andern.

Und uns die Geschichte seiner Liebe erzählen.

Ein köstlicher Gedanke, auf Ehre.

Alle jubelten.

Der Lieutenant rief einen der Reitknechte herbei, die der Gesellschaft folgten.

Du forderst eine Cigarre in diesem Laden.

Zu Befehl, Euer Gnaden.

Aber der Herr im Laden muß sie Dir selber herausbringen. —

Zu Befehl.

Und sie Dir anzünden.

Das wird ein köstlicher Spaß werden.

Der Diener ritt an das Ladenfenster.

Heda, heda!

Der „Herr Urner" kam an das Fenster.

Was wünschen Sie?

Eine Cigarre.

Sogleich.

Der junge Mann — er kannte die Verschwörung nicht — trat von dem Fenster zurück und war nach wenigen Sekunden mit der Cigarre wieder da. Er wollte sie dem Menschen durch das Fenster zureichen.

Bringen Sie sie mir heraus, befahl der herrschaftliche Diener. Auch ein Zündhölzchen bringen Sie mit.

Der junge Mann stutzte einen Augenblick. Aber er schien nichts Arges zu denken.

Er trat aus der Ladenthür auf die Straße, die Cigarre in der einen, ein Zündhölzchen in der andern Hand.

In demselben Momente sah er rund um sich lachende, übermüthige Gesichter.

Unter ihnen auch das schöne Frauengesicht, in das er vorhin unwillkürlich hatte hineinstarren müssen.

Sein blaßes Gesicht wurde noch einmal so bleich. Cigarre und Zündhölzchen zitterten in seinen Händen. Er suchte seine Gestalt aufzurichten, aber sie sank fast ineinander.

Zünden Sie mir die Cigarre an, befahl der Reitknecht.

Aber der alte General war vorgesprengt. Sein Gesicht glühte und wahrlich in diesem Augenblicke nicht von dem Champagner des Frühstücks.

Zurück Bursche, befahl er dem Bedienten.

Einen strengen Blick warf er den Herren zu.

Zu der Dame wandte er sich dann aber mit der Galanterie des alten Soldaten.

Meine Gnädigste, Sie haben das Kommando. Darf ich bitten, daß Sie Marsch kommandiren.

Die junge Dame warf wohl die schönen Lippen auf, und die Herren sahen wohl ärgerlich drein, daß ihnen ein Spaß verdorben war. Aber alle folgten doch gehorsam der Dame, die gehorsam Marsch kommandirte.

Auf der freigewordenen Straße flogen sie wieder im sausenden Galopp dahin.

3.

Eine Begegnung.

Die Residenz, in welcher die bisher erzählten Begebenheiten sich ereigneten, hat bekanntlich eine sehr schöne Lage. Hohe Berge überragen sie von der einen Seite; in oft wundervoll gruppirten Hügeln steigt das Land bis zu ihnen hinauf. In eine weite fruchtbare und bebaute Ebene blickt sie von der andern Seite hinunter.

Die Chaussee, die zwischen den Hügelgruppen hindurch in das hohe Gebirge führte, war die vornehme Gesellschaft hinaufgeritten.

Dieselbe Chaussee schritt, etwa eine Stunde später, gleichfalls aus der Residenz kommend, der junge Mann hinan, der in dem Laden der Wittwe Urner als Herr Kandidat Urner genannt war und gegen diese Benennung nichts eingewendet hatte. Auch wir sind mithin berechtigt, ihn so zu nennen.

Er hatte, obwohl es noch heller Tag war, den Laden geschlossen, und die Kunden, die sich während des Schließens noch zahlreich einfanden, mit seiner gewohnten stillen Zuvorkommenheit um Entschuldigung gebeten, daß er sie heute nicht mehr bedienen könne, ein dringendes Geschäft rufe

ihn ab, morgen werde er aber zur rechten Zeit wieder auf seinem Platze sein.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Er hatte in gerader Richtung den Weg zum Thore hinaus eingeschlagen, und dann die so eben genannte Chaussee betreten.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Stadtthore lag eine jener schönen Hügelgruppen. Die Chaussee schlängelte sich mitten hindurch.

An dem Fuße eines der Hügel lag ein einsames Haus.

Als der Kandidat Urner das Haus erreichte, konnten gerade anderthalb Stunden seit dem Augenblicke verflossen sein, in welchem ihm ein Knabe in den Laden einen Zettel überbracht hatte.

Er hatte, nachdem er den Zettel gelesen, versprochen, in spätestens anderthalb Stunden an Ort und Stelle zu sein.

Er trat in das einzeln stehende Haus.

Nachdem er ungefähr zehn Minuten in dem Hause gewesen war, kam aus diesem ein Kind heraus, ein freundliches, hübsches, blühendes Mädchen von fünf Jahren.

Es war das Töchterchen der Wittwe Urner.

Es trug ein paar Gartenblumen in der Hand. Mit diesen setzte es sich auf den Rasen vor dem Hause, ihnen zulächelnd, mit ihnen spielend.

Dabei warf es wohl manchmal einen sehnsüchtigen Blick auf die Chaussee, die vorbei lief. Sie war so nahe bei ihm, nur wenige Schritte, und nur ein offener und breiter Steg über den Chausseegraben trennten es von ihm. Auf der Chaussee lagen so hübsche, blanke, bunte Steine. Aber es mußte ihm doch verboten sein, den Weg zu überschreiten, und die offene Straße zu betreten, auf der hin und her gefahren und geritten wurde, für ein aufsichtsloses Kind also Gefahr vorhanden war. In den engen Raum zwischen Chaussee und Haus war es sicher, und dem Kinde beständig Aufsicht mitzugeben, dazu war die Mutter des Kindes oder wem sonst es jetzt anvertraut war, wohl nicht im Stande.

Das hübsche Mädchen schien verständig und gehorsam zu sein. Es sah oft genug zu den bunten Kieselsteinen in dem offenen Wege hinüber, aber es blieb genügsam mit seinen paar Blumen vor dem Hause sitzen.

Es saß lange dort, und spielte vergnügt und sorglos, und wer es sah, mußte seine Freude an dem so freundlich und genügsam spielenden Kinde haben.

Es mochte eine halbe Stunde so gesessen haben, als der Kandidat Urner wieder aus dem Hause heraustrat.

Er sah traurig, sorgenvoll aus.

Eine ältliche Frau begleitete ihn bis an die Thüre.

Die Frau blieb stehen.

Er wandte sich nach ihr zurück, um noch ein paar Worte mit ihr zu sprechen.

Sie halten gewiß den Schlaf für wohlthuend, fragte er sie.

Gewiß, antwortete die Frau. Ich bin eine alte Krankenwärterin, ich habe Erfahrung.

Und er dauert schon eine Stunde?

So ungefähr. Er trat bald nachher ein, als der Doktor das Billet für Sie geschrieben und fortgegangen war.

Hatte der Arzt ihn nicht erwartet?

Ich glaube nicht. Er hatte fast gar keine Hoffnung mehr. Er fürchtete, der Tod müsse noch heute Abend erfolgen; darum schrieb er Ihnen, daß Sie noch vor dem Abend herkommen möchten.

Und Sie haben jetzt wirklich wieder Hoffnung?

Ein solcher Schlaf giebt sie.

Der junge Mann besann sich einige Sekunden.

Ich gehe nur zu der Ruine, sagte er dann. Sie können mich hier aus der Hausthür rufen, wenn etwas vorfällt. Achten Sie genau auf die Kranke.

Ich werde nicht von ihrem Bette weichen.

Die Frau kehrte in das Haus zurück.

Der junge Mann wollte auf die Chaussee schreiten.

Da erblickte er neben sich das spielende Kind.

Er stutzte. Er sah von dem Kind zu dem Steg, der auf die Chaussee führte, über den Steg hinüber auf die Chaussee, als wenn er die Gefahr messen wollte, der das Kind auf der Chaussee ausgesetzt ist und die Nähe, in der diese Gefahr zu ihm stehe.

Er ging an das Kind heran. Er schien es aufheben und in das Haus zurückführen zu wollen.

Aber es war auch ihm ein so liebliches Bild, das freundliche, stille, sorglos spielende Kind.

Es wird schon hier bleiben, sagte er sich selbst beruhigend.

Der Gedanke allein mochte ihn doch nicht völlig beruhigen.

Du bleibst doch hier am Hause, Fränzchen? fragte er das Kind.

Ich darf ja nicht auf die Straße gehen, Onkel, antwortete es.

Und Du bist ein gehorsames Mädchen.

Du weißt es.

Zur Noth, sagte er wieder zu sich selber, kann ich ja auch im Momente wieder hier sein. Von der Ruine aus übersehe ich Haus und Straße.

Das schien ihn völlig zu beruhigen.

Er erfreute sich noch einmal an dem freundlichen Blick des spielenden Kindes, dann schritt er über den Steg auf die Chaussee.

Er erfreute sich!

In seinen Augen standen Thränen.

Du armes Kind! Aber mein Leben soll Dir geweiht bleiben. Spiele nur glücklich weiter, während der Tod an dem Schmerzenslager Deiner unglücklichen Mutter steht, um sie — ach, diese Erlösung ist doch eine schreckliche!

Er ging weiter.

Auf der andern Seite des Weges dem Hause gegenüber erhob sich in einer Entfernung von ungefähr sechzig Schritten ein mehr einzeln stehender Hügel. Auf seiner Spitze lag malerisch die Ruine einer alten Ritterburg.

Zu dem Hügel und zu der Ruine lenkte der junge Mann seine Schritte.

Der Mensch ist nicht zum Schmerze, zur Trauer geboren. Auch die am schmerzvollsten bewegte Brust, sucht unwillkührlich einen freundlichen heiteren Gegenstand auf. Sie weiß es nicht, warum. Sie mußte es. Aber das Heitere, Freundliche thut ihr wohl, es hilft ihr den Schmerz tragen, es weckt Ahnungen einer besseren, einer freundlichen Zukunft in ihr, wenn es auch nur die Ahnungen jener Erlösung sind, die der junge Mann eine schreckliche nannte, die aber doch immer eine Erlösung bleibt.

Der Kandidat Urner hatte den Hügel erstiegen, die Ruine erreicht.

An einer alten Mauer gelehnt, blieb er stehen.

Eine reizende Aussicht bot sich ihm dar. Er sah weit in das Land hinein, unübersehbar weit über Fluren und Felder, über Städte und Dörfer, Flüsse entlang, bis weit hinten am Horizont Alles in einem hellen Blau verschwamm.

Ueber Allem ruhete eine feierliche Stille.

Der Tag neigte sich.

Neben ihm standen die tausendjährigen, verwitterten und doch noch so festen Mauern der alten Ritterburg.

In ihnen herrschte die Stille des Grabes.

Und doch das frische, rosige Leben.

Ein wilder Kirschbaum war aus dem Stein und Mörtel einer der alten Mauern emporgewachsen. Er ragte mit seinen grünen Blättern und weißen Blüthen in ein halb eingefallenes hohes Bogenfenster hinein. Und gerade hinter dem Fenster stand die sinkende Sonne und ihre Strahlen vergoldeten die Blüthen und Blätter des wilden Kirschbaumes.

Der Blick des jungen Mannes hatte sich wehmüthig und traurig auf das einsame Haus gesenkt, das jenseits der Chaussee zu seinen Füßen lag.

Er schweifte dann, wie Trost und Hoffnung suchend, in die weite blaue Ferne hinaus.

Trost und Hoffnung kommen den Menschen nur aus der Nähe; wenn er sie sucht, so schweifen dennoch seine Blicke und sein Geist in die weite endlose Ferne. Meist liegen sie ja auch nur dort — unsichtbar, unerreichbar.

Sein Auge fiel endlich auf das, was in der Nähe bei ihm war.

Die Sonne glänzte ihm klar und golden entgegen durch das Bogenfenster der alten Mauer und die Blätter und Blüthen des jungen Kirschbaumes. Er stand überrascht.

Soll mir, rief er, soll mir doch aus all' dem Trübsal und Elend um mich her zuletzt noch helles, freundliches, frisches Leben erblühen? Und es wäre so nahe bei mir, wie dieses schöne Bild?

Aber er schüttelte schmerzlich das Haupt und er lehnte sich wieder still an die alte Mauer zurück, an der er stand, und in der kein frischer Kirschbaum mit grünen Blättern und weißen Blüthen ihm freundlich zuwinkte.

Er stand lange so, in sich versenkt.

Als er dann aufsah, fiel sein erster Blick wieder auf das einsame Haus, das auf der andern Seite der Chaussee unter ihm lag.

Er wurde unruhig.

Das spielende Kind hatte seinen Platz vor dem Hause verlassen, es hatte den Steg überschritten und war auf die Chaussee gegangen. Dort saß es mitten im Wege und spielte mit den bunten Steinchen der Straße; seine Blumen hatte es am Hause zurückgelassen.

Der junge Urner erschrack fast über den Anblick.

Welche Gefahr! Ein Pferd nur im Trabe, ein raschfahrender Wagen und das Kind ist verloren. Und kaum zwanzig Schritte vor ihm dreht sich die Straße. Nur ein vorsichtiger Reiter kann es früh genug gewah-

ren. Und Niemand ist in der Nähe, der um die Kleine sich bekümmerte. Ach, und die arme Mutter.

Er wollte den Hügel verlassen, um sich zu dem Kinde zu begeben, es aus dem gefährlichen Wege zu führen.

Aber der Anblick des Kindes war so reizend. Es spielte so sorglos, so vergnügt, so glücklich. Sollte er es stören? Es sammelte die bunten, glänzenden, glatten Steinchen in seiner Schürze; es warf sie von sich, daß sie über und durch einander flogen und kugelten; es las sie wieder auf, warf sie in die Höhe und las sie nochmals auf und warf sie wieder hin. Und immer lachte und jauchzte und jubelte und freute es sich.

Sollte er das Spiel, die Freude stören?

Er maß noch einmal die Entfernung, die ihn von dem Kinde trennte, den nächsten Weg, auf dem er es, im Falle einer plötzlichen Gefahr, erreichen konnte. Der Abhang des Hügels nach jener Seite hin war steil, abschüssig, gefahrvoll. Aber sichere und kräftige Sprünge brachten in der geraden Richtung nach sehr wenigen Sekunden zu dem Kinde.

Er war dennoch unschlüssig, was er thun solle.

Da vernahm sein Ohr den Hufschlag von Pferden.

Sie kamen im Galopp herangesprengt, aus dem Gebirge, auf der Chaussee, von jener Seite, wo kaum zwanzig Schritte von dem Kinde die Straße sich krümmte.

Er konnte Pferde und Reiter nicht sehen. Der Abhang des Hügels verbarg sie ihm noch.

Er sah auch nicht nach ihnen, er sah nur nach dem Kinde.

Und das Kind saß noch mitten in dem Wege und setzte sein fröhliches Spiel fort. Es war nur mit seinen Steinchen beschäftigt. Es sah und hörte nichts Anderes; nicht die nahenden Pferde, nicht die nahende Gefahr.

Kein menschliches Wesen war in seiner Nähe zu erblicken. Im Hause regte sich Niemand.

Der Kandidat Urner besann sich keine halbe Sekunde mehr.

Er flog den Hügel hinab, den steilen, abschüssigen, hohen Abhang hinunter, in der geradesten Richtung nach dem Kinde hin, aber auch in der gefährlichsten.

Er sah nur das Kind, er suchte nur nach den Reitern.

Endlich sah er auch diese. Sie kamen aus der Krümmung der Landstraße hervor.

Es war jene schöne, stolze, übermüthige, unweibliche Dame mit ihrer Begleitung.

Sie ritten Alle im wilden Galopp, an der Spitze die Dame selbst, neben ihr der Husarenlieutenant, hinter ihr der alte General, hinter diesem die Anderen.

Sie waren im Galopp in Gesprächen.

Der Lieutenant erzählte lebhaft der Dame. Die Dame hörte aufmerksam zu.

Das spielende Kind im Wege gewahrte Niemand von ihnen.

Es war keine zwanzig Schritte mehr von ihnen.

Sie ritten mitten im Wege.

Mitten im Wege saß das sorglose Kind.

Halt! Halt! rief der erschrockene, der einzige aber noch entfernte Beschützer des armen Kindes ihnen entgegen.

Aber er rief vergebens. Der Hufschlag der galoppirenden Pferde, die eigenen lauten Stimmen der Reiter, ließen den Ruf nicht an ihr Ohr gelangen.

Die Gesellschaft war auf dem Rückwege.

Sie waren so eben aus dem Gebirge gekommen. Auf der hoch und nieder gehenden Chaussee hatten sie nur langsam reiten können.

Ah, lieber Bolz, hatte da die Dame zu dem Lieutenant an ihrer Seite gesagt, Sie wollten mir von einem tragischen Schicksale erzählen.

Es ist ein wirkliches Unglück, Gräfin.

Erzählen Sie dennoch.

Der Lieutenant begann zu erzählen.

Während er noch erzählte, kam man in die Ebene. Die feurigen Pferde setzten sich fast von selbst in Galopp. Er mußte dennoch fortfahren.

Was er erzählte war folgendes, und er erzählte es betrübt genug:

Sie kennen meinen braven Freund Lenz, Gräfin.

Er ist Fähnrich bei der Garde.

Seit gestern Lieutenant. Ach, er war es.

Er ist todt?

Ein anderes Unglück hat ihn betroffen.

Sie machen mich neugierig.

Er hatte so lange warten müssen, Offizier zu werden. Seine gute Mutter hatte sich so lange danach gesehnt. Er ist ihr einziger Sohn. Sie ist Wittwe. Er ist ihre Freude. Er war ihr Stolz. Er sollte ihre

Stütze werden. Endlich erhielt er gestern sein Patent als Lieutenant bei der Garde. Wie glücklich waren Mutter und Sohn. Seine Offiziersuniform lag schon lange fertig, die Liebe der Mutter hatte dafür gesorgt. Er zog sie an. Er ging darin aus, auf die Straße, zum ersten Male, da —

Nun? fragte die Dame.

Ein roher Mensch begegnet ihm. Lenz hat ihn nicht gesehen. Beide stoßen an einander. Der Mensch wird grob, und ehe Lenz an etwas denkt, hat er von ihm einen Schlag erhalten, einen Schlag auf die Uniform. In demselben Augenblicke war der Mensch fort.

Mein Gott! rief die Gräfin erschrocken. Er muß doch nicht seinen Abschied nehmen?

Er muß es.

Wer war der Mensch?

Ein Handwerksgeselle, ein Sackträger, gleichviel.

Und er muß dennoch den Abschied nehmen?

Er hat die Uniform beschimpfen lassen, er darf sie nicht mehr tragen.

Es ist in der That so, Excellenz? wandte die Gräfin sich an den General zurück.

Es ist Unsinn, aber es ist so, sagte der alte, brave General, und man sah ihm den Unmuth an, daß er nicht anders antworten konnte.

Kann ihn denn nichts retten?

Er hätte sofort den Packträger erstechen müssen, versicherte der Lieutenant, dann wäre der Schimpf gerächt.

Aber ist das nicht noch größerer Unsinn?

Die Gesetze der Ehre!

Die Dame wollte etwas erwidern.

Sie stockte plötzlich.

Ihr Blick war mitten im Gespräch und Galopp von einem Gegenstande betroffen.

Es war nicht das Kind, was sie sah, das nur noch zwanzig Schritte von ihrem, vor allen den andern wild einher rennenden Pferden, im Wege spielte, das auf die Reiter und auf die Pferde nicht achtete, das verloren war, wenn nicht Einer der Reiter es bemerkt.

Sie sah das Kind nicht, keiner ihrer Begleiter sah es.

Ihr Auge hatte sich auf einen andern Gegenstand gelenkt, auf einen Mann, der seitab am Wege, mit einer Schnelle, die den Galopp ihres Pferdes übertraf und mit einer Kühnheit und einem Muthe, die vor der

offenbarsten Todesgefahr nicht zurückbebten, den hohen, jähen, fast senkrechten Abhang herabgestürzt kam, in geradester Richtung auf sie und ihre Pferde hin.

Was wollte der Mann? Wer war er? Erkannte sie ihn nicht auf einmal? Sie hatte ihn schon gesehen.

Mein Gott, welche Verwogenheit! Er muß in den Tod stürzen! Er kann nicht lebend den Weg erreichen!

Sie hatte den Ausruf noch nicht gethan, da hatte der junge Mann schon den Weg erreicht und er hatte nicht den Tod gefunden.

Aber das Pferd der stolzen Reiterin war auf einmal mitten in seinem wilden stürmischen Laufe von einer Gewalt, gegen die gar kein Widerstand möglich schien, aufgehalten. Eine eiserne Faust hatte seine Zügel ergriffen, hatte es zurückgehalten, zurückgeworfen. Es stand wie gebannt.

Das war zwei Schritte vor dem spielenden Kinde.

Die Pferde der andern Reiter waren in unaufgehaltenem Lauf rechts und links an der Dame vorübergeflogen.

Auch an dem Kinde, das mitten im Wege gerade vor dem Pferde der Dame saß.

Das Kind war gerettet. Der liebe Gott giebt, nach einem schönen Sprichworte, jedem Menschen einen Engel mit auf den Weg, einem Kinde zwei.

Eine einzige Sekunde später, und das Kind war von den Hufen der Pferde zertreten.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorst war eine kühne, wilde und sichere Reiterin. Sie hatte kaum im Sattel geschwankt, als ihr Pferd so plötzlich und mit so furchtbarer Gewalt gehalten wurde.

Aber sie war auch eine stolze und hochfahrende Dame.

Ein blitzender Zorn flog aus ihrem Auge. Er traf den frechen, der es gewagt hatte, Hand an sie zu legen.

Sie erhob ihre Reitpeitsche.

Sie erhob sie nach ihm.

Der junge Mann stand ruhig vor ihr. Er sah sie an. Er sah ihr fest in das Auge, nicht stolz, nicht herausfordernd, aber ernst, tief ernst und milde und wehmüthig.

Es war ein eigenthümlicher Anblick; der junge Mann mit diesem ernsten, ruhigen, stillen, die junge Dame mit dem, von dem raschen Ritt und dem jähen Zorn hochgerötheten Gesichte und den leuchtende Blitze schleudernden Augen.

Und beide Gesichter schön. Das feine, edle Antlitz des jungen Mannes erschien in diesem Augenblicke doppelt schön.

Und beide hohe Gestalten. Die junge Dame hatte sich höher und stolzer im Sattel erhoben. Der junge Mann stand nicht stolz vor ihr, nur aufrecht, aber hoch aufrecht, wie ein König, der keines Stolzes bedarf, um zu gebieten.

Die Dame senkte die Reitpeitsche, ohne zu schlagen.

Und der junge Mann ließ die Zügel des Pferdes los und wandte sich zu dem Kinde, das einen Schritt weit von ihm saß.

Komm, mein liebes Fränzchen!

Er hob es auf, er nahm es in seinen Arm. Er wollte mit ihm die Landstraße verlassen.

Da sah die Dame das Kind; zum ersten Male.

Sie wechselte die Farbe.

Mein Gott! rief sie erschrocken.

Sie erkannte die Gefahr, in der das Kind, in der sie selbst geschwebt hatte. Sie erkannte, was der junge Mann gethan hatte. Er hatte dem Kinde das Leben gerettet, er hatte sie vor einer Blutschuld bewahrt.

Und sie hatte die Peitsche gegen ihn erhoben.

Mein Herr, rief sie.

Eine menschliche, eine weibliche, eine edle Regung ihres Innern wollte ihn zurückrufen.

Aber was ist die augenblickliche bessere Regung eines, zumal schwachen weiblichen Herzens, das in Stolz und Hochmuth, in Koketterie und Selbstsucht aufgewachsen und ausgebildet ist, und dessen bessere Seite in einer Lust an wildem, unbändigen Treiben besteht? Jene edleren Regungen sind Fremdlinge in ihm. Eine bleibende Stätte können sie nicht in ihm finden.

Oder erst nach schweren, hartnäckigen Prüfungen.

Die Begleiter der Gräfin Klotilde hatten ihre Pferde parirt. Sie schwenkten zu der Dame zurück, um zu sehen, welcher Unfall sie aufgehalten habe.

Der Erste, der bei der Dame ankam, war der Lieutenant Bolz auf seinem leichten Husarenpferde.

Er hatte noch die aufgehobene Reitpeitsche der Dame gesehen. Er sah, wie sie sich senkte, aber er sah nicht den festen, ruhigen, milden Blick, vor dem sie sich unwillkürlich hatte senken müssen.

Der Mensch hat sie eingeschüchtert, dachte der Lieutenant.

Er war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen.

Er erhob seine Reitpeitsche.

Da begegnete auch er dem Blicke des jungen Mannes, nach dem er schlagen wollte.

Und der Blick war jetzt finster und stolz.

Auch die Peitsche des Lieutenants senkte sich.

Aber in demselben Augenblicke erkannte er den jungen Mann.

Alle Teufel, lachte er laut auf, das ist ja der Herr Kandidat aus dem Spezereiladen, der für einen Dreier Syrup verkauft.

Und auch der französische Chevalier lachte, und der russische Graf und der Rittmeister von den Dragonern.

Der alte General lachte nicht.

In dem Lieutenant aber war wieder der Zorn erwacht, der Stolz, daß er vor einem Ladendiener die Reitpeitsche hatte sinken lassen.

Zum Teufel, rief er, Herr, Sie sind ein Unverschämter, der Züchtigung verdient.

Der arme „Herr Kandidat" hatte mit der Gefahr seines eigenen Lebens ein Menschenleben gerettet. Er sollte dafür ein Unverschämter sein, der Züchtigung verdiente. Es war eine eigenthümliche Logik.

Indeß der Herr von Bolz war überzeugt von ihr, und um ihr Nachdruck zu geben, erhob er nochmals seine Reitpeitsche.

Ein zorniges Auge blitzte ihm plötzlich entgegen. Eine stolze Gestalt erhob sich vor ihm.

Wagen Sie es, rief drohend der fremde, junge Mann.

Er drohte. Offiziere, Herren vom Adel umgaben den Lieutenant von Bolz. Eine hohe Dame sah mit gespannten Blicken auf ihn.

Die Ehre war engagirt.

Der Herr von Bolz schlug zu.

Aber er traf nicht.

Der junge Mann, nach dem er schlug, war eben so gewandt wie kräftig.

Er hatte den Arm des Lieutenants gefaßt, als dieser sich rührte. Er hatte ihm die Peitsche entrissen, er hatte sie zerbrochen und von sich geworfen.

Der Lieutenant erblaßte.

Er hatte beschimpfen wollen.

Er selbst war beschimpft worden.

In seiner Offiziersuniform.

An diese war gewaltsam, drohend Hand angelegt.

Der Schimpf mußte gerächt werden, blutig, auf der Stelle.

Er zog seinen Säbel. Aber mit Ruhe fast, nur mit einem festen Entschlusse.

Er konnte nicht anders.

Nicht er allein erkannte das.

Alle um ihn her sahen die Nothwendigkeit.

Ein Ladendiener, ein Unebenbürtiger, der keine Genugthuung der Ehre geben konnte, hatte einen Offizier in der Uniform beschimpft.

Es blieb kein anderes Mittel.

Die Blicke verfinsterten sich. Manches Gesicht erblaßte mit dem des Offiziers.

Auch das der Dame.

Wie hätte es nicht, troß aller Herzenshärte, da, wo Männerherzen in besseren Regungen erbebten.

Nur Einer unter ihnen allen stand ruhig. Sein Gesicht erblaßte nicht, sein Herz schlug still und regelmäßig.

Der junge Mann ließ das Kind, das er im Arme trug, zur Erde nieder, als wenn er es verschmähe, irgend einen fremden Schuß, einen Schild zu suchen.

Wagen Sie es, rief er dann noch einmal, so ernst, so stolz, so befehlend, daß selbst die Ruhe und ernste Entschlossenheit des Offiziers schwankte.

Auch der Säbel des Herrn von Bolz senkte sich.

Der Fremde aber sagte ruhig:

Mein Herr, Sie werden mir, ich bin Ihnen Genugthuung schuldig Ich bin bereit, sie Ihnen in jeder Weise zu geben.

Man hatte das, nach seinem ruhigen, entschiedenen, stolzen, befehlenden Wesen wohl erwarten können. Seine Worte brachten dennoch die Aufregung der Befremdung hervor.

Man drängte sich mehr um ihn.

Sie wollen Genugthuung geben?

Ja, meine Herren!

Genugthuung der Ehre?

Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre . . .

Der Fremde sagte es nicht ohne bittern Spott.

Aber, mein Herr, Sie standen in jenem Laden?

Ja.

Und verkauften für Dreier Spezereiwaaren?

Ist das etwas Unehrenhaftes?

Als Ladendiener?

Ist ein Ladendiener ein Ehrloser?

Ihr Name, mein Herr? rief endlich der Rittmeister.

Der Fremde mußte auf die Frage vorbereitet sein. Es kostete ihm doch einen augenblicklichen Kampf, bevor er antworten konnte.

Ehrhardt, sagte er dann.

Seine Gestalt richtete sich höher auf, sein Blick wurde stolzer, als er den einfachen Namen nannte.

Bürgerlich? rief man ihm zu.

Bürgerlich! antwortete er.

Bezeichnende Blicke der Umstehenden sagten dem Lieutenant von Bolz, was er jetzt dennoch zu thun habe.

Aber da kam aus dem Hintergrunde in dem er sich bisher still gehalten hatte, der alte General hervor.

Ehrhardt heißen Sie, mein Herr?

So ist mein Name.

Sie sind aus —?

Es ist mein Vaterland.

Ihr Vater war dort Minister?

Er war Minister, vor der Revolution. Er mußte dem Sturme des März 1848 weichen.

Und Sie waren Offizier?

Ich war Stabsrittmeister in der Garde.

Ein wachsendes, gespanntes Erstaunen ergriff die sämmtlichen Zuhörenden.

Mein Herr, fuhr der alte General fort, Sie nahmen nach dem Sturze Ihres Vaters Ihren Abschied, aus freien Stücken. Man verdachte es Ihnen, man erkannte kein zureichendes Motiv. So weit kenne ich Ihre Geschichte. Sie sehen, es kommt in diesem Augenblicke dringend darauf an, daß ich, daß diese Herren hier Sie weiter kennen lernen. Ich bitte darum.

Euer Excellenz haben Recht, erwiederte der junge Mann. So vernehmen Sie zuerst den Grund des Ausscheidens aus dem Militärdienste. Er ist ein einfacher. Mein Vater war gestürzt. Mochte er Manches gethan haben, was in jener aufgeregten Zeit die Stimme des Volkes ihm zum Verbrechen anrechnete. Er hatte immer nur in Treue, in Anhänglichkeit, in Hingebung für seinen Fürsten gehandelt. Dennoch verleugnete

den Gestürzten sofort der Hof. Man hatte nicht einmal den Muth, ihm für seine vieljährigen treuen Dienste eine Pension zu geben. Das war Undank. Der Undank erfüllte mich mit Unmuth. Ich forderte meinen Abschied. — Erkennen Sie das Motiv als ein ehrenvolles an meine Herren?

Ja, sagte entschieden der General.

Keiner der Anderen wagte zu widersprechen.

Der junge Mann fuhr fort:

Man wollte das Motiv nicht gelten lassen. Man wollte nur Trotz in meiner Forderung sehen. Man konnte mir dennoch den ehrenvollen Abschied nicht verweigern. Aber in meinem Vaterlande war mir von da jede Existenz genommen. Der Hof sah mich als einen unzufriedenen Demokraten an. Dem Volke blieb ich immer der Sohn des verhaßten Ministers, der selber der Reaktion gedient hatte. Anderes kam hinzu.

Der junge Mann sprach die letzten Worte mit schmerzlich bewegter Stimme.

Aufmerksamere, selbst mißtrauische Blicke richteten sich auf ihn.

Er sah sie.

Es betraf theure Verwandte, sagte er, nicht mich.

Dann sprach er weiter:

Ich verließ mein Vaterland. In fremde Militärdienste konnte und wollte ich nicht treten. Mein Vater war arm. Auch ich hatte kein Vermögen. Ich mußte mir eine neue Laufbahn, eine neue Existenz gründen. Ich studierte. Ich erwählte aus Neigung das Fach der Theologie. Ich habe meine Studien vollendet. Ich bin Kandidat der Theologie. Finden Sie darin etwas Unehrenhaftes, meine Herren?

Kandidat? Also doch „der Herr Kandidat" hätte wohl mancher der Herren ausrufen mögen.

Aber der alte General sagt entschieden:

Nein!

Und keiner wagte zu widersprechen.

Aber ein anderes Bedenken wurde laut.

Sie standen in jenem Laden, mein Herr!

Auch der General fragte:

Welche Bewandtniß hat es damit?

Ein bitteres Lächeln flog wieder über das Gesicht des jungen Mannes. Aber der Schmerz unterdrückte es bald.

Ja, meine Herren, ich stand in jenem Laden und ich verkaufte darin für einen Sechser Cigarren und für einen Dreier Syrup. Erfahren Sie auch warum. Einer edlen Verwandten — die Pflicht gebietet mir, von ihrem Schicksale zu schweigen, die Achtung vor dem Unglücke wird Ihnen gebieten, mein Schweigen zu ehren. — Einer edlen Verwandten ist jener Laden die letzte Hilfsquelle, für sich, für dieses ihr armes Kind. Sie erkrankte. Da eilte ich her, ihre Stelle zu vertreten, hinter dem Ladentische. Wer hat einen Stein, meine Herren?

Es wurde kein Wort, kein Bedenken laut.

Aber die Gesichter sahen einander betroffen an, und in dem Innern der meisten der Herren mochten sehr laute Bedenken sich regen, über das, was geschehen und — nicht mehr zu ändern war.

Der alte General brach die Stille.

Sie müssen sich schlagen, Lieutenant Bolz, sagte er zu dem Offizier.

Er sagte es kurz und entschieden, aber er konnte den Unmuth, eine gewisse Trauer nicht verbergen, daß er es sagen mußte.

Gewiß, erwiderte der Lieutenant Bolz, und, zu seiner Ehre muß es gesagt werden, er steckte mit Befriedigung den Degen wieder ein, den er zu einer andern Genugthuung seiner Ehre freilich rasch genug gezogen hatte, aber auch hatte ziehen müssen.

Der Rittmeister Graf Horvitz nahte sich seinem ehemaligen Kameraden, dem Kandidaten der Theologie, Ehrhardt.

Bestimmen wir sofort Alles, mein Herr?

Ihr Freund, mein Herr, und Sie Namens seiner, haben das Recht. Ich bin der Beleidiger.

Das sprach wohl nicht der Kandidat der Theologie, aber desto sicherer und ruhiger der ehemalige Rittmeister der Gardedragoner.

Wohlan! — Du wählst, Bolz?

Pistolen! rief der Lieutenant.

Und morgen?

Morgen? wiederholte doch stutzend der Lieutenant, indem er unwillkührlich einen Blick auf die Gräfin Hohenhorst warf.

Morgen war der Hochzeitstag der Gräfin.

Wir müssen einen Augenblick zu der jungen Dame zurückkehren.

Sie hatte die Farbe gewechselt, sie war erschrocken, als sie die Gefahr erkannte, vor der ein kühner Muth des Fremden sie und das Kind gerettet hatte. Einen Augenblick war ihr Herz bewegt gewesen, weiblich, weich. Aber nur einen Augenblick lang. Dann hatte sie die Verhandlungen

der Männer, die drohenden, Blut drohenden und zu Blut herausfordernden Verhandlungen wohl mit klopfendem Herzen verfolgt, aber keine Miene ihres Gesichtes hatte verrathen, daß ihr Herz stärker poche, als eines der anwesenden, der betheiligten Männer.

Nur als der, anfangs peinlich verworren geschürzte Knoten sich zu lösen begann, schien sie mit größerer, wieder mit weiblicher Theilnahme auf den Fremden zu blicken. Er schien ihr gegen ihren Willen ein erhöhtes Interesse einzuflößen und in demselben Augenblicke schien eben so unwillkührlich ein Verdruß darüber sie zu ergreifen, daß sie von einem Interesse für den Mann sich habe befangen lassen.

Für den Mann, der ihr imponirt, vor dessen Ruhe sie von einer Drohung hatte abstehen müssen, der sie erschreckt, dem sie eine weiche Regung ihres Herzens gezeigt hatte. Der aber auch so schön, so stolz, so edel vor ihr stand.

Wer kann ergründen, was alles ein hochmüthiges, gefallsüchtiges, verhärtetes Frauenherz in Bewegung und in Kampf versetzt?

Morgen? hatte der Lieutenant stutzend wiederholt, indem er einen Blick auf die junge Dame warf, deren Hochzeitstag morgen war.

Plötzlich sah man das Gesicht der Dame erglühen.

Morgen! rief sie heftig.

Den Kandidaten Ehrhardt schien es bei dem Worte zu durchbeben.

Der Lieutenant aber sagte zu dem Rittmeister Horvitz:

Also morgen. Arrangire alles Weitere.

Der Graf Horvitz wandte sich wieder an den Kandidaten.

Sie haben gehört, mein Herr?

Ich habe gehört.

Um sechs morgen früh?

Um sechs.

Sind Sie in der hiesigen Gegend bekannt?

Nein.

Sind Sie einverstanden, wenn wir Sie morgen früh Punkt sechs Uhr hier an diesem Hause abholen? Wir begeben uns dann dort höher in das Gebirge hinein.

Ich bin einverstanden.

Der Graf Horvitz wollte sich zurückziehen.

Noch ein Wort, mein Herr, hielt ihn der Kandidat zurück.

Was wünschen Sie?

Ich bin völlig fremd hier. Bringen Sie einen Ihrer Bekannten, mir zu sekundiren?

Ich sekundire Ihnen, mein Herr! rief der alte General.

Excellenz erzeigen mir eine Ehre. Dürfte ich Sie dann auch —? Ich bin ohne Waffen hier —

Ich besorge auch Ihre Waffe.

Nehmen Sie meinen Dank, Excellenz. — Meine Herren, auf Wiedersehen morgen!

Er verbeugte sich gemessen.

Dann nahm er das Kind wieder auf den Arm.

Jetzt können wir gehen, mein gutes Fränzchen.

Er ging mit dem Kinde langsam zu dem Hause.

Die Reitgesellschaft setzte ihre Pferde wieder in Galopp.

Aber die Gräfin Klotilde Hohenhorst mußte sich doch noch einmal nach dem Fremden umsehen.

Ihr Blick begegnete dem seinigen.

Sie erröthete.

Ihr Pferd sprang zu schärferem Galopp um.

4.

Ein Hochzeitstag.

Der Hochzeitstag — was wird er bringen? Es ist die erste Frage, die beim Erwachen am Hochzeitsmorgen der Bräutigam ausspricht, die Braut, die Eltern, die andern Angehörigen.

Das glänzende Hochzeitskleid, der Myrthenkranz, der Schmuck von Gold und Edelsteinen, an diesem Morgen tritt Alles vor jener Einen Frage zurück.

Was wird der Tag bringen? Glück, Unglück, Freude, Jammer, Glanz, Elend?

Wer kann es sagen?

Wer kann es nur für den Einen kurzen Tag selbst sagen?

Freude, Glück, helle Gesichter? Wer kann nur für sie einstehen, auch nur auf eine einzige Stunde dieses einzigen Tages? Und es wäre so wenig für solch einen Tag!

Und doch, sollte nicht mindestens ein Auge am Hochzeitstage, wenn auch nur auf einen Augenblick, hell glänzen?

Ich war einmal auf einer Hochzeit. Es war die — traurigste, der ich jemals beigewohnt habe, und doch war sie so schön, so herzinnig rührend. Das Brautpaar war so schön, so lieb Beide. Sie hatten sich so lieb. Sie hatten sich Jahre lang geliebt, in Treue, in Sorgen, unter widrigem Geschick, das ihre Verbindung immer und immer wieder hinausschob. Endlich waren die Hindernisse beseitigt. Sie hätten nichts zu leben gehabt, als Eheleute, die armen, braven Menschen. Endlich hatte der Bräutigam ein Amt bekommen. Sie konnte den Tag ihrer Verbindung ansetzen. Aber der Lebenskeim der armen, harrenden Braut war unterdeß angefressen, zerstört. Der Hochzeitstag mußte beschleunigt werden, wenn nicht ein Sterbekranz früher als ein Brautkranz auf die bleiche Stirn der schönen Braut gelegt werden sollte.

Beide Kränze sollten an dem nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde die edle Stirn schmücken.

Man wußte es. Alle wußten sie es, als der Geistliche an dem Bette der Braut die Hände des Paares in einander legte, der Bräutigam, die Angehörigen, am gewissesten die Braut selbst. Kein Auge war leer von Thränen des Schmerzes, der Trauer.

Doch nein! Ein Auge glänzte in heller Freude.

Und mit diesem hellen, überirdischen, himmlischen Glanze in den schönen Augen zog die Braut, als sie das Weib des Geliebten geworden war, den Gatten an sich, legte sich an seine Brust, sah ihn liebend und glücklich an, sagte triumphirend: Ich bin doch Deine Frau — und starb.

Ein glückliches Auge hatte doch gelächelt.

Was wird der Tag bringen?

Weiß man am Morgen doch nicht einmal gewiß, ob er denn auch wirklich die Hochzeit bringen wird.

Einer meiner Bekannten, der Alles vergaß, hatte einmal auch seinen Hochzeitstag vergessen. Freilich nur das Eine Mal.

Anderen kann die Hochzeit anders entkommen.

Die junge, schöne Gräfin Klotilde Hohenhorst erwachte früh am Morgen ihres Hochzeitstages.

Sie schien eine unruhige Nacht gehabt zu haben.

Auch ihr Erwachen war kein ruhiges. Sie fuhr rasch in die Höhe, wie aus einem schweren Traume. Ihr erster Blick fiel dann auf das goldene Zifferblatt der Tafeluhr, die ihrem Bette gegenüber stand.

Die Uhr zeigte gerade fünf Uhr.

Die Dame wurde unruhiger.

Fünf Uhr! rief sie. Ob ich —? Nein, nein! — Und doch, es wäre noch Zeit!

Was wollte, was sollte die schöne Dame? Was wollte oder sollte sie nicht? Dachte sie an ihre Hochzeit? Wollte sie nicht heirathen? Und dann wieder doch? Den Baron Rothberg, der die fetten Weiden hatte, den die feine Welt der Residenz nicht sehr fein einen Bären gar nannte, der so gern schlief, und so schrecklich dumm war, der aber auch in seiner Trägheit und Bornirtheit ein so bequemer, so gutmüthiger, so guter Ehemann werden mußte?

Sollte sie ihn nehmen, sollte sie ihn nicht nehmen? Noch, noch immer war es Zeit, sich zu besinnen.

Die Leute hatten sich früher so gefragt, fragte sie jetzt sich so?

Sie fuhr fort in ihrem Selbstgespräch.

Aber nein! Er war so hochmüthig, so übermüthig, so stolz! — Stolz! Welch ein Stolz, als er —

Stolz, hochmüthig, übermüthig? Das war wohl der gute Baron Rothberg nicht?

Sie war in Träume versunken. Setzte sie die Träume der Nacht des Schlafes fort?

Auf einmal fuhr sie wieder auf:

Nein, nein, er würde denken, ich käme um seinetwillen.

Es war nicht der Baron Rothberg, von dem sie sprach.

Wer war es?

Aber sie sprach weiter:

Und doch! der arme Volz!

Der war es also? Der Lieutenant von den blauen Husaren, der gestern so glücklich gewesen war, an ihrer Seite reiten zu dürfen?

Hören wir ferner ihrem Selbstgespräche zu.

Er hat zwar Muth. Er ist auch ein guter Schütze. Ich selbst habe oft mit ihm nach der Scheibe geschossen. Aber der Andere —! Ach, er sah so anders, so siegreich aus. — Und ich habe den armen, guten Volz in die Gefahr gebracht. — Ach, wenn er erschossen würde! Ich könnte es mir nie verzeihen! Ich muß ihm Glück bringen. Ich muß hin. Und wenn auch der Andere, wenn dieser stolze, hochmüthige Mensch hundertmal —

Sie träumte wieder.

Ich will, rief sie auf einmal heftig. Ich will, ich will.

Sie rief es, wie ein Kind, das allen Ermahnungen, allem Widerspruche, aller Gewalt zum Trotze, dennoch — will.

Welcher mächtige Widerspruch hatte sich denn in ihrem Innern erhoben?

Gott weiß es.

Aber das wissen wir jetzt wohl Alle, von wem eigentlich sie sprach, wohin sie wollte, an was zuerst sie gedacht hatte, als sie an dem Morgen ihres Hochzeitstages erwachte.

Sie sprang auf. Sie zog hastig an einer Klingel.

Aber dann dachte sie doch noch an ihren Hochzeitstag, an ihre Hochzeit Heute? sagte sie auf einmal, wie sich plötzlich besinnend. Heute? Von dem blutigen Schauspiele zur Kirche, an den Traualtar? — Was wird die Welt dazu sagen? — Aber pah, pah! Ich will!

Das Bedenken hatte sie leicht beseitigt. Es war ihr ja auch nie darauf angekommen, was die Welt sagen werde.

Ihre Kammerjungfer erschien,

Meinen Wagen, befahl sie dem Mädchen. Der Kutscher soll sofort anspannen. Du kehrst auf der Stelle zurück, mich anzukleiden.

Die Dienerin mochte in der Frühe des Hochzeitstages wohl einen andern Befehl der Braut erwartet haben. Aber einer so willenskräftigen und entschlossenen Herrin, wie die junge Gräfin war, pflegen auch Kammerjungfern ohne Widerrede zu gehorchen. Sie wagte kaum verwundert aufzublicken. Sie gehorchte nur.

Nach einer Minute war sie zurück.

Nach einer Viertelstunde war die junge Dame angekleidet.

Eine Minute später saß sie im Wagen.

Der Wagen flog durch die weiten Straßen der Residenz, zum Thore hinaus, auf die Chaussee.

Drei Minuten vor sechs Uhr war er noch kaum hundert Schritte von dem einsamen Hause an der Landstraße entfernt vor welchem gestern das Ereigniß stattgefunden hatte, das heute auch die junge Dame zu einem blutigen Schauspiele hinausrief.

Die Gräfin ließ halten.

Der Morgen war schön. Es war ein klarer, schon durchwärmter Frühlingsmorgen. Sie ließ das Verdeck des Wagens zurückschlagen. Sie konnte sich frei auf der Chaussee umsehen.

Ein Trupp Reiter kam in der Ferne herangesprengt, von der Stadt her.

Sie erreichten den haltenden Wagen.

Sie hatten nur noch eine halbe Minute Zeit, wenn sie Punkt sechs Uhr an dem einsamen Hause sein wollten.

Sie wollten an dem Wagen vorbeisprengen. Sie hatten ja nicht gesehen, daß eine junge, schöne Dame darin saß.

Um einer jungen schönen Dame willen, kann ein echter Kavalier auch auf dem Wege zum Tode eine Sekunde lang sich aufhalten.

Guten Morgen, meine Herren! Ah, muß ich die erste sein?

Die Pferde standen mitten im Galopp, wie vor einer Mauer.

Gräfin Klotilde!

Meine Gnädigste!

Schön, wie der junge Morgen!

Stolz, wie die Königin der Schlachten!

Nur der alte General schwieg. Er sah verstimmt in den Morgen hinaus.

Sie sind verwundert, meine Herren? rief die Dame.

Wir sind hocherfreut.

Sie wollen uns zum Kampfplatze begleiten?

Das fragte der alte, verstimmte General.

Warum nicht, Excellenz? Sie finden es gegen die Sitte?

In der That, Gräfin!

Es wäre ein Beweis, daß die Welt zurück — anstatt vorwärts geht.

Superbe, rief der Chevalier Chalmel.

Die Damen des Mittelalters wohnten stets den Zweikämpfen ihrer Ritter bei.

Und feuerten sie an, sagte der Franzose.

Es war in Deutschland nicht nöthig, mein Herr, erwiderte die Dame.

Und es wird auch hier nicht nöthig sein, rief der Lieutenant Bolz.

Die Dame reichte dem Offizier die Hand.

Bravo, mein Freund! — Aber jetzt fort. Es schlägt sechs auf dem Thurme der Stadt. Lassen Sie nicht auf sich warten. Ich folge Ihnen.

Die Reiter sprengten davon.

An dem einsamen Hause hielten sie.

Ein junger Mann erwartete sie schon dort.

Man begrüßte sich höflich mit ihm.

Dann bestieg der Kandidat Ehrhardt ein Pferd, das ein Reitknecht der Gesellschaft an der Hand geführt hatte.

Alle ritten die Chaussee höher hinauf, in das Gebirge hinein.

Der Wagen der Gräfin Hohenhorst folgte.

Tiefer im Gebirge wurde die Landstraße verlassen. Es wurden Seitenwege eingeschlagen, die in dichte Waldung führten.

An einer Lichtung des Waldes wurde Halt gemacht.

Die Herren saßen von den Pferden ab und gingen in die luftige Oeffnung des Waldes.

Die Diener zogen sich mit den leeren Pferden hinter die Bäume zurück.

An den Rand der Lichtung begaben sich mit ihrem Apparat zwei Chirurgen.

Die Herren waren die beiden Duellanten, die beiden Sekundanten der russische Graf, der französische Chevalier. Sie hatten sich alle eingefunden.

Nur der Baron Rothberg fehlte. Er schlief wohl noch.

Seine Braut war ja für ihn da.

Sie hielt in ihrem Wagen am Eingange der Waldesöffnung.

Der General und der Rittmeister Horvitz trafen als Sekundanten die Vorbereitungen des Duells. Die Mensur wurde abgemessen. Die Waffen wurden geprüft, geladen.

Der Lieutenant Bolz mit dem Grafen Braganoff und dem Chevalier Chalmel begaben sich an den Wagen der Dame. Sie hatten bei jenen Vorbereitungen nichts zu schaffen. Sie plauderten heiter, munter, lustig an dem Wagen.

Es ist so Sitte bei Duellen, besonders wenn sie um ein Nichts entstanden sind.

Die junge Gräfin konnte heiter und munter mit ihnen plaudern. Sie wollte sich wohl ihrer Ahnenmütter aus dem Mittelalter würdig zeigen, die auch Zeuginnen der Kämpfe ihrer Ritter gewesen waren.

Von altem Adel war sie.

Der Kandidat Ehrhardt ging einsam und still sinnend in dem Schatten der Bäume am Rande der Lichtung auf und ab.

Die Sekundanten waren mit ihren Vorbereitungen fertig.

Der Rittmeister Horvitz ging zu dem Wagen, um den Herrn von Bolz auf den Kampfplatz zu führen.

Der General nahte sich dem Kandidaten Ehrhardt.

Mein Herr, ich bitte.

Ich bin bereit.

Sie gingen gleichfalls in die Lichtung, dem Kampfplatze zu.

In der Mitte des Weges hielt der Kandidat seine Schritte an.

Excellenz, gestatten Sie mir wenige Worte?

Er sprach ernst und traurig.

So war auch der General.

Der alte Soldat blieb stehen.

General, fuhr der junge Mann fort, ich darf nicht falsch von Ihnen beurtheilt werden. Die Veranlassung zu diesem Duell ist für meinen Gegner, eine an sich so geringfügige, daß, ohne ein trauriges Standesvorurtheil, ein einziges Wort alles ausgleichen müßte.

Gewiß ist es so.

Jenes Vorurtheil aber macht eine Beilegung ohne Blut unmöglich.

Leider.

Ich will nicht untersuchen, auf welcher Seite Recht oder Unrecht ist. Nach den konventionellen Begriffen der Ehre bin ich einmal der Beleidiger. Ich kann dennoch meinen Gegner nicht schonen.

Der General wollte stutzig werden.

Man fordert es nicht von Ihnen, sagt er etwas zurückhaltend.

Der junge Mann fuhr ruhig fort.

Mein Gefühl würde es von mir fordern, Excellenz, wenn nicht die Pflicht, eine gebieterische, unabweisliche Pflicht mir geböte, anders zu handeln.

Der General mußte stutzen.

Nun?

Excellenz, mein Leben gehört nicht mir. Ohne mich ist ein edles Wesen dem Unglücke, dem Elende verfallen. Ich muß mein Leben zu erhalten suchen, so weit ich es nach den Grundsätzen der Ehre kann. Was Sie sehen werden, Excellenz, was ich thun werde, ich bitte Sie, es nur von dem Gesichtspunkte aus zu beurtheilen, den ich andeutete.

Er sprach mit so inniger, wahrer, trauriger Stimme.

Sie werden sich wie ein Ehrenmann schlagen, mußte der General bewegt ihm antworten.

Das werde ich.

Sie traten auf den Kampfplatz.

Zehn Schritte Barriere, sagte der Sekundant des Beleidigten, der Graf Horvitz.

Die Herren treten zwanzig Schritte aus einander auf die Mensur.

Der Graf Horvitz führte den Lieutenant Bolz, der General den Kandidaten, jeden auf seine Mensur.

Der Rittmeister fuhr dann fort:

Auf das Kommando: Los! kann jeder schießen.

Von seinem Platze aus oder indem er avancirt.

Wer geschossen hat, muß bis an seine Barriere avanciren.

Die Sekundanten gaben jeder ihrem Duellanten ein gespanntes Pistol in die Hand.

Sie selbst traten auf die Seite.

Fertig! kommandirte der Graf Horvitz.

Die Duellanten hoben Arm und Pistol in zielender Richtung.

Los! —

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorst hatte ihren Wagen verlassen. Sie war dem Kampfplatz, den Kämpfenden näher getreten.

Sie war eine muthige Dame.

Zu ihrer Seite standen der russische Graf und der französische Chevalier.

Wird der Angriff Sie nicht angreifen, Komteß? fragte der Franzose.

Sie fürchten? fragte die Dame spöttisch.

Aber ihre Stimme war doch etwas unsicher.

Die Sache wird ernst, bemerkte der Russe.

Ehrenhändel ohne Ernst sind lächerlich, mein Herr, erwiderte die Gräfin.

Aber ein leises Beben der Lippen strafte die stolzen Worte ein wenig Lügen.

Sie wollte vielleicht kein Weib bleiben. Sie blieb es dennoch.

Sie blieb es. Auch ihr Auge verrieth sie.

Ihr Blick streifte die Duellanten. Er hatte es wohl nicht gesollt. Niemand sollte es gewahren.

Der Lieutenant sah es auch nicht. Ihr Auge glitt leicht und flüchtig an ihm vorüber, wie an einem Spielzeuge, mit dem man nur in Stunden oder Minuten der Langeweile spielt.

Aber auf dem Kandidaten Ehrhardt haftete es länger mit einem so besondern, forschenden Ausdrucke. Wollte sie sehen, ob der Tod schon an ihm stehe, schon die Hand nach ihm ausstrecke? War ihr an ihm denn mehr gelegen, als an dem Lieutenant? An dem Manne, der ihr kein Spielzeug war, der, vielleicht bisher der einzige Mann in der Welt, ihr imponirt hatte, vor dem sie in Verwirrung, Schaam, Angst, hatte zurückweichen müssen?

Und der Kandidat Ehrhardt gewahrte ihren Blick, wie er auf ihn haftete.

Er hatte sich wohl verwundert, unwillig nach dem weiblichen Wesen hinwenden wollen, die dem blutigen Kampfe der Männer nahen konnte, um — ein Schauspiel zu haben. Aber als er sie sah, als er sie so wenige Schritte in seiner Nähe sah, mußte ihn da nicht eben so unwillkührlich wie mächtig der Gedanke wieder ergreifen, daß sein Leben für eine edle, geliebte Frau so theuer, so unentbehrlich sei, daß er es dennoch heute in die Schanze schlagen mußte, und daß nur der Uebermuth der hochmüthigen Dame, die jetzt neben ihm stand, die in eitler, sorgloser Neugierde in diesem Augenblicke neben ihm stehen konnte, daß nur ihr Hochmuth, ihr Uebermuth, ihre Herzlosigkeit ihn auf den entsetzlichen Platz, in den unnatürlichen und doch unvermeidlichen Todeskampf geführt habe?

Und vielleicht lebten auch jetzt, auch in diesem Augenblicke, zugleich ganz andere Gefühle für die herzlose Dame in seiner Brust!

Die Gräfin sah den Blick.

Sie erbebte.

Hatte sie in dem Blicke gelesen? Alles, was er aussprach?

Sie konnte das Zittern ihres Körpers nicht verbergen.

Sie werden unwohl, Gräfin! sagte der Russe.

Der frische Morgen, das ungewohnt frühe Aufstehen! fügt entschuldigend der galante Franzose hinzu.

Er wollte ihr seinen Arm bieten, sie an den Wagen zurückführen.

Ein Schuß fiel.

Sie faßte doch unwillkührlich nach dem Arme des Chevaliers.

Ihr Gesicht war leichenblaß geworden.

Wer? rief sie.

Vor ihren Augen mußte es dunkel geworden sein.

Diable! fluchte der Franzose.

Tsto sa Tszort! der Russe.

Aber die junge Gräfin hatte sich gesammelt.

Sie war eine muthige und kräftige Dame und sie wollte dafür gelten. Sie mußte dennoch mit sich kämpfen, um dafür gelten zu können.

Die unweiblichen Kräfte besiegten die weiblichen.

Sie sah mit festem klaren Blicke nach dem Kampfplatze.

Ach, Bolz! der arme Bolz!

Sie bebte nicht mehr. Aus ihrem Gesichte war die Blässe entwichen.

Sie warf noch Einen Blick auf den Kampfplatz.

Der Gegner des Lieutenants Bolz stand aufrecht, ruhig.

Ihr Busen hob sich freier.

Auf dem Kampfplatze hatte sich folgendes zugetragen:

Auf das Kommando „Los" hatte der Kandidat Ehrhardt noch eine Sekunde gezielt, nur noch eine einzige Sekunde, aber mit desto sicherm Auge, mit desto festerer Hand.

Dann drückte er ab. Das Pistol entladete sich.

Der Lieutenant Bolz sank zusammen.

Alle sprangen zu ihm.

Nur der Kandidat nicht. Er mußte auf seinem Platze stehen bleiben. Er blieb.

Der Gefallene wurde untersucht.

Teufel, sagte der General, jetzt verstehe ich seine Worte. Er ist ein eben so vollkommener Schütze, wie braver Mensch.

Der rechte Oberarm des Gefallenen war gerade in der Mitte durchschossen.

Der Lieutenant hatte mit krummen Arme gezielt.

Die Wunde ist schmerzhaft, aber nicht gefährlich, erklärten die Aerzte.

Ist der Knochen verletzt?

Nur an seinem äußersten Rande.

Muß der Arm abgenommen werden?

Gott behüte. Er wird nicht einmal steif werden.

Ich kann also im Dienste bleiben? rief der Lieutenant.

In vier Wochen können Sie Ihren Dienst wieder versehen, wie gestern.

Ja, ja, sagte der alte General für sich.

Der Lieutenant aber rief den Chirurgen zu:

Verbinden Sie mich rasch. Nur gegen den Blutverlust.

Wie, Sie wollen?

Wozu ich das Recht, die Pflicht habe.

Bravo, Bolz! rief der Rittmeister Horvitz.

Er hob den Freund auf.

Ha, Du kannst stehen! Dein linker Arm wird eben so wenig zittern, als es der rechte that. Hier Dein Pistol! Nimm ihn sicher. Triff ihn besser, als er Dich getroffen hat.

Der Kampf macht wild.

In den stets etwas derben Rittmeister war seine ganze Wildheit gefahren.

Er gab dem Lieutenant die Waffe in die linke Hand. Er faßte ihn unter und führte ihn vorwärts an die Barriere.

An die Barriere! wollte er dann dem Gegner seines Duellanten zurufen.

Aber der Kandidat Ehrhardt stand schon an seiner Barriere, ernst und ruhig, wie er vorhin auf die Mensur getreten war, wie er dann auf seinen Gegner geschossen und ihn gerade an der Stelle getroffen hatte, an der er ihn hatte treffen wollen, um ihn nur unschädlich nicht unglücklich zu machen.

Die Sekundanten waren auf ihre Plätze zurückgekehrt.

Muß denn, fragte die Gräfin Klotilde ihre Begleiter, muß denn das blutige — ?

Spiel, hatte sie wohl sagen wollen. Aber sie konnte das Wort nicht aussprechen.

Es war eine Veränderung in ihr vorgegangen.

Es schien etwas sie erschüttert zu haben.

Auf den Lieutenant Bolz warf sie einen Blick des Widerwillens.

Den Rittmeister Horvitz sah sie mit einem wilden Hasse an.

Den Kandidaten mußte ihr unruhiger Blick vermeiden.

Muß denn der Kampf von Neuem beginnen? fragte sie.

Gewiß, meine Gnädigste! belehrte der Franzose sie. So lange derjenige der Duellanten, der den Schuß hat, sein Gewehr halten und abdrücken kann.

Sie fragte nicht weiter.

Sie wickelte sich in ihren Shawl, als wenn der Morgen, der immer wärmer geworden war, erst jetzt anfange, kalt zu werden.

Und so stand sie ruhig, fest und ruhig, wie an seiner Barriere der Kandidat Ehrhardt.

Sie hatte Kraft, auch wohl eine bessere Kraft.

Aber zu dem Kandidaten konnte sie ihr Auge nicht hinwenden.

Los! kommandirte zum zweiten Male der Rittermeister Horvitz.

Die beiden Duellanten standen zehn Schritte von einander. Nur zehn Schritte.

Der Lieutenant Bolz zielte.

Er allein hatte noch für diesen Gang den Schuß.

Er zielte mit seinem linken Arm.

Der Arm zitterte ihm nicht.

Er schoß ab.

Der Kandidat Ehrhardt fiel.

Man brauchte ihn nicht lange zu untersuchen.

Die Kugel war ihm mitten in die Brust gedrungen.

Gefährlich? fragte der General die Aerzte.

Wahrscheinlich tödtlich, war die Antwort. Es wäre ein Wunder, wenn nicht die edelsten Organe verletzt wären.

Da geht ein braves Menschenleben zu Grunde, sagte der General. Und nicht blos Eins.

Ein Blick des Vorwurfs traf aus dem Auge des alten, braven Soldaten die Gräfin Klotilde von Hohenhorst.

Sie waren Alle zu dem Gefallenen gestürzt.

Auch die junge Dame. Sie hatte sich heftig, gewaltsam von dem Arme des Franzosen losgerissen. Es war, als wenn eine unwiderstehliche, eine zauberhaft unwiderstehliche Gewalt sie ziehe, treibe.

Den Blick des Generals sah sie nicht.

Aber sie hatte seine Worte gehört, und ihr ganzer Körper zuckte auf.

Und dann sah sie einen andern Blick.

Der Verwundete schlug die Augen auf.

Die sterbenden Augen trafen ihr Auge.

Sie wollten sich verfinstern. Der bittere Vorwurf wollte sich auch in sie drängen. Sie konnten sich nur mit Schmerz füllen, mit einem tiefen, mit einem unendlichen Schmerz.

Sie schlossen sich wieder.

Für immer?

Haben Sie Hoffnung, meine Herren? fragte der General die Aerzte wieder.

Der Arzt darf die Hoffnung nie aufgeben, Excellenz. Hier kommt es nur vor allen Dingen darauf an, den Patienten auf dem schnellsten und bequemsten Wege in absolute Ruhe zu schaffen. Vor dem Thore liegt das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern. Dorthin werden wir ihn bringen müssen. Er hat dort Pflege. Es ist das nächste Krankenhaus. Man braucht ihn nicht bei hellem Tage durch die Stadt zu tragen. Denn nur auf einer Tragbahre kann er fortgeschleppt werden. Das Rütteln des Wagens würde ihn tödten. In dem Wagen der Komteß kann, wenn sie es gestattet, der Herr Lieutenant von Bolz nach Hause gefahren werden.

So geschah es.

Aus den grünen Zweigen der Bäume wurde eine Tragbahre für den verwundeten Kandidaten gemacht. Die Bedienten der Herren trugen ihn auf ihr fort.

Der verwundete Lieutenant wurde in den Wagen der Gräfin gehoben.

Die Dame setzte sich an seine Seite.

Wie unglücklich bin ich, Komteß! rief der Lieutenant aus. Ich kann heute auf ihrer Hochzeit nicht erscheinen.

Ja, auf das Tanzen werden Sie heute verzichten müssen, sagte die Dame.

Sie war leichenblaß.

Aber der Hochzeitstag war noch nicht zu Ende.

Es war erst Morgen, noch früh Morgen, kaum sieben Uhr.

Um zwei Uhr Nachmittags sollte die Trauung sein.

In der Kirche. Eine große, feierliche Trauung.

Es zwar zwei Uhr Nachmittags.

Wagen an Wagen war vor der Kirche vorgefahren.

Hochzeitsgäste, Einer eleganter und glänzender als der Andere, waren ausgestiegen.

Tausende von Zuschauern, die das glänzende Schauspiel herbeigezogen, hatten sie bewundert.

Für die Menge ist alles ein Schauspiel, eine Trauung, wie eine Hinrichtung.

In der Kirche war Alles versammelt.

Der Prediger am Altar. Der Küster an seiner Seite.

Der Bräutigam, die Zeugen, die Freunde, die Gäste.

Der Gesandte vom gestrigen Dejeuner, der russische Graf Braganoff, der französische Chevalier Chalmel, der Rittmeister Graf Horvitz.

Nur der Lieutenant Bolz fehlte und der alte General. Sie hatten sich Beide durch Unwohlsein entschuldigen lassen. Auch der General.

Und noch Jemand fehlte.

Nicht die Mutter der Braut. Ihre Durchlaucht war da; stolz, erhaben, kalt, wie immer.

Aber die Braut fehlte noch.

Es hatte schon zwei Uhr geschlagen.

Es schlug ein Viertel auf Drei.

In der Kirche entstand ein Geflüster.

Es schlug halb Dreie.

Man wurde unruhig.

Auch die Mutter der Braut.

Ich begreife nicht, wo Klotilde bleibt. Sie war mit ihrer Toilette noch nicht fertig. Sie bat mich vorauszufahren, sie werde nachkommen. Sie hat immer ihren eigenen Willen. Und ihr Wille ist fest. Ich gab nach.

Mit einer Mutter, die ihre Tochter an den Mann bringen will, pflegt die Tochter nicht viele Umstände zu machen.

Die Unruhe steigerte sich.

Ein Bedienter mußte einen Wagen nehmen, und zum Hotel der Gräfin fahren.

Seine Rückkehr wurde in peinlicher Unruhe erwartet.

Er kam zurück. Er sah verstört aus.

Er nahete sich zitternd der Gräfin.

Er flüsterte einige Worte in ihr Ohr.

Die Dame wurde weiß, wie der Kalk an den Mauern der Kirche.

Aber Ihre Durchlaucht wußte sich zu fassen.

Ein kleiner Unfall! Ich werde in einer Viertelstunde wieder hier sein. Ich bitte sehr zu entschuldigen.

Sie folgte dem Bedienten aus der Kirche.

Die Unruhe wurde peinlicher.

Die Viertelstunde verging.

Noch eine.

Die Gräfin kam nicht zurück.

Aber eine Nachricht kam in die Kirche. Man flüsterte sie sich zuerst leise zu, dann sagten alle die Hundert Anwesenden es sich laut:

Die Braut ist plötzlich verschwunden. Man sucht sie vergebens. Keine Spur von ihr zu entdecken!

In der Kirche ging man auseinander.

5.

Eine Krankenwärterin.

Vor dem Thore der Residenz, von der Straße etwas zurück, lag ein altes, langes, winkeliges Gebäude. Es war in früheren Zeiten ganz ein Kloster gewesen. Jetzt hatte es diese Bestimmung nur noch halb. Zum

anderen Theile war es einem Zwecke gewidmet, der früher zu dem klösterlichen mitgehörte. Es war ein Hospital nicht barmherziger Schwestern' sondern mit barmherzigen Schwestern.

Auf der anderen, entgegengesetzten Seite der Residenz lag ein anderes, ähnliches und doch sehr verschiedenes Gebäude. Es war eine moderne adelige Diakonissen-Anstalt, ein Hospital adeliger Fräuleins. Dieses Gebäude war nicht alt und nicht winkelig; es war nagelneu, in langer, eleganter, glänzender Fronte des Renaissancestieles und im Innern mit großem Reichthume nach demselben Style eingerichtet. An und in der modernen Anstalt huldigte alles der Mode der neuen Zeit.

Ich führe meine Leser in das alte, winkelige Gebäude.

Es war neun Uhr Abends.

In den langen, weiten Krankensälen, deren Fenster dicht verhangen waren, leuchtete nur das schwache Licht weniger Lampen, vor denen zudem nach allen Seiten hin breite Schirme standen.

Die Ruhe des Krankenhauses lag über dem ganzen Gebäude.

Jene weiten, langen Säle waren überall mit Betten angefüllt. In jedem Bette befand sich ein Kranker. Die barmherzigen Schwestern hielten Wache.

An dem Ende eines der Säle, in der Nähe der aus dem Korridor hereinführenden Thür, waren zwei Schwestern mit einander im leisen, angelegentlichen Gespräche.

Die Eine saß an einem kleinen Tische, auf dem, um die beschirmte Lampe herum, wohl geordnet, Arzneiflaschen, Gläser, kleine Töpfe, Löffel und ähnliche Dinge zum Gebrauche bei Kranken standen und lagen. Die Schwester selbst, in dem Augenblicke von der Krankenpflege nicht in Anspruch genommen, war mit dem Nähen eines groben Hemdes beschäftigt. Völlig unbeschäftigt stand vor ihr die andere Schwester. Sie schien an dem andern Ende des Saales ihren Platz zu haben. Von dem kleinen Tische, der dort stand, war sie wohl herübergekommen, um mit der Schwester zu plaudern.

Beide schienen in dem Saale die Nachtwache zu haben.

Er schläft recht ruhig, Schwester Genoveva, sagte die Schwester, die vor der anderen stand.

Gottlob, Schwester Agnes, erwiderte die Sitzende. Seit einer Stunde rührt er sich nicht, und sein Athem ist, wenn auch sehr schwach, doch ziemlich regelmäßig.

Es wäre also Rettung bei ihm möglich, Schwester?

Mit der Hilfe Gottes, Schwester.

Zunächst doch der Menschen, sagte etwas leichtfertig die Schwester Agnes.

Aber die Schwester Genoveva entgegnete ihr mit strafendem Ausdrucke:

Was ist alles Menschenwerk ohne Gottes Gnade und Barmherzigkeit?

Nun, nun, Schwester Genoveva, es war so böse nicht gemeint. — Also die Kugel haben sie glücklich herausgezogen?

Mit schwerer Mühe. Sie war tief in die Brust eingedrungen. Die Aerzte fürchteten mit jeder Sekunde, er werde ihnen unter den Händen sterben.

Es wäre Schade um ihn gewesen, er ist ein so hübscher Mensch.

Schwester Agnes, Schwester Agnes, mußte die fromme Schwester Genoveva wieder strafen. Schon so alt und noch immer so weltlich!

Jung waren die beiden Schwestern nicht mehr.

Die gute Schwester Agnes seufzte darüber.

Ja, ja, Schwester, man wird alt. Ich merke es an Allem. Auch an den Kranken.

Auch an den Kranken? fragte verwundert die Schwester Genoveva.

Gewiß, und es thut mir oft im Herzen weh, auch eben um der armen Kranken willen, daß ich schon so alt bin.

Aber Du sprichst in Räthseln, Schwester Agnes.

Nicht im Geringsten. Siehe Schwester, wenn in früheren Jahren ein Kranker hieher gebracht wurde und zum ersten Male die Augen aufschlug und an seinem Bette gleich mein junges, frisches und — nun ja — auch mein hübsches Gesicht erblickte, dann konnte man es ihm ordentlich ansehen, wie, trotz aller Schmerzen und aller Angst, ihm doch innerlich, wenn auch nur auf einen Augenblick, das Herz im Leibe lachte, als ob ihm der Anblick Hoffnung bringe, ihm neues Leben gebe, den Tod ihm von dem Bette zurücktreibe.

Die fromme Schwester Genoveva strafte nicht. Und doch zeigten ihre von Blatternarben zerrissenen Gesichtszüge, daß sie nie schön oder auch nur hübsch gewesen war. Aber wahrhaft fromm und gut und milde war sie dafür.

Ist denn, sagte sie, der Engel des Todes so häßlich, so schauerlich, so fürchterlich?

Für mich ist er wenigstens nicht schön, erwiderte die Schwester Agnes. Aber ich bin freilich immer nur ein ungebildetes Mädchen gewesen, und

Du, Schwester Genoveva, hattest viel gelernt und studirt, als Du in das Kloster kamst. Du mußt es besser wissen.

Nein, nein, gute Schwester Agnes, ich glaube, Du hast doch das Rechte getroffen.

Die Gedanken der lebhaften, braven Schwester Agnes hatten auf einmal eine andere Richtung genommen.

Ach, sagte sie, für sich lachend, da drüben in dem großen, neuen Diakonissenhause, da mag eine sonderbare Wirthschaft sein.

Wie so, Schwester?

Da sind alle die vornehmen, adeligen Fräuleins, die nichts verstehen nichts anzugreifen wagen und doch so hochmüthig sind und die dienenden Schwestern, die alles thun müssen, nur wie ihre Dienerinnen behandeln und —

Schwester, Du verleumdest, strafte die fromme Genoveva wieder.

Die Andere mußte dennoch Eines noch vom Herzen haben.

Da könntest selbst Du, Schwester Genoveva, nur ihre dienende Schwester sein, und Du weißt doch mehr und bist tausendmal besser und braver, als alle jene adeligen Damen zusammen.

Die Schwester Genoveva antwortete nicht, und die Gedanken der Schwester Agnes wendeten sich wieder einem andern Gegenstande zu, oder vielmehr zu einem früher besprochenen zurück.

Die Krankenbetten des Saales standen, dessen Länge nach, in einer Reihe neben einander, das Kopfende an der Mauer, jedes mit einem Kopfschirme versehen, zwischem jedem ein angemessener Zwischenraum.

Alle waren bewegt.

Die Kranken waren ruhig, nur von Einzelnen hörte man schwerere Athemzüge.

Die Schwester Agnes hatte ihren Blick nach einem Bette gerichtet, dem dritten in der Reihe, von der Stelle aus, wo die Plaudernden sich befanden.

Und Niemand weiß, wer er ist? fragte sie.

Nein, erwiderte die Andere, die Leute, die ihn heute früh Morgens brachten, hatten sich schnell wieder entfernt und nicht die geringste Auskunft über ihn geben wollen. Sie behaupteten nur, ihn so, wie sie ihn brachten, im Walde gefunden zu haben.

Sonderbar, Schwester!

Ich finde das nicht. Er ist unzweifelhaft im Duell verwundet. Hätte man seinen Namen genannt, oder nur irgend eine weitere Mittheilung über ihn gemacht, so hätte das seinen Gegner verrathen können.

Du glaubst wirklich an ein Duell, Schwester Genoveva?

Auch die Aerzte nehmen es an. Die Richtung der Wunde war so, daß an einen Selbstmord nicht gedacht werden konnte. Andererseits fehlte jede Spur einer Mißhandlung oder Beraubung.

Ja, ja, Schwester Genoveva, er sieht auch wohl darnach aus. Das ist ein schönes, muthiges Gesicht. Ich möchte wissen, warum er sich geschlagen hat.

Ach, liebe Schwester, um was für Dinge schlagen sich denn diese Herren?

Leider ist die Welt sehr sündhaft.

Um Pferde, um Würfel, um Karten, um noch viel gottlosere Dinge. Da ist eine Liebschaft am Ende noch das Anständigste.

Das Anständigste, Schwester?

Es kommt freilich darauf an, von welcher Seite sie ist. Solche junge Männer haben allerlei Liebschaften.

Aber sie sind alle sündhaft, Schwester Agnes.

Die Schwester Agnes wollte etwas erwidern, als an dem langen Korridor, an welchem der Krankensaal lag, leise die Thür sich öffnete, und noch leiser eine Schwester in ihrer grauen und weißen Tracht in den Saal trat. Sie schritt auf die beiden plaudernden Schwestern zu. Sie wandte sich an die Schwester Genoveva, die die ältere und erste Wärterin des Saales zu sein schien.

In diesem Saale befindet sich der junge Mann, der heute, durch einen Schuß verwundet, eingebracht wurde?

In jenem Bette.

Draußen steht ein Frauenzimmer, das zu ihm gelassen zu werden wünscht.

Ein Frauenzimmer?

Ein junges Frauenzimmer.

Sie will zu dem Verwundeten?

So sagt sie.

Und was will sie bei ihm?

Sie hat es mir nicht gesagt. Sie verlangte nur zu dem Verwundeten. Ich antwortete ihr, ich werde sie bei Dir, der Saalwärterin anmelden.

Wie sieht sie aus? Von welchem Stande ist sie?

Sie scheint ein sehr ordentliches Bürgersmädchen zu sein.

Laß sie hereinkommen, Schwester Veronika, sagte nach kurzem Besinnen die Saalwärterin, Schwester Genoveva.

Die Schwester Veronika ging.

Ein junges Bürgermädchen? sagte die Schwester Agnes im Tone spöttischen Mißtrauens.

Die aber sehr ordentlich aussieht, Schwester Agnes.

O ja, o ja. Ein ordentliches Aussehen wissen sich Alle zu geben. Denke an jenen Klosterflügel da hinten, in dem so viele schlechte Frauenzimmer beinahe täglich Unterkommen finden müssen. Ich bin begierig auf dieses ordentliche Bürgermädchen. Was sie nur wollen mag? Wenn es gar die Geliebte wäre, um die der arme Mensch dort die Kugel erhielt.

Die Schwester Genoveva wäre beinahe erschrocken.

Ich will es nicht hoffen, sagte die fromme, milde Schwester, indem sie mit einer strengen Miene sich erhob.

Die von der Schwester Veronika nur angelehnte Thür öffnete sich wieder.

Ein Frauenzimmer trat in den Saal.

Bei dem matten Lichte der beschirmten Lampe unterschied man eine sehr einfache, bescheidene Kleidung der kaum mittleren bürgerlichen Stände, und eine hohe, schlanke, schöne Taille, weiter nichts.

Die Eintretende blieb an der Thüre stehen. Zu viel Licht hatte ihr nicht die Augen geblendet. Etwas Anderes mußte sie zurückhalten. Sie stand einen Augenblick schüchtern, verlegen, verwirrt. Dann wandte sie das Gesicht nach der langen Reihe der Betten. Man sah ihre Brust sich schnell heben und senken, als wenn der Athem ihr plötzlich stocken wolle. Sie schien sich zusammen zu nehmen. Sie trat zu den beiden Schwestern vor.

Heute Morgen zwischen sieben und acht Uhr wurde ein Verwundeter hieher gebracht?

Ja, antwortete die Schwester Genoveva.

Er hat einen Schuß in der Brust?

Ja.

Er lebt?

Er lebt. Wünschen Sie etwas in Beziehung auf ihn?

Sie kennen seinen Namen?

Nein. Aber er ist Ihnen bekannt?

Die Fremde antwortete auf die Frage nicht. Sie war in offenbarer Verwirrung.

Die Schwester Genoveva sah sie mißtrauischer an.

Wie ist denn Ihr Name?

Die Fremde kämpfte noch einen Augenblick mit sich. Dann stürzten plötzlich Thränen aus ihren Augen. Sie wehrte ihnen nicht. Sie ergriff die beiden Hände der Schwester Genoveva.

Fromme Schwester, o Sie Beide, haben Sie Mitleiden mit mir. Eine sehr Unglückliche steht vor Ihnen. Verstoßen Sie mich nicht. Ich komme mit einer großen, dringenden, mit einer heiligen Bitte zu Ihnen.

Aber was wollen Sie denn?

Lassen Sie mich hier bleiben. Lassen Sie mich mit Ihnen die Sorge um den Armen theilen, mich bei ihm wachen.

Sie?

O, ich bitte, ich beschwöre Sie.

Die weltliche und daher auch neugierige Schwester Agnes hatte den Schirm der Lampe auf dem kleinen Tische zurückgestellt.

Das hellere Licht zeigte ihr ein sehr feines, schönes Gesicht, und in dem schönen Gesichte Schmerz, Trauer, Demuth, keinen Zug von Stolz, von Herrschsucht, von Frivolität.

Auch die Schwester Genoveva sah das.

Daß die Fremde nicht den unteren Ständen angehören möge, die ihre einfache Kleidung verrathen wollte, mochte die fromme, selbst gebildete Schwester schon aus der gebildeten Ausdrucksweise entnommen haben.

Ihr Mißtrauen steigerte sich, mit diesem, trotz der heißen Thränen in dem schönen Gesichte, ihre Kälte.

Theilen Sie mir Ihren Namen und Ihre Beziehungen zu dem Verwundeten mit, sagte sie.

Aber die Kälte konnte nur den Schmerz der Fremden desto heftiger hervorrufen.

Ich bin eine tief Unglückliche, erwiderte sie. Eine schwere Schuld drückt mich nieder. Ja, ich bin eine Schuldige. Aber eine Reuige, eine Büßende. Hier, hier will ich büßen. Ich muß es, wenn mein Herz jemals wieder Ruhe erhalten soll.

Das Mißtrauen der Schwester Genoveva schien mit sich fertig zu sein. Und — die fromme Schwester hatte sich längst von dem Irdischen abgewandt, und geliebt hatte ihr gewiß braves Herz wohl nie.

Ach, sagte sie, meine Ahnungen treffen also zu. Ein frevelhafter Zweikampf hat hier stattgefunden. Und die sündhafte Anstifterin, nachdem sie zuerst frivol den frivolen Kampf anschürte und hegte und zu seinem

blutigen Ende brachte, steht jetzt vor mir; gedrückt von augenblicklicher Angst über ihr blutiges Werk; getrieben zwar noch immer von schnöder, weltlicher Lust, für die man entheiligend das Wort Liebe im Munde führt; sich selbst Reue und Buße vorheuchelnd, um für den Augenblick die Stimme des Gewissens zu betäuben, und nach wenigen Tagen oder Wochen oder Monaten, wenn der Geliebte gerettet ist, in dem früheren sündhaften, frivolen Leben Alles, Angst und Reue und Buße wieder zu vergessen, gar zu verspotten. Mamsell oder Fräulein, was Sie sind, gehen Sie, kehren Sie jetzt gleich in Ihr sündhaftes Leben zurück, entheiligen Sie nicht durch Heuchelei, durch welche Sie bestenfalls für den Augenblick nur sich selbst betrügen wollen, diese Stätte, die nur der stillen, frommen, heiligen Liebe und Pflege geweiht ist. Steht es in dem Rathschluße Gottes geschrieben, daß jener Arme, in den Tod gehetzte, dem Leben erhalten werden soll, so werden unsere schwachen aber fromme Kräfte in der Hand des Herrn dazu ausreichen.

So sprach leise, um keinen der schlummernden Kranken zu wecken, aber desto strenger und ergreifender die fromme Schwester Genoveva.

Die Fremde stand gebrochen vor ihm. Gebrochen und vernichtet, wie von der wahrsten, aber entsetzlichsten Wahrheit. Sie hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Unter den Fingern rollten unaufhaltsam ihre Thränen herab.

Die weltliche Schwester Agnes — ihr Herz hatte wohl geliebt — nahm den Arm der frommen, strengen Schwester.

Schwester Genoveva, ein Wort.

Sie zog sie auf die Seite.

Schwester, warst Du nicht zu hart gegen sie?

Hart? Zweifelst Du, daß unser Verdacht begründet war? War eines meiner Worte ungerecht?

Nein, Schwester, aber sie ist eine Unglückliche —

Die selbst ihr Unglück verschuldet, frevelhaft herausgefordert hat.

Aber man soll Mitleiden mit jedem unglücklichen Menschen haben.

Ich bemitleide sie gewiß.

Und dann ist sie eine Reuige; sie will Buße thun.

Das ist ihre Heuchelei gegen sich selbst.

Du bist heute schnell bei der Hand, Steine aufzunehmen.

Was willst Du denn? Was soll ich?

Laß sie hier bleiben. Die Hausordnung verbietet es nicht. Wir haben es schon öfter zugestanden.

Aber nur ehrbaren Personen.

Hast Du Beweis, daß sie eine schlechte, verworfene Person ist.

In der Schwester Genoveva mochte schon eine Zeit lang die Strenge ihrer Frömmigkeit mit ihrem guten Herzen kämpfen. Jene behielt noch den Sieg.

Schwester Agnes, sagte sie, ich will Dir das Alles zugeben, was Du sagst; sie soll keine Verworfene sein; sie soll wirklich Reue fühlen und den Vorsatz der Buße haben. Aber gerade wenn dies wahr und richtig ist, so hat sie bis gestern, bis heute vielleicht, mitten und voll und mit ihrem ganzen Herzen in der Lust der Welt gelebt, und erst seit wenigen Stunden ist sie so plötzlich, so auf einmal und so ganz und gar eine Reuige, eine Büßende, eine Bekehrte geworden. Solche plötzliche Bekehrungen, meine Schwester, halten nicht lange vor; sie sind trügerisch; sie ruhen auf keinem festen Grunde. Ein Zufall — nein, es bedarf nicht einmal einer äußern Veranlassung, um sie in ihr Nichts aufzulösen, die Wollust, die Sünde, tritt nach kurzer Frist von selbst wieder hervor. So wird es auch dieser Unglücklichen ergehen. Und nun nimm hinzu, welchen Eindruck sie dann auf den Verwundeten machen muß, wenn sie immer um ihn ist, wenn er unter ihrer Pflege Kraft und Gesundheit zurückerhält. Wird sie nicht auch ihn, den Genesenen, im Triumphe in das sündhafte Leben zurückführen? Vermögen wir ihn aber vor ihrem schädlichen Einfluße zu bewahren, dürfen wir dann nicht alle Hoffnung hegen, wie wir ihm das Leben retten, so dem Himmel eine Seele gerettet zu haben.

Die gute Schwester hatte zuletzt gar mit der Begeisterung der Frömmigkeit gesprochen. Sie hatte dennoch der Andern eine starke Waffe in die Hand gegeben.

Wohl, Schwester, sagte die weltliche Agnes, auch ich will Dir alles zugeben; aber was soll aus diesem sündhaften Weltkinde werden, wenn wir es jetzt mit ihrer Reue und Buße von uns stoßen, wieder mitten in ihr frevelhaftes, weltliches Leben hinein? Dann ist sie sicher verloren. Behalten wir sie hingegen bei uns, so haben wir doch die Hoffnung sie zu bessern, und statt einer, dem Himmel zwei Seelen zu retten.

Die Schwester Genoveva erwiderte nichts. Hatte sie keine Gegengründe? Oder wollte ihr gutes Herz, jetzt siegreich geworden, sie nicht vorbringen? Sie stand noch ein paar Augenblicke unentschlossen, dann sagte sie:

Versuchen wir es, Schwester. Komm.

Beide Schwestern kehrten zu der Fremden zurück.

Sie können vorläufig hier bleiben, sagte die Schwester Genoveva zu ihr.

Die Fremde fuhr freudig empor. Sie nahm die Hände der beiden Schwestern. Sie drückte sie an ihre Brust.

O, haben Sie Dank!

Dann sagte sie lebhaft:

Führen Sie mich zu ihm, an sein Bett. Lassen Sie mich dort meinen Platz nehmen, bei ihm wachen, ihn pflegen.

Die Schwester Genoveva führte sie zu dem dritten Bette.

Nur ein schwacher Lichtschimmer drang dahin, um ein eben so schönes und edel geformtes, wie leidendes und todtblasses Mannesgesicht zu zeigen.

In der Nähe des Todes werden die Gesichtszüge des Menschen idealer. Von dem edleren Antlitze streift alles Gewöhnliche, das den Zügen noch anklebte, sich ab; der Ausdruck des Schönen und Edlen tritt in seiner vollen Reinheit hervor. So lag der Verwundete da.

Er schlummerte, zwar unruhig, aber die Augen blieben geschlossen.

Die Fremde, der gestattet war, fortan bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen, stand lange still an dem Bette; ihre Augen ruhten unbeweglich auf dem schönen, blassen Gesichte; dann füllten sie sich mit leisen Thränen.

Sie trat von dem Bette zurück. Sie zog die Schwester mit sich.

Muß er sterben, Schwester?

Die Aerzte geben Hoffnung. Es gelang ihnen, die Kugel aus der Brust zu ziehen.

Möge Gott ihm gnädig sein, ihm und mir. O Schwester —

Ihr Gefühl überwältigte sie. Erst nach einer Weile konnte sie fortfahren. Sie sprach gefaßter, ruhiger:

Gute Schwester, ich bin Ihnen vielen Dank schuldig. Ich kann mich Ihnen jetzt nicht entdecken. Fragen Sie mich auch nicht. Gewähren Sie mir, daß ich bei dem Kranken verbleiben und ihn pflegen darf, so lange er in diesem Saale bleibt. Muß ich ihm die Augen zudrücken, dann Schwester, werde ich nur noch den einen Wunsch kennen, den: immer hier zu bleiben und mein Leben in diesem Saale der Krankenpflege zu widmen. Wird er genesen — o Herr im Himmel, gib ihm, gib mir die Gnade! —

Sie kehrte zu dem Bette des Verwundeten zurück.

Auf einem Stuhle, der vor dem Bette stand, ließ sie sich nieder.

Ihr Auge wich nicht von dem Antlitze des Kranken.

Nach einer Stunde erwachte der Verwundete, aber nur halb, in jenem traumähnlichen Zustande des schweren Wundfiebers, mit nur halb geöffneten Augen.

Die Augen suchten nach etwas. Sie sahen eine Gestalt an dem Bette sitzen, aber auch nur eine Gestalt.

Wasser! hauchten matt seine trockenen Lippen.

Die Fremde flog leicht und schnell zu dem Tische der barmherzigen Schwestern. Sie erhielt von dieser den für den Kranken bestimmten Labetrank. Sie schwebte leicht und schnell damit zu dem Bette zurück. Sie reichte ihn dem Kranken. Sie selbst setzte ihn an seine Lippen. So trank er.

Dank! sprach dann die schwache Stimme.

Ein Schauer durchbebte den Körper der Fremden.

Auf dem Thurme der Klosterkirche schlug die Uhr Mitternacht.

Die Schläge durchzuckten wie elektrisch die Fremde.

Da erst, mit dem letzten Schlage der Glocke war der Tag zu Ende, der der Hochzeitstag der stolzen Gräfin Klotilde von Hohenhorst hatte — sein sollen.

6.

Ein Genesender.

Die Aerzte hatten den Verband von der Wunde des jungen Mannes abgenommen, der tödtlich im Duell verwundet, vor einiger Zeit in das Spital des Klosters zu den barmherzigen Schwestern gebracht war, und dessen Namen noch Niemand kannte.

Sie untersuchten die äußere Beschaffenheit der Wunde. Sie waren mit dem Befunde zufrieden. Sie ließen den Kranken tief, tiefer aufathmen. Er vermochte es, ohne Schmerzen in der Brust zu empfinden. Sie ließen ihn behutsam andere Bewegungen machen. Es verursachte ihm keine Beschwerde.

Sie erklärten seinen Zustand für gefahrlos, den Kranken für gerettet. Er könne am nächsten Tage in den Saal der Genesenden gebracht wer-

den. Er werde schon heute von der strengen Regel entbunden, die ihm bisher jedes Sprechen und seinen Krankenwärterinnen jede Antwort auf seine etwaigen Fragen verboten hatte.

Als sie sich entfernt hatten, rief der Kranke, der Genesende mit leiser, aber nicht mehr matter Stimme, seine Wärterin an sein Bette.

Es war des Nachmittags.

Seine Wärterin war die Schwester Genoveva.

Sie heißen Schwester Genoveva? Ich habe mehrmals den Namen gehört.

Ich bin die Schwester Genoveva.

Darf ich einige Fragen an Sie richten?

Sie haben sich noch immer zu schonen, am meisten vor Gemüthsbewegung.

Sie werden mich ruhig finden. — Wie lange bin ich hier?

Es ist heute gerade der zehnte Tag.

Ich bin hier im Spitale der barmherzigen Schwestern?

Ja.

Durch wen wurde ich hierher gebracht?

Durch Unbekannte. Es schienen Bediente zu sein.

Was gaben sie über mich an?

Man habe Sie, mit ihrer tödtlichen Wunde, bewußtlos im Walde gefunden.

Weiter nichts?

Weiter nichts. Auch Ihren Namen wollte man nicht wissen. Können wir ihn jetzt erfahren? setzte die Schwester hinzu.

Der junge Mann schien die Nachricht, daß er völlig unbekannt geblieben sei, mit Befriedigung zu hören. Auf die Frage der Schwester antwortete er:

Wir werden später darauf zurückkommen. Lassen Sie mich jetzt fortfahren. Sind Sie, gute Schwester, vom Anfang an meine Pflegerin hier gewesen?

Ich bin die erste Wärterin dieses Saales. Ich war es schon, als Sie eingebracht wurden. Ich ruhe nur des Morgens einige Stunden aus; außerdem ist meine Zeit den Kranken in diesem Saale gewidmet.

Der junge Mann sann einen Augenblick nach. Er strich mit der Hand über die Stirn, als wenn er irgend ein dunkles, ungewisses Bild heller und bestimmter in sein Gedächtniß zurückrufen wolle. Dann sah

er die an dem Bette sitzende Schwester an, wie um zu prüfen, ob sie dem Bilde gleiche, oder ob es ihm an ihren Zügen klarer werde.

Gleichen mochte die fromme, alte, blatternarbige Schwester Genoveva dem Bilde, nach dem er suchte, wohl gewiß nicht. Er mochte dieses auch selbst durch den Gegensatz sich nicht wieder klar machen können.

Schwester, sagte er, ich bin, seitdem ich mich hier befinde, namentlich des Nachts zu einem klaren Bewußtsein noch nicht gekommen. Zuerst lag ich wohl ohne alles Bewußtsein, dann verwirrten wilde Fieberträume mir den Verstand. Später lag bleierner Schlaf auf meinen Gliedern und Sinnen. Dennoch — aber, fromme Schwester, lassen Sie mich vorher eine heilige Pflicht erfüllen, Sie haben seit zehn Tagen mit jener Sorge und Aufopferung mich gepflegt. Ihnen verdanke ich mein Leben. Lassen Sie mich Ihnen meinen Dank sagen.

Die Schwester unterbrach ihn.

Ihr Leben verdanken Sie Gott, mein Herr. Was ich that, war die Erfüllung einer Pflicht, die Gott und mein Herz mir für jeden meiner Nebenmenschen auferlegt haben.

Sie sprach die Worte kalt. Sie mochte an das Duell denken, das den Kranken hergebracht hatte.

Der junge Mann errieth ihre Gedanken.

Ja, Schwester, mein Leben verdanke ich Gott. Aber Sie waren sein hingebendes, aufopferndes Werkzeug. Ich will meine Dankesworte nicht wiederholen. Aber zu unserer Beiden Genugthuung bin ich Ihnen die Versicherung schuldig, daß Sie keinem Unwürdigen Ihre Mühe gewidmet haben. Auch jene unglückliche Veranlassung, die mich hieher führte — glauben Sie mir, es war kein Verbrechen, es war nicht einmal eine Leichtfertigkeit. Ich konnte nach Ehre, nach Pflicht, nach Gewissen einer traurigen, aber unabwendbaren Nothwendigkeit mich nicht entziehen.

Er sprach mit einer edlen Wärme.

Die gute Schwester mochte sich Vorwürfe über ihre kalte Erwiderung machen. Sie ging nach einer andern Seite zu weit.

Ich glaube Ihnen, sagte sie. Ich weiß es ja.

Sie wissen es? fragte stutzend der Kranke.

Aber die Schwester antwortete nicht.

Mein Herr, wich sie aus, der Anblick so vieler Menschen, die ich hier in der Angst vor dem Tode und in der Freude über die Rettung vor dem Tode sehe, hat mich längst gelehrt, bald den Würdigen von dem Unwürdigen zu unterscheiden.

Auch der Kranke kam auf seine Frage nicht zurück. Er hatte noch andere Fragen auf dem Herzen.

Fromme Schwester, fragte er, war während meiner Krankheit außer Ihnen Niemand um mich?

Die Schwester Agnes, antwortete die Schwester Genoveva, dort am Ende des Saales, hat sich oft in der Hilfe für Sie mit mir getheilt.

Ich erinnere mich ihrer. Aber es schwebt noch eine andere Gestalt vor meiner Erinnerung. Sie trug nicht die Kleidung der Schwestern. Sie muß oft an meinem Bette gesessen haben, hier, auf demselben Stuhle, auf dem Sie jetzt vor mir sitzen. Sie muß mir Kühlung zugeweht, mit Arznei und erfrischenden Trank zugereicht, mein Lager bequemer gemacht haben. Habe ich mich geirrt? Haben Fieberträume mir auch dieses Bild rosig vorgespiegelt?

Die Schwester Genoveva war wohl längst auf diese Fragen vorbereitet, auch für ihre fromme Neugierde.

War das Bild Ihnen ein bekanntes? fragte sie.

Ich weiß es nicht. Manchmal wollte es mir vorkommen. Aber es war so dunkel hier; auf den Augen lag es mir schwer; auf dem Geiste noch schwerer.

Und Sie hatten keine bestimmte Erinnerung?

Nur eine Ahnung wäre schon Wahnsinn gewesen, sagte der Kranke mehr für sich, wie zu der fragenden Schwester.

Die Schwester aber antwortete ihm auf seine Frage:

Ja, Sie hatten außer mir und der Schwester Agnes noch eine dritte Pflegerin.

Und wer war sie, fragte hastig der junge Mann.

Wir kannten sie nicht.

Wie?

Sie wollte sich nicht nennen.

Sie war jung?

Sie war jung mein Herr.

Aber — aber, wie wäre es möglich? Der Kopf verwirrt sich mir. — Wie war sie gekleidet?

Sie trug die Kleidung der geringeren Bürgerstände.

So meinte auch ich gesehen zu haben.

Sie haben jetzt eine Erinnerung? Sie erkennen sie wieder?

Der Kranke war in ein stilles Träumen versunken.

Erzählen Sie mir von ihr, sagte er. Vielleicht sammeln sich meine Gedanken und Erinnerungen.

Sie wurden des Morgens hier eingebracht, erzählte die Schwester. An demselben Abende spät erschien ein junges, bürgerlich gekleidetes Frauenzimmer. Sie war in großer, schmerzhafter Aufregung. Sie bat, bei Ihnen wachen, Sie pflegen zu dürfen. Sie wollte sich durch nichts zurückweisen lassen. Sie flehete unter Thränen. Sie klagte sich als die Schuld Ihres Unglücks an. Ich gestattete ihr zu bleiben. Sie wachte die Nacht bei Ihnen. Am andern Morgen früh ging sie. Sie habe eine andere heilige Pflicht, sagte sie. Zwischen dieser und der Pflicht ihrer Pflege müsse sie sich theilen. Zum Abend bat sie wieder kommen zu dürfen, um die Nacht wieder an ihrem Bette wachen zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Sie kam zurück. So ist sie seitdem jeden Abend gekommen; sie hat jede Nacht bei Ihnen gewacht! wenn der Tag anbrach, entfernte sie sich.

Der Kranke hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört.

Und sie wollte sich nicht nennen? fragte er.

Sie beschwor uns, sie nicht nach ihrem Namen und ihren Verhältnissen zu fragen. Sie bat, sie Gertrud zu nennen.

Sie kannte mich?

Sie kannte Sie.

Und sie wollte auch meinen Namen nicht nennen?

Sie verweigerte auch jede Auskunft über Sie.

Noch eine Frage, Schwester. Sie selbst haben Bildung des Geistes und des Herzens. Fanden Sie das Benehmen, das Wesen der Fremden in Uebereinstimmung mit ihrer bürgerlichen Kleidung?

Nein, mein Herr, antwortete die Schwester. Sie hatte offenbar eine höhere Bildung, als die der gewöhnlichen Bürgerstände. Es schien mir manchmal, als wenn sie einem sehr hohen Stande angehöre.

Und sie war meine Wärterin.

Sie unterzog sich mit dem unverdrossensten Eifer jeder Arbeit, jeder Mühe einer Krankenwärterin.

Bis jetzt? Auch in der letzten Nacht war sie hier?

Auch in der letzten noch.

Und heute Abend —?

Wird sie wieder kommen.

Schwester, noch eine Frage. Hat außer dieser Fremden sich Niemand weiter nach mir erkundigt?

Niemand.

Ist Ihnen der Name Urner nicht genannt?

Nein.

Auch von der Fremden nicht?

Auch nicht von ihr.

Der Kranke sann einige Augenblicke nach.

Haben Sie Dank für Ihre Mittheilungen, Schwester, sagte er dann, und schenken Sie auch mir die Nachsicht, die Sie der Fremden schenkten. Dringen Sie nicht in mich nach meinem Namen, meinen Verhältnissen, meinen Schicksalen. Ich muß Sie vorläufig in ihrem Dunkel lassen, da wahrscheinlich das Schicksal anderer, braver Menschen davon abhängt.

Die fromme Schwester Genoveva entfernte sich still von dem Bette.

Der Kranke aber versank wieder in Träume. Diesmal waren sie unruhiger.

Ist der Gedanke wirklich kein Wahnsinn? sprach er zu sich. Es trifft Alles zu. Und glaubte ich nicht auch immer und immer ihre Züge zu erkennen, in ihrem leisen Flüstern den Ton ihrer Stimme zu vernehmen? Dennoch bleibt es ein unauflösliches Räthsel. Sie meine Krankenwärterin? Und wie ist mir? Sollte nicht an jenem nämlichen Tage ihre Hochzeit gefeiert werden? Hat sie oder hat mich Verwirrung des Verstandes ergriffen? Oder —? Nein, nein! der Gedanke wäre der eigentliche Wahnsinn. — Und doch, leider doch! Das vornehme Leben hat sie blasirt. Romane haben ihre Phantasie aufgeregt. Sie mußte etwas Neues haben. Die Befriedigung einer Laune. Ein Abenteuer. Einen Sinnenkitzel. Das ist Alles. Es grenzt freilich an Wahnsinn. — Aber urtheile ich nicht zu hart über sie? Ach, bestenfalls ist eine augenblickliche bessere Regung in ihr aufgetaucht, die des festen, sittlichen Grundes entbehrend, plötzlich, wie sie einer Blase gleich plötzlich an die Oberfläche kam, spurlos wieder verschwinden wird.

Hatte der Kranke Recht in seinen Schlüssen und Vermuthungen? Wir können es dem Leser noch nicht enthüllen.

Aber Eins scheint uns gewiß zu sein:

Der „Herr Kandidat Urner“ eigentlich der Kandidat und ehemalige Garderittmeister Ehrhardt hatte um die schöne Gräfin Klotilde von Hohenhorst sich, und zwar angelegentlich, schon wohl vor jenem Tage bekümmert, an welchem er mit ihr das kleine Abenteuer zu bestehen hatte durch welches sie Beide auf so sonderbare Weise in dem alten Spital der barmherzigen Schwestern wieder zusammengeführt waren.

Er träumte noch lange. In seinen Träumen mochte er auch Pläne machen, Pläne mancher Art, schon für die nächste Nacht, den nahenden Abend.

Müdigkeit und Mattigkeit des Genesenden behaupteten ihre Rechte.

Als der Abend gekommen war, schlief er fest.

Als er schlief, öffnete sich die Thür des Saales vom Korridor her. Sie öffnete sich leise, wie an dem Abende, als die Fremde erschienen war, die bei dem verwundeten Kandidaten Ehrhardt wachen wollte.

Die nämliche Fremde war es auch, die heute eintrat. Sie trat auch langsam ein, wie damals, aber nicht mehr schüchtern und verlegen. War sie gleich den Anderen im Saale noch eine Fremde, sie selbst fühlte sich hier nicht mehr fremd.

Guten Abend, Schwester Genoveva, begrüßte sie die Schwester mit leiser Stimme und mit einer stillen, fast demüthigen Freundlichkeit.

Guten Abend, Gertrud, gab die Schwester freundlich den Gruß zurück.

Er ist wohl? fragte die Fremde.

Er ist wohl.

Und er schläft?

Er schläft fest.

Die Fremde ging still zu dem Bette des schlafenden Kranken. Sie sah in sein Gesicht, sie sah auf das Bett ob alles in Ordnung sei. Sie strich ihm aus der Stirn eine Locke, die auf das Auge zu fallen drohte. Sie strich Falten in dem Kopfkissen glatt. Dann setzte sie sich auf den Stuhl vor dem Bette.

Sie war in allen ihren Bewegungen behende, leicht, sicher, wie die erfahrenste Krankenwärterin.

Die fromme Schwester Genoveva hatte ihm mit einem innigen, freundlichen Wohlgefallen zugesehen.

Wußte die alte Nonne auch nicht den Namen und nicht die Verhältnisse der jungen Krankenwärterin, ihrem guten Herzen war diese eine ganz fremde längst nicht mehr.

Nach einer Weile kam die junge Wärterin von dem Bette des Kranken zu der Schwester.

Ihr scharfes, sorgsames Auge hatte Beobachtungen gemacht.

Schwester Genoveva, dem Verwundeten ist heute der Verband abgenommen?

Ja.

Was erklärten die Aerzte?

Sie erklärten den Verwundeten außer aller Gefahr.

O, du Herr in deinem Himmel sei gepriesen! rief die junge Fremde.

Sie hob das vor Freude glänzende Gesicht, die mit Thränen gefüllten Augen dankbar zum Himmel empor.

Die Schwester Genoveva sah mit einer stillen freudigen Rührung dem frommen Danke zu.

Ja, der Herr hat sich gnädig an ihm bewiesen, und auch an Ihnen, mein Kind.

Gewiß, gewiß! Auch an mir. Er hat mein Flehen erhört.

Und er hat Ihr Sorgen und Ihr Mühen gesegnet.

Die junge Wärterin drückte dankbar die Hand der Schwester.

Die Schwester nahm die Hand der Fremden und hob sie feierlich empor.

Gertrud, sagte sie, ich weiß nicht wer, nicht was Sie sind. Ich mußte Sie mit harten Worten hier empfangen. Ich mußte es. Aber wenn mich nicht alles täuscht — und nein, ich täusche mich nicht — so habe ich ein braves und edles Herz in Ihnen kennen gelernt, das wohl bisher zu viel den Freuden dieser Welt nachgezogen sein mag, das aber nicht ganz von Gott sich abgewendet hatte und daher nicht verloren gehen konnte. Es hat in einer schweren Prüfungszeit seinem Gott sich mehr und liebender und inniger genähert. Fallen Sie nicht wieder von ihm ab und Sie werden auch ferner nimmer verloren sein. In Ihrer Brust brennt eine Leidenschaft für den Verwundeten —

Die Fremde verhüllte ihr Gesicht.

Und auch in seinem Innern, fuhr die Schwester fort, liegt eine heilige Neigung für Sie verschlossen —

Schwester, Schwester!

Ja mein Kind, ich habe mich auch darin nicht getäuscht, obwohl auch seine Worte ihn nicht verrathen wollten. Aber ich muß um so dringender eine Warnung, eine Bitte an Sie aussprechen. Ist Ihre gegenseitige Neigung eine sündhafte, ist Ihr Verhältniß zu einander ein sträfliches, so brechen Sie es ab, sogleich, für immer. Verlassen Sie auf der Stelle diesen Saal, den Kranken, der ohnehin Ihrer Hilfe nicht mehr bedarf. Sie sind das Gott, der Religion, sich und dem Kranken, Sie sind es dieser heiligen Stätte schuldig. Sind aber die Gefühle, die sie für einander hegen, heilige, ist Ihr Verhältniß ein sittliches, wohlan, dann werden Sie auch glücklich werden und dann vergessen Sie in ihrem Glücke nie, daß

allein von Gott dem Herrn alles Glück kommt, daß in Gott dem Herrn alle Liebe ruht.

Die Fremde hatte die Hand der Schwester an ihre Lippen geführt.

O, fromme Schwester, rief sie laut weinend, o meine edlere, meine bessere Mutter, glauben Sie mir, mein Herz ist rein, es schlägt nur in heiliger Liebe zu ihm.

Ich glaube Dir, mein Kind!

Und auch er, — ich weiß nicht, ob ein Funken von Neigung für mich in seiner Brust lebt — aber er ist der edelste, der hochherzigste Mensch, und ich würde kein höheres, irdisches Glück kennen, als seine Liebe und kein höheres Streben, als sie zu erwerben und zu verdienen.

Du hast sie Dir schon erworben, mein gutes Kind. Seine Worte haben es mich errathen lassen. Er hat Dich noch nicht erkannt, er hatte Dich hier nur in den Träumen seines Fiebers gesehen. Aber er ahnt, daß Du um ihn warst. Du wirst heute die letzte Nacht hier sein. Er verläßt morgen als Genesender diesen Saal. Bleibe morgen früh länger, wenn er Dich sehen, Dich wiederfinden soll. Und nun gehe auf Deinen Platz. Der Herr sei auch in der heutigen Nacht, er sei immer mit Dir.

Die Schwester setzte sich in ihrer frommen Seelenruhe an ihren Tisch und arbeitete.

Die junge Wärterin kehrte an das Bett des Kranken zurück.

Aber in ihrem Innern war keine Ruhe. Sie war die letzte Nacht seine Wärterin, in seiner Nähe. Er sollte in dieser Nacht sie wiederfinden. Sie ihn.

Was harrte ihrer? Konnte er sie wiedersehen? Mußte er sie nicht zurückstoßen? Und sie kannte kein höheres Streben, als seine Liebe zu erwerben und zu verdienen? Die fromme Schwester hatte ihr zwar gesagt, sie besitze diese Liebe schon. Aber mußte sie sich darin nicht irren? Er hatte ja sie, seine Wärterin, noch nie hier gesehen, sie noch nicht erkannt!

Welche Entscheidung, welches Schicksal sollte diese Nacht ihr bringen?

Der Kranke schlief. Er schlief den ruhigen, festen, glücklichen Schlaf der Genesung.

Die Morgenröthe warf ihren ersten Schimmer auf die dichten Fenstervorhänge des Krankensaales.

Der Kranke schlief noch immer.

Auch die Schwester Genoveva war in ihrem Sessel eingeschlummert.

Sie hatte es gekonnt: sie hatte ja an der jungen Wärterin eine treue und sichere Stellvertreterin.

Gertrud, die junge Wärterin, war wach und saß aufrecht an dem Bette des Kranken. Sie war ruhiger geworden. Sie blickte in stillem Nachdenken vor sich hin.

Der Kranke bewegte sich.

Das junge Mädchen fuhr fast erschrocken empor.

Der Kranke schlug die Augen auf.

Das junge Mädchen erbebte.

Er wandte das Auge zu ihr.

Sie preßte die Hand auf ihr Herz, als wenn der entscheidende Moment der Erkennung und Entscheidung ihr einen schmerzhaften Stich in das Herz gebe.

Aber dann hatte sie sich, wie mit wunderbarer Kraft, gefaßt. Sie sah fest, ruhig in sein Auge.

Er erkannte sie, mit seinem klarer gewordenen Auge in den Strahlen der aufgehenden Morgensonne, die durch die dicht behängten Fenster dennoch in den Saal hineinglühten.

Auch er erbebte. Eine Leichenblässe überzog das schon so blasse Gesicht.

Aber auch er wußte mit starker Kraft sich zu fassen, und daß er einen festen Entschluß gefaßt habe, sah man ihm an.

Hört man uns? fragte er leise.

Nein.

Er mußte doch Athem holen. Dann fuhr er fort:

Gräfin Hohenhorst, Sie haben bei mir gewacht?

Ich habe eine Pflicht erfüllt.

Auch sie konnte nur mit ungewisser Stimme sprechen.

Er fuhr fort:

Sie waren seit jenem Tage hier?

Seit jenem unglücklichen Tage.

Gräfin, ich habe Ihnen meine Erhaltung zu danken.

Nicht mir —

Sie haben sich jener Pflege bei mir unterzogen, ohne die meine Wiederherstellung eine Unmöglichkeit war.

Ich habe nur einen geringen Theil einer schweren Schuld abgetragen.

Ich verdanke Ihnen mein Leben, Gräfin. Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür bleiben. Aber gerade diese Dankbarkeit zwingt mich zu der Bitte, eine Frage an Sie richten zu dürfen.

Er hatte mit Klarheit, mit einer zwar warmen, aber gemessenen Ruhe

gesprochen, ohne die geringste Leidenschaft, ohne irgend eine Aufregung. Er folgte einem festen Entschlusse, einem klar vorgezeichneten Plane.

Wohin wollte er?

Auch die junge Dame hatte sich klar und fest zusammengenommen. Und äußerlich vermochte sie sich zu halten. Aber ihr Herz bebte.

Wohin will er?

Sie hörte schweigend seine Bitte an.

Er sprach weiter:

Sie hatten an jenem Tage — Sie selbst nannten ihn einen unglücklichen, es war der zweite der unglücklichen Tage — Sie hatten damals eine andere Pflicht zu erfüllen, Sie hatten am Traualtar ein gegebenes Wort zu lösen. Gleichwohl hat gerade jener Tag Sie hieher geführt. Darf ich um die Aufklärung dieses Räthsels bitten, Gräfin?

Ich habe jene Verbindung nicht geschlossen, vermochte die Gräfin mit fester Stimme zu antworten.

Nicht?

Sie war mir eine verhaßte.

Seit jenem Tage?

Sie war eine unwürdige, eine unheilige. Seit jenem Tage sah ich es ein.

Und Ihre Mutter, Gräfin?

Ich entfloh auch ihr.

Sie entflohen? Sie waren also auch jener Verbindung entflohen? Heimlich entflohen?

Meine Pflicht, mein —

Sie hatte wohl das Wort Herz auf der Zunge. Sie sprach es nicht aus.

Alles, fuhr sie fort, rief, zog mich hierher. Hier lag für mich jene schwere Schuld, die ich abzutragen hatte; hier lag meine Reue, meine Buße, mein Leben.

Sie war, vielleicht trotz aller Festigkeit ihrer Vorsätze, bewegt, fast leidenschaftlich geworden.

Der Kranke blieb um so ruhiger.

Niemand kennt Sie hier, Gräfin?

Nein.

Auch keiner von den Ihrigen, auch nicht Ihre Mutter weiß um Ihren Aufenthalt hier?

Nein.

Gräfin, so konnten Sie Ihr mütterliches Haus verlassen?

Ich mußte es.

Ihre Mutter ohne Nachricht über Ihr Schicksal lassen? Ueber das Leben Ihres einzigen Kindes?

Ich habe ihr geschrieben, sie weiß, daß ich lebe.

Aber nicht wo, nicht wie?

Ich konnte nicht anders.

Gräfin — die Worte des Kranken wurden nachdrücklicher, strenger — jetzt lassen Sie mich an eine ernste Pflicht Sie mahnen, an eine dringendere, heiligere, als Sie bisher, schon weit mehr, wie zur Genüge, hier ausgeübt haben. Kehren Sie noch heute, kehren Sie sofort, auf der Stelle, zu Ihrer Mutter zurück. Sie sind das dem Mutterherzen, sich selbst, Sie sind es gar mir schuldig, den Sie zu einem gezwungenen Mitschuldigen Ihres Vergehens gegen die Ihrigen machen würden.

Die Gräfin hatte sich wieder gesammelt.

Mein Herr, sagte sie, Sie sind ein edler Mann. Sie wollen mich auf einen Weg zurückführen, den Sie als den Weg der Pflicht für mich ansehen. Ich kann, ich darf Ihnen nicht folgen. Mein früheres Leben war meiner nicht würdig. Es war ein unheiliges, frevelhaftes. Meine eigene Mutter war es, die mich dafür erzogen, die mich hineingestoßen hatte, die mich darin fest hielt. Ich kann, ich darf nicht wieder hinein.

Spricht eine klare Ueberzeugung spricht ein fester Vorsatz aus Ihnen, Gräfin?

Was wäre es sonst?

Nicht eine augenblickliche Nervenstimmung? Eine romanhafte Laune? Vielleicht gar Trotz?

O, mein Herr, das war hart, das war nicht edel.

Sie war erblaßt. Aus ihren Augen drangen Thränen.

Es waren die ersten Thränen, welche der Kandidat Ehrhardt aus den Augen fließen sah, die er früher nur in stolzer, übermüthiger Schönheit gesehen hatte. Sie mochten sein Herz ergreifen, aber seine Vorsätze konnten sie nicht erschüttern.

Verzeihen Sie mir, Gräfin, wenn ich Ihnen Unrecht that, sagte er. Und ich will gern annehmen, ich that es. Um so mehr muß ich bei meiner Bitte, meiner Mahnung verharren. Die Pflicht ruft Sie zu ihrer Familie zurück. Ist wirklich Ihre Ueberzeugung eine klare und Ihr Vorsatz ein fester, so wird es eine Unmöglichkeit für Sie sein, einem Leben wieder

zu verfallen, das Sie einmal als ein unheiliges erkannt haben. Sie müssen mir folgen, Gräfin.

Aus den Augen der jungen Dame flossen neue Thränen, freilich andere. Waren jene in dem Gefühle eines Unrechtes, das ihr zugefügt wurde, geflossen, diese preßte das in diesem Augenblicke nicht minder, bittere Gefühl, die Einsicht ihr aus, daß sie unrecht gehandelt habe, daß sie noch unrecht handle, und daß sie nicht den Muth und die Kraft habe anders zu handeln. Und dann noch ein Anderes. Er liebte Sie nicht. Er, für den allein ihr Herz schlug, der ihre ganze Seele erfüllte. Sie war ihm eine Gleichgültige, gar eine Unheilige. In diesen Gefühlen konnte sie sich nicht wieder fassen. Unter ihnen brach ihr ganzes Herz hervor und auch zusammen.

O, mein Gott, rief sie aus, ich bin eine Verstoßene, eine Verdammte.

Sie sprang auf.

Sie ergriff das grobe Umhängtuch, mit dem sie am Abende vorher eingetreten war. Sie umhüllte sich damit.

Leben Sie wohl, rief sie.

Der junge Mann war doch erschrocken geworden.

Wohin wollen Sie, Gräfin?

Aber sie wiederholte nur: Leben Sie wohl.

Sie stürzte fort.

Noch einmal wandte sie sich um.

Sie stand in dem vollen, goldenen Scheine der Morgensonne, deren Strahlen durch die Oeffnung eines Fenstervorhanges gerade auf sie fielen. Ihr Gesicht war dennoch blässer, als das des Kranken, der kaum dem Leben wieder gegeben war.

Und dieser Kranke fühlte in diesem Augenblicke einen scharfen Schmerz durch die Brust ziehen. Aber ein Gedanke besiegte den Schmerz.

Es war Alles Laune, Blasirtheit. Woher sonst diese Heftigkeit?

Er rief sie nicht zurück.

Sie verließ den Saal.

Einige Minuten später erwachte die Schwester Genoveva.

Ihr erster Blick fiel auf das Bett des Kandidaten Ehrhardt.

Er saß halb aufrecht in dem Bette, das Haupt nachdenklich auf die Hand gestützt.

Der Stuhl an seinem Bette war leer.

Wo ist Ihre Wärterin? fragte die Schwester.

Fort!

Der Kranke erwiderte nur das Eine Wort.

Es schien der Schwester Alles zu enthüllen.

Sie fragte nicht weiter. Aber sie konnte sich eines schmerzlichen Nachsinnens nicht erwehren.

Der Kranke hatte sich in dem Bette zurückgelegt. Seine Augen waren geschlossen. Seine Hände bedeckten den übrigen Theil seines Gesichtes.

Drei Stunden später, es war gegen acht Uhr Morgens, saß die Schwester Genoveva wieder an ihrem Tische und die Schwester Agnes stand wieder vor ihr, plaudernd, wie vor zehn oder eilf Tagen, als die unbekannte Krankenwärterin des im Duell verwundeten jungen Mannes erschienen war.

Es war die Zeit, in welcher die beiden Schwestern von ihrer Nachtwache abgelöst werden sollten, um nach wenigen Stunden ihr mühseliges, beschwerliches Amt wieder zu übernehmen.

Es war heute aber auch die Zeit, zu welcher der Verwundete zufolge der gestrigen Erklärung der Aerzte aus dem Saale der schweren Kranken in die Station der Genesenden hinüber gebracht werden sollte.

Der Verwundete lag noch in seinem Bette. Aber er wachte.

Die beiden Schwestern unterhielten sich flüsternd; ihr Gespräch betraf ihn.

Die Schwester Agnes war diesmal nicht von ihrem Tische her zum Plaudern mit der andern Schwester herübergekommen.

Es war kurz vorher draußen im Korridor an die Thüre des Saales geklopft. Auf einen Wink der älteren Schwester Genoveva hatte die jüngere sich entfernt, um nachzusehen, wer klopfe. Sie war nach wenigen Minuten zurückgekehrt, mit einem Gesichte, in dem man neben Verwunderung noch immer Neugierde las.

Der scheint viel mit Frauen zu schaffen zu haben, Schwester Genoveva.

Wer Schwester?

Nun der in dem dritten Bette da.

Der uns heute verlassen wird?

Und immer so geheimnißvoll. Zuerst, gleich am Abend seiner Ankunft, jene Bürgerstochter, die doch wohl etwas Anderes war. — Aber

da fällt mir ein, Schwester Genoveva, warum ist sie denn heute so früh fortgegangen?

Ich weiß es nicht, Schwester?

Ich hatte sie vorher lange mit ihm sprechen hören. Ich konnte nicht verstehen was sie sprachen, sie flüsterten leise, aber Du mußt hier in der Nähe Alles gehört haben.

Ich schlief, Schwester.

Schade. Ich möchte wohl wissen, was sie mit einander hatten. Sie ging so auf einmal fort. Kurz zuvor war es mir, als wenn ich sie hätte weinen hören.

Aber, Schwester Agnes, Du wolltest mir sagen, wer draußen ist.

Wieder solch' eine geheimnißvolle Person, Schwester. Auch wieder eine hübsche, Geschmack scheint er zu haben, der Verwundete —

Immer diese weltlichen Bemerkungen, Schwester Agnes!

Aber älter ist sie, als die Andere. Und mager und bleich sieht sie aus, als wenn sie so eben, wie er, eine schwere Krankheit überstanden hätte.

Erzähle endlich, Schwester.

Was soll ich erzählen? Sie will mit dem Verwundeten sprechen.

Wer, Schwester?

Ja, Schwester Genoveva, wer? Wer das wüßte!

Sie wollte sich nicht nennen?

Sie dürfe ein Geheimniß nicht verrathen, das nicht ihr gehöre. —

Sie nannte also auch wohl den Verwundeten nicht?

Gott behüte. Sie sprach nur von einem verwundeten, jungen Manne, der vor zehn bis eilf Tagen hier eingebracht sei, der in diesem Saale sich befinde und bei dem des Nachts immer ein fremdes junges Mädchen gewacht habe.

Von der Fremden wußte sie?

Sie beschrieb sie genau.

Und sie wollte den Verwundeten sprechen?

Nur auf kurze Zeit. Aber allein, ohne Zeugen. Sie bat dringend darum. Sie habe ihm dringende Mittheilungen zu machen.

Wie ist das Aussehen der Frau? fragte die Schwester Genoveva.

Sie sieht leidend aus, aber sehr ehrbar.

Laß sie hereinkommen, Schwester.

Die Schwester Agnes kehrte zu der Thür zurück, winkte hinaus und ließ eine Frau in den Saal treten.

Wer in dem engen Stübchen hinter dem Spezereiladen der Frau Urner die kranke, leidende, hustende Besitzerin des Ladens jemals gesehen hatte, erkannte die Frau sofort wieder. Sie war noch leidend, über ihrem blassen Gesichte lag noch der frühere, stille und desto mehr drückende Schmerz. Aber die Farbe des Gesichts war trotz der Blässe gesunder als vormals und man hörte die arme Frau nicht mehr husten.

Die Schwester Agnes wies sie zu dem dritten Bette in der Reihe. Dann traten beide Schwestern zurück, um die Frau mit dem Genesenden allein zu lassen.

Der blassen Frau standen schon die Thränen in den Augen, als sie des Kranken ansichtig wurde.

Und auch dem jungen Manne, als er sie sah, wurden die Augen feucht.

Ihm vor heller, lauter Freude. Eine schwere Last schien ihm vom Herzen gewälzt zu sein.

Du lebst, Katharina! O, nun ist alles gut.

Und auch Du, mein lieber, mein edler Paul! welche Sorge, welche Angst hatte ich um Dich!

Und Fränzchen? Was macht Fränzchen?

Die Unglückliche —

Um Gotteswillen, rief angstvoll der junge Mann. Sie lebt doch?

Sie lebt, um derentwillen Du Dich in den Tod gestürzt hast.

Und ist sie wohl?

Es fehlt ihr nichts.

Gottlob. Aber woher weißt Du —? Doch davon nachher. Ferdinand? Welche Nachrichten hast Du von Ferdinand?

Das Gesicht der kranken Frau senkte sich mit einem unbeschreiblichen Schmerze auf ihre Brust nieder

Keine!

Noch immer keine?

Kein Wort, keine Silbe. O noch immer nicht.

Beide schwiegen. Es war das Schweigen des tiefsten Schmerzes.

Die Frau nahm zuerst wieder das Wort.

Aber laß uns von etwas Anderem sprechen, Paul. Ich bringe Dir eine frohe Nachricht.

Mir eine frohe Nachricht? lächelte schmerzlich und ungläubig der Kranke.

Deine Vokation als Pfarrer in Burgdorf ist eingetroffen.

Ha!

Der junge Mann rief es freudig, stolz. Eine lebhafte Röthe überflog sein Gesicht.

Der Sohn des Ministers, der ehemalige Garderittmeister war glücklich und stolz über die Berufung auf eine kleine Dorfpfarre.

Endlich, endlich, rief er, jetzt sollst Du nicht mehr arbeiten, nicht mehr entbehren müssen, meine liebe, meine arme Katharina!

Mein guter Paul!

Sie drückte seine Hand!

Er führte die ihrige zärtlich und ehrerbietig an seine Lippen.

Er war glücklich wie ein Kind geworden.

Ist die Vokation schon lange da?

Schon seit acht Tagen.

Und wann soll ich mein neues Amt antreten?

Sogleich. Es ist Alles zu Deinem Empfange bereit. Die Bauern schmücken schon das Pfarrhaus.

Und ich bin wieder hergestellt, Katharina. In wenigen Wochen werde ich reisen können. Aber Du gehst jetzt gleich hin, mit Fränzchen. Du richtest Haus und Haushaltung ein. In vierzehn Tagen folge ich Dir. Ich ziehe dann zu Dir ein. Wie glücklich werde ich sein, wir Alle!

Die blasse Frau hatte nur einen schweren Seufzer zur Antwort.

Der junge Mann hörte ihn.

O, auch Du, meine arme Katharina, sagte er tröstend. Das Unglück kommt nicht allein, aber auch das Glück nicht. Es wird uns Allen wieder lächeln. — Und jetzt erzähle mir, wie es Dir ergangen hat. Es war eine Krisis in Deiner Krankheit eingetreten, als ich Dich verlassen mußte. Du bist genesen. Du siehst wohler aus, wie seit Jahren.

Ich fühle mich auch wohler und stärker, sagte die Frau.

Gott sei gepriesen. Du, meine Arme, warst ja mein einziges Gebet zu ihm, von dem Augenblicke an, als ich auf diesem Schmerzenslager wieder denken konnte.

Und Gott hat Dein Gebet erhört, Paul. Er sandte mir einen seiner liebsten und treuesten Engel.

Du fandest Hilfe.

Eine Unbekannte nahm sich meiner an. Sie kam jeden Mittag zu mir. Sie blieb bis zum Abend. Sie pflegte mich. Sie richtete mich auf, sie tröstete mich. Sie versah mich mit Allem, was ich bedurfte, selbst mit Bequemlichkeiten. Ich hätte mir nichts anschaffen können. Der Laden in der Stadt war versiegelt. Die Gläubiger, die Kaufleute, von denen

ich die Waaren erhalten hatte, theilten sich mit dem Hauswirthe in das, was da war. Jener Engel rettete mich auch vor dem Hunger, mich und das Kind.

Das Gesicht des Kranken war bleich geworden. Er horchte jedem Worte der Frau mit gespannter Erwartung.

Von ihr, fuhr die Frau fort, erhielt ich auch Nachricht über Dich. Sie theilte mir Alles mit. Jeden Tag, wenn sie zu mir kam, erzählte sie mir von Dir. Sie hatte Dich gesehen. Heute, schon früh erfuhr ich von ihr Deine Genesung, und daß ich zu Dir kommen und Dich von Deiner Ernennung in Kenntniß setzen dürfe. — Aber sie selbst schien heute unglücklich zu sein.

Die Blässe in dem Gesichte des Kranken war eine furchtbare geworden.

Allmächtiger Gott! rief er.

Die Frau erschrack.

Was ist Dir Paul?

Nichts, nichts!

In dem Saale erschienen Männer.

Es waren ein Wundarzt des Hospitals und Träger, die den Verwundeten in den Saal der Genesenden tragen sollten.

Paul Ehrhardt und die blasse Frau mußten sich trennen.

7.

Ein schöner Sommerabend.

Ein schöner Sommerabend neigte sich in ein schönes Thal herab.

Das Thal öffnete sich nach Westen. Die Sonne schien noch voll herein. Nur hinten, wo die Berge sich dichter aneinander schlossen und die Schlucht sich krümmte, lagerten schon leichte Schatten.

Durch die Länge des Thales lag ein großes Bauerndorf ausgebreitet. Die weitläufigen Gehöfte, die gut erhaltenen Häuser zeugten von Wohlhabenheit.

In der Mitte des Dorfes, von der Hauptstraße zurück, stand auf einer kleinen vorspringenden Anhöhe die Kirche.

Rechts von der Kirche, schon wieder im Grunde, befand sich das Pfarrhaus.

Links von der Kirche, gleichfalls in der Tiefe, sah man die Ruinen eines alten Klosters.

Das Pfarrhaus sah gar stattlich halb unterhalb, halb hinter der Dorfkirche, und an dem einbrechenden Abende, an dem ich meine Leser in das schöne Thal führe, lag es besonders stattlich und freundlich da.

Seine Fenster waren überall mit frischem Laubwerk geschmückt. Ueber der Eingangsthür prangte ein mächtiges Gewinde von Eichenlaub, mit bunten Blumen durchflochten. Vor dem Hofe war ein hoher Triumphbogen aufgerichtet. Ein höherer und breiterer erhob sich schon am Eingange des Weges, der von der Dorfstraße nach Kirche und Pfarrhaus führte.

Der neue Pfarrer hatte an dem Tage seinen Einzug gehalten, und die Bauern hatten ihm zugleich ihre Verehrung und ihre Wohlhabenheit zeigen wollen. Darum waren auch die anderen Häuser des Dorfes geschmückt, und in allen Wirthshäusern war Musik und Tanz und Bier vollauf, und von dem Berge über der Kirche tönten noch immer einzelne Böllerschüsse in das Thal hinein.

Auch in dem Pfarrhause war es nicht ganz still. Man hörte laute, kräftige Stimmen darin reden. Sie naheten sich nach einer Weile der Hausthür, und in dieser erschienen mehrere Personen.

Zuerst zwei starke, derbe, wohlgenährte und wohlgekleidete Männer. Sie gehörten ohne Zweifel zu den gewichtigsten Mitgliedern der Gemeinde.

Ihnen folgte ein Herr und eine Frau in städtischer Kleidung,

Der Herr war wohl der neue Pfarrer, der nebst der Frau den beiden gewichtigen Mitgliedern der Gemeinde das Geleite bis in die Hausthüre gab; denn diese beiden Männer wollten sich verabschieden.

Aber sagen wir es nur gleich gerade heraus, der Herr war wirklich der neue Pfarrer, Herr Paul Ehrhardt und die Frau war die Frau Urner aus dem Spezereiladen in der Residenz, die Paul Ehrhardt seine liebe, arme Katharina genannt hatte.

Ja, Herr Pastor, sagt einer der gewichtigen Männer, und nun wollen wir wünschen, daß es Ihnen immer und recht lange bei uns gefallen möge.

Und, Herr Pfarrer, setzte der Zweite hinzu, daß nun auch recht bald auf die Pfarre kommen möge, was da noch fehlt. Die Madame hier ist gewiß eine recht brave Frau, wir haben das in den vier Wochen gesehen, die sie vor dem Herrn Pfarrer schon bei uns ist. Aber die Quarre des Herrn Pfarrers ist sie doch nun einmal nicht, und auf die Pfarre gehört die Quarre.

Ja, ja, bestätigte darauf der Erste, und ernähren kann der Herr

Pastor eine Frau hier. Gut und Hof und baare dreihundert Gulden Einkünfte, davon kann man schon leben. Und wenn sich die Frau Pfarrerin gut mit uns und unsern Weibern hält, und nicht eine zu vornehme Stadtdame sein will, so kommt es uns auch nicht darauf an, so soll es an Fleisch und an Würsten und was dazu gehört, auf der Pfarre nicht fehlen, ohne daß die Frau Pastorin einzuschlachten oder zum Fleischer zu schicken braucht. Wir können es ja. Und damit Gott befohlen, Herr Pastor.

Ja, damit Gott befohlen, Herr Pfarrer.

Und damit gingen die beiden gewichtigen Männer der Gemeinde.

Der Pfarrer Ehrhardt und die Frau Urner sahen ihnen eine Weile schweigend nach. Dann wandten sie sich zu einander.

Endlich sind wir allein, Katharina.

Und wir haben uns gewiß so Vieles zu sagen.

Gewiß!

Sie sagten es Beide seufzend.

Wohl war die Gesundheit Beider wieder befestigt. Paul Ehrhardt war zu seiner vollen Kraft genesen, und die Frau Urner hatte sich so wieder erholt, daß Niemand ihr ansah, wie sie noch vor kaum sechs Wochen am Rande des Grabes gelegen hatte.

Dennoch, wenn man sie ansah, gewahrte man bald, daß Beiden an ihrem Inneren ein schweres Leiden nage, das ihnen das Mark des Lebens zu zerstören drohte.

Im Hause ist es wüst von der Unruhe des Tages, sagte der junge Mann zu der Frau. Setzen wir uns in den Garten.

Ich werde nur Fränzchen holen, sie ist so allein, sagte die Frau.

Sie ging in das Haus. Sie kam mit dem frischblühenden Fränzchen zurück.

Das Pfarrhaus lag in einem freundlichen Garten. Ein zweiter Kiesweg führte durch den Garten zu dem Hause.

Setze Dich in den Weg, Fränzchen, sagte die Mutter zu dem Kinde. Sieh, wie viele schöne, bunte Steinchen hier sind. Spiele mit ihnen. Hier kannst Du es —

Sie hatte gedankenlos zu viel gesprochen. Sie hielt inne mit einem erschrockenen Blicke auf den jungen Mann an ihrer Seite.

Aber er war schon erblaßt.

Und das Kind sprach aus, was die Mutter, zu spät, hatte verschweigen wollen.

Hier kann mich die wilde Dame nicht überreiten, Mutter.

Nein, sagte die Mutter verlegen.

Ach, Mutter, das war wohl eine recht böse Dame. Aber schön war sie, und soll ich Dir noch etwas sagen, Mutter?

Spiele jetzt, mein Kind.

Aber erst mußt Du mich anhören. Sieh Mutter, die gute Gertrud, die Dich immer so pflegte und die mich so lieb hatte und so herrlich mit mir spielte, die war wohl beinahe so schön, wie die böse Dame; sie war nur nicht so geputzt, und ich mußte immer an die Dame denken, wenn ich sie ansah; aber böse konnte ich ihr doch nicht werden.

Spiele, mein Kind.

Das Kind setzte sich in den Weg und spielte mit den schönen bunten Steinen.

Das Gesicht des jungen Pfarrers aber hatte sich mit einer tiefen Blässe überzogen.

Komm, Paul, sagte die erschrockene Frau zu ihm, die selbst so schwer zu tragen und zu leiden hatte.

Sie nahm seinen Arm; sie führte ihn tiefer in den Garten hinein.

Der Garten lag so schön heimlich. Er lehnte sich an die Anhöhe an, auf der die Kirche stand; er dehnte sich bis an die Ruine des alten Klosters hinaus. Alles darin war still.

Auch umher war es stiller geworden. Das Schießen der Böller hatte ganz aufgehört. Die Tanzmusik tönte nur noch aus wenigen, entfernteren Häusern schwach herüber.

Die Sonne schien noch in das Thal hinein.

Die Frau Urner hatte den jungen Pfarrer in eine Laube geführt.

Sie hatten sich dort auf eine Bank gesetzt.

Sie waren schweigend gegangen. Sie saßen schweigend bei einander.

Das Herz der Frauen ist weicher, gebrechlicher. Der Gram zernagt es leichter. Die Frauen haben dennoch, auch in ihren schwersten Leiden, mehr Herrschaft über sich als die Männer.

Erzähle mir, lieber Paul, sagte die Frau. Wir haben uns seit vier Wochen nicht gesehen, und wir haben uns Mancherlei zu sagen.

Erzähle Du zuerst, Katharina.

Die Frau that auch das.

Ich habe hier in stiller Einsamkeit gelebt, aber unter der Liebe der Leute, die trotz ihrer Derbheit, mir mit Bravheit entgegenkamen.

Aber Du warst nicht glücklich, Du Arme?

Die Hoffnung erhob mich.

Hast Du Nachrichten? fragte der junge Mann lebhafter.

Keine, antwortete die Frau trüber.

Keine einzige, seitdem wir uns trennten?

Keine einzige, nun schon seit einem halben Jahre.

Und dennoch Hoffnungen? sagte der junge Mann bitter für sich.

Ja, Paul, mag Ferdinand gegen die Gesetze sich vergangen haben, er hat nie unedel gehandelt. Soll er ewig büßen? Ist nicht durch seine bisherige Strafe dem Rechte längst Genüge geschehen?

Dem Rechte wohl, aber nicht dem Hasse der Menschen.

Gäbe es denn keine Gnade mehr unter den Menschen?

Er nahm Theil an der Revolution!

An einer unblutigen!

Er stand an ihrer Spitze!

Aber er gehörte nie zu den Ungestümen. Er hielt die Stürmenden sogar zurück, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens.

Um so schlimmer für ihn!

Ueber die feinen Wangen der Frau flossen doch Thränen.

Hast Du denn gar keine Hoffnung für mich, Paul? Willst Du meinem Herzen auch noch seinen geringen, seinen letzten Hoffnungsstrahl rauben?

Wollte Gott, ich könnte anders. Du armes Weib!

Konnte er anders?

Es war eine alltägliche Geschichte der damaligen Zeit. Sie spielen vielfach auch noch in die jetzige Zeit hinüber, und wie sie damals manches Herz brachen, so auch dies heute noch. Man kann an manchen Orten keine Gnade haben und keine Gnade finden.

Ferdinand v. Brinkhof war ein wohlhabender, angesehener Gutsbesitzer, als auch in seinem engeren Vaterlande die Revolution des Jahres 1848 ausbrach. Obwohl zu dem ältesten Adel des Landes gehörend, hatte er immer ein Herz für das Volk gehabt, und er war, ohne daß er irgend darnach strebte, schon lange vor der Revolution ein Mann des Volkes geworden. So blieb er es in der Revolution und er gerieth unwillkührlich in eine Bewegung, der er so manche Berechtigung zusprechen zu müssen meinte. Er gerieth an die Spitze der Bewegung, die nun über ihn zu gehen drohte. Er wollte sie zurückhalten. Sie ging über ihn hin. Sie wurde zu Boden geschlagen. Er hatte einmal an ihrer Spitze gestanden. Er wurde für Alles verantwortlich gemacht, was geschehen war,

am meisten für das, was er hatte zurückhalten wollen. Er wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Allein in der Revolution war kein Blut geflossen, das hatte er zurückzuhalten vermocht. Seine Todesstrafe wurde im Wege der Gnade in — lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt. Sein Vermögen wurde konfiscirt.

Er saß im Zuchthause, schon manches Jahr. An eine weitere Gnade für ihn, an einen Erlaß seiner Strafe — wohl nur einzig und allein seine arme Frau dachte daran in der trügerischen Hoffnung eines liebenden Frauenherzens.

Seine arme Frau war die Frau Urner aus dem Spezereiladen der Residenz, jetzt in dem Pfarrhause zu Burgdorf die unglückliche Katharina.

Sie war die Kousine des Pfarrers Ehrhardt, die Tochter der Schwester seiner Mutter.

Die Verurtheilung ihres Mannes, die Konfiskation seines Vermögens machte sie mit ihrem Kinde zur Bettlerin. Den adeligen Verwandten war sie, die mit ihrem Manne übereingestimmt hatte, die auch den verurtheilten Hochverräther vertheidigte, die mit unveränderter Liebe an ihm hing, zum Greuel geworden. Man hätte sie selbst dann zurückgestoßen, wenn sie bei ihnen gebettelt hätte.

Katharina von Brinkhof konnte bei ihnen nicht betteln.

Paul Ehrhardt war der Einzige, der sich ihrer annahm. Ihr Freund war er immer gewesen; er wurde ihr Beschützer, mit dem ganzen Feuereifer, mit der ganzen Hingebung seines edlen Herzens. Er hatte die in ihrer Heimath unter den neuen Zuständen Geächtete, von ihren früheren Freunden und Standesgenossen, von ihren eigenen Verwandten am meisten Gehaßte und Verachtete, in ein anderes Land geführt, er hatte ihr, damit sie unbekannt, ruhig und unangefeindet leben könne, jenen Laden in der Residenz eingerichtet, selbst für sie entbehrend. Er war auf die Nachricht von ihrer Erkrankung zu ihr geeilt. Er hatte sie jetzt in ein besseres Asyl zu führen vermocht.

Vom Glücke konnte die Arme auch jetzt — nur träumen.

Ihr muthiger, hochherziger Gatte, der Vater ihres Kindes auf die Dauer seines Lebens im Zuchthause!

Gibt es ein größeres Unglück für eine edle, liebende Frau?

Und dieses Unglück ist in unsern Tagen ein so alltägliches geworden, und hat so manches brave Herz gebrochen!

Sollte es auch das Herz jener braven Frau brechen?

Ihr Freund und Verwandter konnte ihr keine Hoffnung geben; er mußte ihrem Herzen den letzten Hoffnungsstrahl rauben. Er konnte nicht anders.

Die arme Frau versank in ein schmerzliches Nachsinnen. Keine Hoffnung! Der Gatte für sein ganzes Leben lang zu der schmachvollen Strafe in den engen Mauern des Zuchthauses verurtheilt! Sie dazu verdammt, jeden Tag und jede Stunde ihres Lebens vom Morgen bis zum Abend, in langer, bitterer Nacht, nur den einen Gedanken zu denken, nur das Eine Bild vor Augen zu haben: den Mann, den edlen, geliebten Mann verkümmert und elend, unter gemeinen Dieben und Mördern in der Züchtlingsjacke. Ihr Kind, — o, wenn erst ihr Kind, ihr liebes, gutes, fröhliches, unschuldiges Kind erfuhr, wo sein Vater war! Das Kind, das den Vater noch nicht gesehen hatte!

Konnte der Unglücklichen nicht wohl das Herz brechen?

Aber ich sagte es, das Frauenherz ist zu schwererem Leide bestimmt, es ist aber auch mit einer wunderbaren Kraft ausgerüstet.

An der Seite der leidenden Frau saß auch ein Unglücklicher, und sie hatte in ihrem Unglücke nicht das Gefühl für das seinige verloren.

Laß uns von Dir sprechen, Paul, sagte sie. Du bist von Deiner Wunde genesen. Aber nur von Einer. An eine zweite muß ich rühren. Hast Du sie wiedergesehen?

Nein, antwortete der junge Mann traurig.

Ich habe Dich schmerzhaft berührt, Paul, Du erblaßtest schon vorhin bei der Erinnerung des Kindes. Ich muß gleichwohl fortfahren. Du mußt glücklich werden.

Paul Ehrhardt schüttelte den Kopf.

Du hast auch nichts von ihr gehört? fuhr sie fort.

Ich habe vermieden, nach ihr zu fragen.

Er sah dennoch fragend in das Gesicht der Frau.

Auch ich habe seit meinem Hiersein nichts wieder von ihr gehört, antwortete die Frau.

Sie wird in ihr früheres Leben zurückgekehrt sein, bemerkte bitter der junge Mann.

Die Frau wurde lebhafter.

Du bist ungerecht gegen sie, Paul.

Wo wäre sie sonst? Das vornehme Leben hatte sie blasirt. Sie bekam eine andere Laune. Sie hat diese befriedigt. Das frühere Leben hat wieder Reiz für sie.

Paul, Paul, alle jene Liebe, alle ihre Hingebung und Aufopferung für mich, für Dich, nennst Du nur eine Laune?

Und wie nennst Du sie?

Reue, Buße und vor Allem Liebe zu Dir. Ja Paul, sie liebt Dich mit der ganzen Gewalt ihres kräftigen und doch weichen Herzens. Sie hat mir dieses Herz geöffnet. Sie liebte Dich, von dem Momente an, wo Du, das Kind auf dem Arme mit dem klaren stillen Auge vor ihr standest. Sie liebte Dich plötzlich, aber für immer. Und auch Du liebtest sie. Auch Du hast es mir ja gestanden, daß Dein Herz schon für sie schlug, als sie in ihrem früheren wilden Treiben Dich noch nicht gesehen hatte. Du liebtest sie, als sie in jenem Treiben Deiner nicht werth war. Jetzt ist sie auch dies, wie sehr Du Dich dagegen wehren magst.

Und was hätte sie besser gemacht? fragte der junge Mann noch immer bitter.

Eben ihre Liebe, ihre Reue, ihre Buße. Hat sie nicht mit der hingebendsten Aufopferung Dich und mich gepflegt.

Und die eigene Mutter verließ sie sorglos.

Hat sie nicht zu den niedrigsten Diensten einer Magd sich gedemüthigt.

Eine Maskerade, die sich selbst gab.

Wie oft fielen ihre heißen Thränen auf das Kind, das sie kaum aus ihren Armen lassen konnte.

Aber das sie mit kaltem Herzen hätte überreiten können.

Wie oft hat sie an meinem Bette verzweifelungsvoll die Hände ringend, zu Gott für Deine Genesung gefleht.

Und jenem Duell konnte sie mit lachendem Munde zusehen!

Um Deinetwillen verließ sie Alles. Ihr bisheriges Leben erschien ihr wie ein Abgrund. Ihre bevorstehende Verbindung war ihr eine Unmöglichkeit geworden.

Aber ein unerhörter öffentlicher Skandal war ihrem Herzen eine Befriedigung.

Du wirst mit jedem Augenblicke ungerechter, Paul.

Nein, Katharina, ich mag bitter geworden sein, aber ich bin nicht ungerecht gegen sie. Sie war gefühllos, sie war herzlos, unweiblich, roh in hohem Grade. Sie war das Alles vielleicht schon seit Jahren. Es war ihr zur Natur geworden. Auf einmal jene plötzliche, völlige Veränderung! Kannst Du sie für mehr als Schein halten? Und wenn, ist sie natürlich, kann sie nachhaltig sein? Ist sie nicht vielmehr ein Extrem nach der andern Seite hin, das gerade als solches keine einzige Garantie einer Gründlichkeit, irgend einer Andauer darbietet? Du hast mir von

ihrer Hingebung und Aufopferung für Dich, von ihrer Liebe zu dem Kinde erzählt und ich weiß, was sie für mich gethan hat. Aber noch heute vermag ich kein anderes Urtheil über sie zu fällen, als dasjenige, das ich in dem ersten Augenblicke aussprechen mußte, da ich sie wieder erkannte: es war Laune, bestenfalls eine Krankheit ihres im wilden Treiben ihrer Welt leer gewordenen Herzens. Es gibt nichts Heiligeres, nichts Erhabeneres, als die wahrhaft demüthige Buße eines reumüthigen Herzens. Aber in dem, was sie hastig, leidenschaftlich, krankhaft nach der andern, wenn auch besseren Seite hin, gezeigt hat, wer will darin jene heilige Reue und Buße erkennen können? Sie hat ihre Laune befriedigt, ihr blasirtes Herz hat sich für das Leben der vornehmen Welt wieder gestärkt. Sie wird dahin zurückgekehrt sein. Sie gehörte dahin. Möchten wir sie vergessen können, wie sie uns vergessen hat.

Es waren Gründe des Verstandes, welche er vorgebracht hatte. Die Frau hätte nur mit Gründen des Herzens darauf antworten können. Sie schwieg.

Sie saßen Beide schweigend neben einander und Beide unglücklich genug.

Der Tag hatte sich völlig geneigt. Die Sonne war am Horizont verschwunden. Ueber dem Thale lag die volle Stille des Abends. Auch über dem Garten des Pfarrhauses.

Durch Stille und Dunkel des Abends wurden leise, flüchtige Schritte vernommen. Zwei Personen gingen in dem Pfarrgarten herum, sie näherten sich dem Pfarrhause.

Die Beiden in der Laube horchten.

Vielleicht noch ein später Besuch aus der Gemeinde, sagte der neue Pfarrer.

Aber sie waren eilig und man würde Dich zum Hause rufen.

Die Schritte schienen sich in dem Hause verloren zu haben.

Das Pfarrhaus hatte einen zweiten Eingang unmittelbar nach der Straße hin.

Auf einmal hörte man die Schritte wieder. Sie kamen aus dem Hause heraus, durch die Thür, die in den Garten führte.

Sie gingen in dem Kieswege des Gartens.

In dem Kieswege hatten die Beiden das spielende Kind zurückgelassen.

Sie konnten in der Dunkelheit es nicht mehr sehen. Aber es mußte noch dort sein.

Die Schritte hielten in dem Wege an. Es war in der Gegend, in welcher das spielende Kind sitzen mußte.

Eine Stimme sprach. Sie sprach zu dem Kinde. Es war eine Frauenstimme.

Fränzchen, mein liebes Fränzchen! sagte die Stimme.

Gertrud! rief jauchzend das Kind.

Paul Ehrhardt fuhr von der Bank empor.

Der starke Mann bebte.

Um Gotteswillen, Paul, fasse Dich, nimm Dich zusammen, sagte die Frau an seiner Seite.

Wo ist Deine Mutter, Fränzchen? fragte die fremde Stimme das Kind.

Dort in der Laube. Ich führe Dich zu ihr.

Nein, mein liebes Mädchen, bleibe Du hier. Ich gehe allein.

Ein Schritt nahete sich der Laube, nur Einer.

Sie kommt, Paul.

Und sie weiß, daß ich hier bin! sagte vorwurfsvoll der Pfarrer.

O Paul, sei nicht hart gegen sie.

Nein!

In dem Eingange der Laube begegneten sich zwei Schatten.

Paul Ehrhardt stürzte aus der Laube heraus.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorst warf sich weinend in die Arme der Frau von Brinkhof.

Er flieht mich!

Er verkennt Dich noch. Sein Herz wird dennoch das Deinige erkennen.

O nie, nie mehr!

Die Gräfin rief es in dem Tone der Verzweiflung.

Ein anderer Ton sollte sich gleich darauf aus der Brust der unglücklichen Frau herausringen, in deren Armen die Verzweifelnde lag.

Die Gräfin war nicht allein gekommen.

Bis zu dem Kinde hatte sie Begleitung gehabt.

Von dem Kinde zur Laube war sie allein gegangen.

Mein Kind, mein Fränzchen! sprach eine Stimme zu dem Kinde.

Sie sprach es leise.

Aber die Frau in der Laube, die Mutter, die Gattin, hatte sie gehört und erkannt.

Ferdinand! schrie sie auf, und es war ein Schrei, wie eine menschliche Brust nur einmal ihn hervorzubringen vermag.

Die Freude, der Ton, sie müßten die Brust zerreißen, wenn sie je so wiederkehren könnten.

Die Gatten lagen einander in den Armen.

Nach fünfjähriger Trennung.

Und welch' eine Trennung war das gewesen!

Du bist frei, Ferdinand?

Ich bin frei und wieder Dein.

Begnadigt?

Kennen sie Gnade? Ich bin entflohen. Sie hat mich gerettet.

Klotilde?

Deine edle, Deine muthige, Deine hochherzige Freundin. Sie hat mich gerettet, heimlich, gewaltsam, unter hundert eigenen Gefahren, stets beharrlich, stets unerschrocken. Sie hat mich zu Dir geführt. Ich mußte zuerst Dich sehen, unser Kind, nur auf fünf Minuten. Dann muß ich weiter. Ich bin hier noch mitten in der Gefahr.

Klotilde, mein Engel! rief die Frau.

Aber sie rief es vergebens.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorst hatte der Freundin den geretteten Gatten zugeführt.

Dann war sie verzweifelungsvoll entflohen.

8.

Und nochmals bunte Steine.

Am Zürcher See liegen schöne Städte, Dörfer und Häuser. Sie fassen den klaren See ein, wie Reihen und Gruppen weißer Perlen.

Hinter den Städten und Dörfern und Häusern erheben sich hohe, grüne Berge.

Zwischen den Alleen hindurch ziehen sich helle, belebte Straßen. Und auf den Straßen liegen manche bunte Muscheln und auch manche bunte Steine aus dem klaren, freundlichen See, an dem sie entlang laufen.

Und mit den bunten Muscheln und Steinchen hat so manches deutsche Flüchtlingskind gespielt, und sie müssen noch damit spielen!

Sie müssen! Wohl ihnen, daß sie es nicht wissen. Sie können fröhlich spielen.

Ihre Eltern wissen es desto mehr, und es ist ihnen nicht froh um das Herz.

Keines Menschen Herz ist froh in der Verbannung. Auch deutsche Herzen nicht.

Es war im Sommer des Jahres 1855.

Vor einem kleinen, bescheidenen, aber desto freundlicherem Hause am

Eingange des Dorfes Thalweil, oder Thalwyl, wie die Schweizer sagen, saßen zwei Frauen. Sie waren mit weiblicher Arbeit beschäftigt.

Zehn Schritte vor ihnen saß ein spielendes Kind.

Wer in Zürich gewesen ist und den Züricher See gesehen hat, der hat das schöne Dorf Thalwyl nicht vergessen, wie es unmittelbar vom Ufer des Sees an, einen ansehnlichen, vorspringenden Bergeskamm hinaufsteigt, zwischen Reben und Obstbäumen und Blumen, die jedes Haus einschließen, und wie oben auf der Höhe seine weiße Kirche und ihr heller Thurm weit über Berg und Thal in das Land hinein und fast über den ganzen See hinüber schauen. Das Dorf liegt so wunderschön da, und wenn nur ein einziger Sonnenstrahl auf den Züricher See und seinem Ufer fällt, er trifft die Kirche und den Thurm und die Häuser des Dorfes Thalwyl.

Unten am See lag das kleine Haus, vor welchem die beiden Frauen saßen und das Kind spielte. Zwischen Haus und See war nur die Landstraße.

Die beiden Frauen saßen an einer Hecke von Weinreben, deren Wand sie gegen die Nachmittagssonne schützte.

Das Kind saß auf der Landstraße. Es spielte dort fröhlich mit den bunten Muscheln und Steinchen, mit denen man aus dem See die Straße gedämmt hatte.

Ja, es spielte nochmals mit den bunten Steinen.

Es spielt auch noch heute mit jenen bunten Steinen aus dem Züricher See, denn es ist noch immer ein deutsches Flüchtlingskind, und wohl ihm, daß es noch fröhlich damit spielen kann.

Das Kind war wohl fröhlich, denn es war mit seinem ganzen Herzen bei dem Spiele, und es warf lachend und jauchzend die Steinchen in die Höhe und umher und fing sie wieder auf und las sie zusammen und warf sie wieder in die Luft und auf die Straße umher.

Die beiden Frauen aber waren bei der Arbeit, bei Nadel und Strickrahmen, wohl gar nicht mit ihrem Herzen, und auch mit ihren Gedanken wohl nur wenig. Dennoch waren sie nicht traurig.

Die Eine konnte vielmehr recht schalkhaft freundlich auf ihre Nachbarin sehen, wie es dieser mit der Nadel gar nicht voran wollte.

Und die Andere, diese Nachbarin, seufzte allerdings manchmal recht schwer auf, als wenn es ihr sehr enge, oder auch gar recht weh um das Herz sei; dann aber sah sie doch wieder mit so glänzenden, hoffnungsstrahlenden Blicken auf den spiegelglatten See vor sich und auf die weißen Dörfer und grünen Berge jenseits, und die Landstraße nach Zürich

hinauf, daß man wenigstens darüber zweifellos war, Gram und Schmerz könne in ihrem Herzen nicht wohnen, wenn dieses auch in einer unruhigen und selbst manchmal in einer etwas ängstlichen Spannung schlagen möge.

Ich glaube wahrhaftig, Klotilde, Du ängstigst Dich, sagte die Eine mit ihrem schalkhaften Lächeln.

Ja, Katharina, seufzte die Andere aus der gepreßten Brust hervor.

Ja, die schalkhafte Frau war die Frau Katharina von Brinkhof.

Und ihre schwermüthige und doch hoffnungsstrahlende Freundin war die Gräfin Klotilde von Hohenhorst.

Unglückliche, leidende Frauen können wieder glücklich und schalkhaft; und stolze, wilde Gräfinnen können schwermüthig und in der Erwartung von Bescheidenem hoffnungsstrahlend werden.

Aber war es denn nur etwas Geringes, Bescheidenes, was die junge Gräfin erwartete?

Und Du glaubst nicht, Klotilde, wie ich mich freue,- sagte Katharina.

Du auch!

Und warum Du denn nicht?

Ach!

Nichts, als o und ach, und ja und nein? — Aber weißt Du, worauf ich mich am meisten freue?

Nein.

Auf die großen Augen, die er machen wird, wenn er Dich auf einmal sieht.

Ach!

Potz —! Du schüttelst Dich ja ordentlich vor Schrecken.

Ach, Katharina, wenn Du wüßtest, wie schwer es mir auf dem Herzen liegt!

Weil Du den Mann Deiner Liebe erwartest?

Wird er mich lieben?

Aber Kind, schreibt er nicht seit Jahr und Tag fast Woche für Woche die zärtlichsten, die glühendsten Liebesbriefe?

An Dich, Katharina!

Aber kein Wort über mich. Nur von Dir, nur von seiner Liebe zu Dir spricht jede Zeile.

Und von seinem Unglücke und von meinem Stolze und meiner Gefühllosigkeit und meiner Laune, und daß ich mir nur einbilde, ich sei reuig und —

Alle Männer sind Thoren, Klotilde, egoistische, engherzige, herrsch-

süchtige Narren, und, sind sie einmal Garderittmeister gewesen und dann Pfarrer geworden, abstrakte Tugendnarren dabei. Ach, da fällt mir ein, Du möchtest doch wohl lieber Frau Rittmeisterin in der Garde, als Frau Pastorin unter den Bauern in Burgdorf werden.

Nein, nein, rief lebhaft die Gräfin.

Nun, laß ihn mir kommen, lachte die Andere, und sagen, daß Du nicht Buße gethan hättest. Aber laß uns im Ernst sprechen, Klotilde.

Ja, laß uns.

Wir sind jetzt seit einem Jahre hier.

Vor acht Tagen schon war es ein Jahr.

Du hast genau gerechnet. Ein Jahr lang sollte er nichts von Dir hören. Es war seine gerechte Strafe für sein Mißtrauen, seinen Mangel an Glauben, für seine eigene Herzenshärtigkeit.

Er war in seinem Rechte, Katharina, konnte er an meine wirkliche Reue, an meine gründliche Besserung glauben? Damals schon? Nach Allem, was geschehen war? Nach so kurzer Zeit?

In dem Augenblicke, als Du mir meinen Gatten, meinem Kinde seinen Vater wieder brachtest, als Du Alles für uns geopfert, selbst Dein Leben eingesetzt hattest? Auch da konnte er noch nicht an Dich glauben? Mußte er roh Dich von sich stoßen? Und das willst auch Du jetzt vertheidigen? Nun, nun, ich sehe doch, die Liebe ist ein kleiner, nein, ein recht großer Wahnsinn! Aber noch einmal, laß uns im Ernst sprechen. Also, ein Jahr lang hat er nichts von Dir gehört und gesehen. Er weiß nicht, wo Du bist, was Du treibst. Bald sucht er Dich in irgend einem einsamen Kloster als närrische Nonne versteckt, bald wieder auf wildem Rosse, zwischen Rittmeistern und Lieutenants, die Cigarre im Munde, und er ärgert sich täglich ingrimmiger über Dich und liebt Dich stündlich heftiger, heißer, leidenschaftlicher. So wird er heute hierher kommen. So wird er auf einmal, unerwartet Dich wiedersehen. Und er wird auch von Dir hören. Wie Du das ganze Jahr lang auch in diesem Hause der Engel warst. Wie Du Deiner vornehmen Mutter Dein Vermögen gelassen hast, damit sie nach wie vor ein vornehmes Haus machen kann, was sie glücklich macht. Wie Du Deinen Reichthum und Dein Glück darin gefunden hast, mit mir für unsere kleine, sehr kleine Wirthschaft zu sorgen und zu sparen, zu der mein braver Mann in dem Komptoir des reichen Seidenzeugfabrikanten zu Thalwyl die Kosten verdient. Wie Du in Allem so sorgsam und freundlich, und immer so still und ergeben und demüthig bist. Und wenn er das Alles sieht und hört, und hört und sieht, und er könnte dann noch der theoretische, abstrakte Thor bleiben. —

Horch, Katharina! unterbrach die Gräfin ihre Freundin.

Was soll ich hören.

Ein Wagen kommt.

Das höre ich.

Von Zürich her.

Auch das höre ich.

Wenn sie es wären!

Ferdinand und Paul? Ach, meine Liebe, ein Wagen von Zürich nach Thalwyl kostet viel Geld, und weder das Komptoir in Thalwyl, noch die Pfarre in Burgdorf bringen Geld für solchen Luxus ein. Sie werden bescheiden zu Fuße kommen. Zudem, wenn ich nicht irre, sind Reiter bei dem Wagen.

Aber Fränzchen! Sie spielt im Wege, rief die sorgsame Gräfin.

Auch sorgsam, sehr sorgsam, war die stolze, wilde Gräfin geworden, und sie ritt jetzt wohl kein Kind mehr über.

Sie sprang auf, nach dem Kinde hin, um es vor den Reitern und Wagen, die auf der Landstraße von Zürich her kamen, aus dem Wege zu führen.

Unterdessen hatten sich dem kleinen Hause auf einem anderen Wege zwei Personen genähert.

An dem linken Ufer des Zürichsees führt nicht blos jene, unmittelbar neben dem Wasser her laufende Landstraße. Ein zweiter Weg zieht sich parallel mit dieser oben auf den Anhöhen, die den See umgeben, durch Wald und Weinberge, durch Dörfer und Obstgärten. Er ist fast noch schöner, als jener tiefer liegende. Man sieht den See weiter hinauf und hinunter; man hat Dörfer und Landhäuser, Fabriken und Weingärten, Wiesen und Wald so malerisch zu seinen Füßen; man wird so oft, wenn man aus vorspringender Waldung heraustritt, durch die wundervollsten Aussichten überrascht.

Es giebt keinen schönern See, als den Zürchersee.

Jenen Weg über die Anhöhen kamen von Zürich her zwei Fußwanderer.

Es waren ein paar Männer in dem Anfange der dreißiger Jahre. Beide groß und kräftig. Beide ernst. Beide Gestalten, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie mit Leiden vertraut waren. Das noch immer bleiche Gesicht des Einen zeigte, daß er Jahre lang schwer gelitten hatte, schwer, wie ein Unglücklicher wohl nur im Zuchthause mag leiden können. Der traurige Blick des Andern verrieth, daß noch jetzt ein schwerer, schmerzlicher Druck auf ihm lag.

Der Anblick der schönen Natur um sie her hatte ihnen das Herz doch weiter und freier gemacht.

Sie waren still in dem Wege voran gegangen, bis sie in gerader Linie über und hinter dem kleinen Hause waren, das unten an der Landstraße lag. Ein Fußpfad bog dort aus dem Wege ab, den Berg hinunter, nach dem kleinen Hause hin.

Die beiden Männer schlugen den Pfad ein.

Treten wir leise auf, Paul, sagte der Eine zu dem Andern. Wir wollen sie überraschen.

Aber sie erwartet uns ja, Ferdinand.

Man kann auch um eine Minute, um eine Sekunde überraschen wenn es sich um eine rechte Freude handelt.

Auch mit einem schweren Leide, Ferdinand?

Ei, zum Teufel — nimm es nicht übel, frommer Pastor — aber denk nicht immer blos an Leid und Leiden. Du sollst hier fröhlich mit uns sein. Darum haben wir Dich her verschrieben. Und Du wirst es sein.

Ich werde mich mit Euch lieben Menschen freuen. Katharina sah ich seit einem Jahre nicht, und seit wie langer Zeit warst Du uns entrissen.

Und das sagst Du beinahe, als wenn Du in den Tod müßtest.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt seufzte.

Der Andere fuhr fort:

Ich bekomme da auf einmal einen wunderlichen Einfall. Auf die Pfarre gehört die Quarre, sagten, wie Katharina mir erzählt hat, am Abende Deines Einzuges in Burgdorf die Bauern zu Dir. Hast Du schon für die Quarre gesorgt?

Der Pfarrer schwieg. Er schien etwas unwillig werden zu wollen.

Ferdinand von Brinkhof mußte dennoch lachen.

Ich glaube, Katharina wollte einmal in der Hinsicht für Dich sorgen.

Wie? mußte doch der Pfarrer fragen.

Und wenn ich nicht irre, fuhr der Andere fort, hat sie den Gedanken noch nicht aufgegeben.

Nein, nein, wehrte Paul ab.

Und warum nein?

Auch Katharina weiß es.

Katharina weiß nichts, als daß Du ein großer Thor seiest.

Doch auch etwas Anderes weiß sie, und wird sie Dir wahrscheinlich recht bald von einer jungen Dame erzählen, mit der sie, ich glaube gar hier, ein ganzes Jahr zusammengelebt hat, in Leid und Freude, in

Sorge und selbst manchmal in Entbehrung, aber immer in Liebe und Freundschaft und recht oft, täglich, in heimlichen Gesprächen über einen Mann, den die Eine vertheidigte, die Andere aber, wie gesagt, für einen Thoren erklärte. Aber auch die Thorheit muß ihr Ende finden.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt war erblaßt.

Wie? konnte er auch jetzt nur fragen.

Aber sein Freund ermahnte ihn:

Still, wir sind nahe am Hause. Man kann uns hören. Und da sitzt auch schon Katharina.

Es sind zwei Damen da.

Ja, sie hat Besuch.

Ha!

Aber was ist das? Die Eine springt plötzlich auf.

Sie eilt zu der Straße.

Ach, und da unten auf der Straße sitzt Fränzchen und spielt! So sorglos, so schön! Welch eine Erinnerung! — Aber, mein Gott, da kommen Reiter, ein Wagen. Das Kind sieht sie nicht.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt war von dem Anblick des spielenden Kindes, von der Erinnerung, die es in ihm erweckte, und dann auf einmal von der neuen Gefahr, die er für das Kind herannahen sah, glaubte herannahen zu sehen, so ergriffen, daß er nichts Anderes mehr sah.

Schnell, wie der Wind, sprang er den Rest der Anhöhe hinunter, an dem kleinen Hause vorüber, an der Hecke von Weinreben vorbei, über die niedrige Mauer, die das Gärtchen neben dem Hause von der Landstraße trennte, auf die Landstraße, zu dem Kinde hin.

Aber als er bei dem Kinde anlangte und seine Arme nach ihm ausstreckte, um es aufzuheben, verstrickten seine Arme sich in zwei andere Arme, die ihm schon zuvorgekommen waren, und als er jetzt erst dies sah und verwundert aufblickte, da sah er auf einmal in zwei Augen, die gerade auch sich verwundert umblickten, und vier Augen senkten sich auf einmal verwirrt zu Boden, und zwei Herzen wurden noch mehr verwirrt, und die verstrickten Arme verschränkten in der Verwirrung sich fester, und die verwirrten Herzen lagen an einander, ehe sie es wußten.

Als sie es aber wußten, da wollten sie wohl, Augen, Arme und Herzen, im großen Schreck auseinander fahren. Allein es war zu spät, und zwar aus zwei triftigen Gründen.

Von der einen Seite nämlich erhob die Frau Katharina von Brinkhof ein so schalkhaftes Gelächter, daß die verwirrten Augen es noch weniger wagten, sich zu erheben.

Und die Arme, also auch die Herzen mußten beisammen bleiben, weil von der andern Seite gerade in diesem Augenblicke ein Sturm von Wagen und Reitern auf der Landstraße vorbeisausten, so dicht an den beiden, über dem Kinde Umschlungenen, daß der geringste Versuch der Letzteren, sich zu trennen, sie nothwendig unter die Hufe der Pferde bringen mußte.

Das Alles mochte nun wohl komisch genug aussehen, die unfreiwillige Umarmung, die Verwirrung, das vergebliche Bemühen sich zu trennen, das festere Umschlingen, das Lachen der boshaften Frau nebenan.

In einem der Wagen saß eine schöne Frau. Sie mußten wirklich laut auflachen.

Neben dem Wagen rief laut lachend eine Stimme: Tsto sa Tszort!

Ein anderer Reiter am Wagen hielt gar sein Pferd an und wollte gleichfalls laut lachen, vermochte es aber plötzlich nicht und konnte nur in starrer Verwirrung die Damen und die Gruppe ansehen, neben der er hielt.

Und nun parirte auch der Russe sein Pferd, und seine Augen waren nicht minder verwundert.

Alle Wetter, Graf Horvitz!

Alle Teufel, Graf Braganoff!

Aber in dem Augenblicke erhob sich würdig und edel die Gräfin Klotilde von Hohenhorst und sah mit festem Blicke zu den beiden Reitern hinauf, und der Pfarrer Paul Ehrhardt richtete seine hohe Gestalt höher empor, und legte seinen Arm enger um die Gräfin und blickte mit ruhigem, klaren Stolze in die Augen der beiden Grafen.

Die beiden Grafen setzten darauf ihren Pferden die Sporen in die Seiten und jagten den Wagen nach.

Die Gräfin Klotilde und Paul Ehrhardt aber hatten sich nicht wieder losgelassen, ihre Arme hatten sich vielmehr noch fester umschränkt, und auch ihre Augen vermieden sich jetzt nicht mehr und ihre Herzen ruheten freiwillig in den süßesten Schlägen an einander, und die Frau Katharina lachte nicht mehr boshaft, sondern weinte Thränen der Freude über Beide, und ihr Mann umfing in stiller Freude sie Alle.

Unter ihnen Allen aber — denn das Alles passirte noch auf der offenen Landstraße — rief das kleine Fränzchen:

Aber Ihr zertretet ja mich und meine bunten Steine!

Da flogen sie Alle auseinander und Paul Ehrhardt rief:

Das wolle Gott nicht, denn nächst ihm verdanke ich ja mein Glück Dir gutem Kinde und Deinen bunten Steinen!

[Fr]eund's Druckerei in Breslau.

Bayerische Staatsbibliothek München



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Dunkle Wege Schilderungen aus der Wirklichkeit von J. D. H. Temme

Bd.: 2

Berlin 1863

P.o.germ. 1977 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128038-2